~~Bibliothec Buch N. 18.~~

~~Cat. Bibl. deutsch. p. 382.~~

J. O. germ.
932
Mertens

<36619819400012

<36619819400012

S

Bayer. Staatsbibliothek

Die Schönheit der deutschen Sprache

in

auserlesenen prosaischen Stücken

aus den besten Schriftstellern der Nation.

Zur Bildung der Sitten

und

des Geschmacks.

Augsburg,

verlegts Eberhard Kletts sel. Wittwe. 1773.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Καλλοῖς κἀγαθοῖς.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Da der gute Geschmack in Deutschland gar wenige Verehrer findet, so daß man oft nicht anders, als auf Unkosten der bürgerlichen Klugheit, von neuen deutschen Schriften, die nicht mit einer Menge lateinischer Wörter ausgeschmücket sind, reden kann: so vermuthe ich auch nicht ohne Ursache, daß diese Sammlung auserlesener prosaischer Auffsätze, bey den Meisten, sehr nachtheilige Vorstellungen erregen und veranlassen werde; der Kaltsinnigkeit nicht zu gedenken, mit welcher

die Unwissenheit, die getreueste Gefährtinn des Stolzes, ihre eingebildete Rechte unter den Menschen ausübet. Eben in denjenigen Provinzen Deutschlands, in welchen die Verfeinerung der Muttersprache nicht die angelegentlichste Beschäfftigung der Gelehrten ist, wo sich zwischen der Sprache des Pöbels, und zwischen den Ausdrücken des Schriftstellers, oft wenige Unterschiede entdecken lassen, da wird man vermuthlich, eingenommen durch den auffallenden Begriff der Schönheit, etliche Stücke der Sammlung flüchtig durchlesen; hernach aber, weil zur Erkenntniß der Zierlichkeit in der Prose ein feineres Gefühl gehöret, als zu den Schönheiten in den Gedichten, das Buch mit der Grimasse der Unzufriedenheit zur Seite legen. Andere aufgeklärte Köpfe werden vielleicht, aus Mißtrauen gegen den Druckort, die Waagschaale der Critik ergreifen, und die Würde eines classischen Schriftstellers, die bey uns durchaus noch fremde ist, abwägen wollen; aber doch, weil eben nicht jeder gute Kopf mit einem guten Herzen verbunden ist, aus verschiedenen Ursachen, die Wahl der Stücke verschreyen, oder sie für eine Frucht müßiger Stunden ansehen. Dieß ist in Deutschland um so viel

leich-

leichter, je weniger daselbst die ungebundene Sprache bearbeitet wird. Einen Poeten — ja, der wird in solchem Orte, nach dem Verhältnisse des Geschmackes, bis von der Kindermagd, hochgeschätzet, obgleich seine ganze Kunst oft in nichts bestehet, als in der Fertigkeit, eine gedankenlose und von aller Malerey entblößete Prose, am Ende der Zeilen, in den Schlußsylben gut auf einander zu leimen; dagegen die Arbeiten des Redners, der sich einer körnigten, philosophischen und gewürzten Sprache befleißet, spräche er auch, wie Jerusalem — die werden kaum dem elendesten Gassenhauer das Gleichgewichte halten. Und was ist auch seltener unter den Deutschen, als ein Demosthenes, oder ein Cicero? Möchten doch gute prosaische Stücke mit einem so großen Eifer gesammelt werden, als heut zu Tage unsre poetischen Calendermacher jedes, oft nur aus zwo Zeilen bestehende Sinngedichte, von dem Untergange, der ihnen oft die größte Wohlthat wäre, zu erretten suchen. Diese Vermuthungen sind mir, bey der letzten Musterung meiner Autoren, beygegangen; und ich weis sie nicht besser, als zur Auslenkung einiger Vorwürfe, die mich um so viel weniger verwirren können, je mehr ich ihnen ge-

genwärtig bin, anzuwenden. — Doch, ich will die Absicht, die ich mit dieser prosaischen Sammlung zu erreichen bemühet gewesen, näher bestimmen, und etwas ausführlicher beschreiben. Den vielbedeutenden Titel der Schönheit habe ich ihr mehr in der zuversichtlichen Hoffnung auf das, was sie mit der Zeit werden kann, als in Rücksicht auf das, was sie schon itzt ist, gegeben. Denn, so wie ein Liebhaber der bildenden Künste, wenn er sich in seinem Hause Zimmer auswählet, welche bald der Ausstellung der auserlesensten Arbeiten eines **Schmids**, bald den schönsten Kupferstichen eines **Wille**, oder eines **Bause** gewidmet sind, jedes ihm schön dünkende Blatt hinter das Glas stellet, blos um das Urtheil der feinen Kunstkenner über seine Wahl zu hören, welches, wenn es mit dem Seinigen nicht übereinstimmet, ihn veranlassen muß, das erste Blatt wieder hinweg zu nehmen, um ein noch besseres an seine Stelle zu bringen: eben so kann auch das vernünftige Publikum die Stücke ansehen, die ich hier für classische eine Zeitlang ausstelle. Je mehr man darüber kunstrichtern wird, desto bälder kann die Sammlung zur Vollständigkeit gebracht werden. Meine Frau Verlegerinn hat sich, aus Liebe für das Wachsthum

thum der Jugend, entschlossen, eine brauchbare und vollständige Chrestomathie von classischen Schriftstellern in Prose, wohin besonders auch die guten deutschen Reden zu rechnen sind, zu liefern, die jungen Leute, welche die Schönheiten ihrer Muttersprache ordentlich zu studieren verlangen, zu einem Leitfaden ihrer Bemühungen dienen könnte. Ob ich nun gleich bey der gegenwärtigen Wahl auf solche Schriftsteller mein Augenmerk gerichtet habe, deren Stil von ganzen Gesellschaften gelehrter Männer öfters gerühmet worden, und ich mir beynahe schmeichele, keinen gebraucht zu haben, dessen Sprache ganz schlecht wäre; so bescheide ich mich doch sehr gerne, daß nicht ein jeder guter Autor so fort ein classischer Schriftsteller zu nennen sey. Es kann seyn, daß es deren noch mehrere giebt, als man hier in dieser Sammlung findet; daß aber ihre Anzahl nothwendig sehr klein seyn müsse, wird ein jeder leicht von selbst einsehen können. Ich will in diesem Falle auch lieber zu gewissenhaft seyn, als den Vorwurf gewärtigen, jeden Schmierer zum Schriftsteller gemacht zu haben. In meinen Ohren schallt immer noch die Stimme eines der feinsten Köpfe des schönen Alterthums, der bey solchen Wah-

ken uns den Ton, aber nicht nach einer gotischen Sackpfeife, angegeben hat.

— — — Neque enim concludere versum
Dixeris esse satis; neque si quis scribat, vti vos,
Sermoni propiora, putes hunc esse poetam.
Ingenium cui sit, cui mens diuinior, atque os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.

HORATIVS.

Der guten Autoren sind unter allen Nationen wenige gewesen. Diese zu finden muß man freylich das Schlechte wegwerfen ohne Eifersucht, wenn Jemand hinter uns dasselbe aufheben will. Dieses Gesetz ist vielleicht bey der Wahl der Briefe beobachtet worden, woselbsten man für nützlich gehalten, nur zweyerley Autoren zu benutzen. Die Deutschen haben überhaupt in unerdichteten Briefen noch einen großen Mangel: es fehlt ihnen, wie mich dünkt, eine Sevigne und eine Babet. Die ekelhafte Mode, alles in Briefen abzufassen, scheint endlich wieder zu veralten. Was unsre Sprache dadurch gewonnen hat, mag ich nicht entscheiden. Gellerten wollten wir doch jungen Leuten in der Briefsprache angerathen wissen, obgleich seine Schriften itzt harte Critiken ausstehen müssen. Nur sollte ihn nicht jeder Affe sogleich nach-

nachzuahmen suchen, sondern vielmehr bedenken, daß der Nachahmer allemal etliche Schritte hinter dem Originale herlaufen muß. Die Briefe, die wir ihm abgeborgt haben, sind solche, die mit der Jugend ohne Bedenken können gelesen werden. Eine wohlüberlegte Erfahrung hat uns gelehret, wie auch in Gellerten, in diesem so gewissenhaften Schriftsteller, Ausdrücke, besonders in Briefen, vorkommen, welche von der Jugend können gemißbraucht werden. Man kann bey solchen Gelegenheiten gewiß niemals behutsam genug seyn, insonderheit bey Leuten, die, angesteckt mit dem Gifte der Laster, auch oft heilige Reden, Bibelausdrücke, auf Muthwillen zu ziehen im Stande sind. Rabener setzte mich lange in Verlegenheit. Ihn nicht unter die classischen Autoren zählen, dieß wäre entweder Partheylichkeit, oder Unwissenheit. Denn entweder ist Rabener ein ächter Classike, oder wir haben itzt noch gar keinen. Inzwischen wagte ichs doch nicht, aus seinen Satyren etwas in diese Sammlung einzurücken, weil ich gefunden, daß junge Leute die Satyren gar nicht verstehen, und die erwachsenen oft dumm genug sind, um die Satyre alle Augenblicke in Pasquill zu verwandeln.

Wie froh war ich nicht, da die Herausgabe der freundschaftlichen Briefe unsers Rabeners meinem Zaudern ein Ende machte! Deren habe ich mich mit desto größerem Vortheile bedienen können, weil ich unter denselben Briefe von andern Schiftstellern gefunden, die unsrer Nation von jeher eine Zierde gewesen sind. Dieß wird man auch im philosophischen Stile von **Spaldingen**, ohne Bedenken, behaupten können, mit welchem die **Verfasser des Jünglings**, um das Scherzhafte und Muntere mit dem Ernsthaften abwechseln zu lassen, nicht ohne Ursache verbunden sind. Manche werden hier etliche Vorlesungen der Gellertschen Moral suchen; allein, weil sie so oft schon nachgedruckt ist, und man Ursache hat zu vermuthen, daß sie sich in jedermanns Händen befinden werde, so ist sie mit Bedacht weggelassen worden. Ihre Stelle nehmen **Cramers** Betrachtungen ein, die mir hier noch nützlicher geschienen haben, als diese Moral. Man muß auch ein recht blinder Verehrer Gellerts seyn, wenn man annehmen wollte, daß alle seine herausgegebnen Schriften von gleichem Gewichte wären.

Bey der historischen Schreibart wünschte ich einen deutschen Sallust oder Tacitum zu finden, oder erstlich, daß unsre Landsleute, nach dem Muster der Griechen und Römer, sich mehr bemühen möchten, die Philosophie mit der Geschichte zu befreunden, und sie durch ähnliche gut eingewebte Reflexionen, in der That zu einer allgemeinen Lehrerinn bürgerlicher Klugheit zu machen. So wenig man den Deutschen in der Genauigkeit der Aufzeichnung auch kleiner und nichts bedeutender Begebenheiten Vorwürfe machen darf, so viel wird man noch auf der Seite des guten historischen Geschmackes an ihnen auszusetzen finden. Es ist wahr, wir haben seit einigen Jahren vortreffliche Lebensgeschichten in deutscher Sprache gelesen, unter welchen die in dieser Sammlung sich befindende gewiß nicht den letzten Rang einnehmen darf; aber eigentliche große Geschichten — nein! die erwartet man noch. Dieses hat mich genöthiget, zu dem großen Geiste des Bischoffs **Bossuet** meine Zuflucht zu nehmen, und aus seiner Geschichte ein Stück heraus zu nehmen, welches man vielleicht nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen wird. Es sind keine Anmerkungen dabey, weil wir des Bi-

schoffs

schoffs Arbeit ganz rein lassen wollten. Mit dem historischen Stile schließt sich die ganze Sammlung, weil wir unter den deutschen politischen Reden viel zu wenige Muster, vielleicht gar noch keine haben, die wir hätten gebrauchen können. Auch haben uns gewisse Ursachen bestimmet, die **dramatischen Stücke**, die bishero in Prose zum Vorscheine gekommen, zu übergehen, sonsten würde man gewiß **Leßingen** in dieser Sammlung finden, den wir, nach unserm Geschmacke zu urtheilen, für einen solchen deutschen Originalkopf halten, dergleichen wir wenige haben.

Sonst habe ich nichts zu erinnern, als daß diese prosaische Sammlung das Gegenbild zu jener unlängst in eben diesem Verlage erschienenen poetischen Chrestomathie seyn soll.

Gott lasse auch diese geringe Bemühung der deutschen Jugend, deren Unterweisung vielleicht unser ganzes Leben gewidmet seyn wird, zu einigem Nutzen gereichen. Geschrieben zu Augsburg, den 17. September 1772.

M. Hieronymus Andreas Mertens.

Rabeners Charakter in Miniatur.

Nach des Herrn C. F. Weißens größerm Porträte.

Gottlieb Wilhelm Rabener, der beste Satyrenschreiber alter und neuer Zeiten, wurde den 17 September 1714 zu Wachau, einem Ritterguthe, unweit Leipzig gebohren. Sein Vater, Justus Gottlieb Rabener, war damals Besitzer desselbigen und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht selten hypochondrischen Anfällen ausgesetzt. Bis

in das vierzehente Jahr genoß er daselbst des Unterrichts eigner Lehrer, und unter diesen namentlich der Aufsicht des noch itztlebenden Stadtpredigers in Dreßden, Herrn M. Grenzens, der nachher sein Beichtvater war, und sich durch verschiedene gelehrte Schriften bekannt gemacht hat. Im Jahre 1728 gieng er auf die Landschule nach Meißen, wo vormals sein Großvater väterlicher Seite, M. Justus Gottfried Rabener, als Rektor gelehret hatte. Für diesen hatte er eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und seinen Schriften kannte. Er fand hier unter andern seiner Mitschüler den Herrn M. Grabener, itzigen sehr verdienten Rektor an der Schulpforte, einen Verwandten, dem er seine Ergebenheit durch das Vermächtniß seines sämmtlichen Vermögens zu erkennen gegeben, den noch lebenden Herrn Professor Gärtner in Braunschweig, und den seligen Professor Gellert. Mit diesen errichtete er eine genaue Freundschaft, die auf der Universität fortgesetzet wurde, und bis an seinen Tod dauerte. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftsteller hochgeschätzt, als ein äußerst brauchbarer und geschäfftiger Mann bewundert.

Nachdem er die gewöhnlichen sechs Jahre in Meißen zugebracht hatte, kam er 1734 auf die Universität nach Leipzig zurück, wo er ein paar Jahre darauf seinen Vater verlohr. Hier bauete er auf den feinen Grund, den er auf der Schule gelegt hatte, und bediente sich in jedem Theile der Litteratur der vorzüglichsten Lehrer. Sein Haupt-

studium

studium war inzwischen die Rechtsgelehrsamkeit, worinnen er einen so guten Fortgang machte, daß er 1737 unter dem Herrn D. Hommel eine selbst verfertigte Streitschrift, de mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae, öffentlich vertheidigte. Da er sich auch gern in praktischen Dingen, und hauptsächlich in solchen, welche die Landesverfassung betreffen, umsehen wollte, so begab er sich oft zu dem damaligen Kreyslandsteuereinnehmer Lazer: dieser machte ihm Lust zur Kenntniß der Steuersachen, und verschaffte ihm auch Gelegenheit dazu. In kurzem brachte er es darinnen zu einer solchen Wissenschaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einschlagende Arbeiten kannte, und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war für Geschäffte gemacht. Er faßte eine Sache leicht, übersah vieles mit einem Blicke, und konnte geschwind die Hauptsachen von den Nebensachen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen unterscheiden. Er vollbrachte deswegen in kurzer Zeit mehr, als viele bey einem ängstlichen Fleiße in weit längerer zu thun vermögen. Unter diesen ernsthafteren Geschäfften, die er zu seinem Berufe gemacht hatte, vergaß er nicht die Musen. Sie waren überall seine liebsten Begleiterinnen, und versüßten ihm die trockenen Arbeiten seiner Lebensart. Er machte sich bald durch seinen Witz und lebhaften Verstand bekannt, und alles, was nur Geschmack liebte, drang sich zu ihm, und liebte seine Freundschaft.

Schon im Jahre 1741 hatte er das Amt eines Steuerrevisors des Leipziger Kreises erhalten,

ein beschwerliches Amt, das mit vielen Reisen auf dem Lande umher, mit Untersuchungen und Abmessungen des Eigenthums, und mit einer mühsamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältnisse dieses Eigenthums, oder auch Gewerbes, beschäfftiget ist; das eine genaue Kenntniß der Landesverfassung und eine geprüfte Rechtschaffenheit erfordert. Er war auch in diesem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geschicklichkeit zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der äußersten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erforderten, und er hatte es seiner Klugheit und Rechtschaffenheit, die er keinen Absichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenige Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren. Seine Erholungen waren seine witzigen Arbeiten.

Indessen zog sein Fleiß, seine Treue, Geschicklichkeit und Ordnung in seinen Berufsarbeiten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten immer mehr auf sich. Sie sahen, daß er dem Vaterlande in einem höhern Posten noch weit wichtigere Dienste leisten könnte, und wünschten auch seine bisherigen zu belohnen. Man berief ihn also nach Dreßden in das Obersteuercollegium, wo er die Stelle eines ersten Obersteuersekretärs erhielt. Er verließ Leipzig, als den Wohnplatz seiner besten

und

und ältesten Freunde, als den Ort seiner jugendlichen Freuden und seiner ersten gelungenen Arbeiten, mit Schmerzen. Aber er zog seinen Beruf seiner Lust, und die Hoffnung, noch nützlicher zu seyn, allen übrigen Betrachtungen vor. In Dresden fand er, wie es bey solchen Verdiensten nicht anders zu vermuthen war, unter Hohen und Niedern Bewunderer, Gönner und Freunde. Bald darauf brach der Krieg aus. Er wurde von den vornehmsten Officieren des preußischen Heers, die damals in Dresden waren, aufgesucht, geliebt und hochgeschätzt. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr als einmal. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen. Diese Unterredung hätte für Rabenern und für die deutschen Musen gleich vortheilhaft seyn können. Denn er besaß alles, was zu einer solchen Unterredung gehört, äußerlichen Anstand, Klugheit und Gegenwart des Geistes: aber sie hatte nicht statt, da der König plötzlich aufbrach, und niemals, oder doch nur kurze Zeit nach Dresden kam. Indessen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 besuchte Rabener seine Freunde hier in Leipzig, nachdem schon der größte Theil seiner Amtsarbeiten aufgehöret hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch sein Geist. Doch schien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu sehen. Im Monat Julius des 1760 Jahres folgte wirklich die unglückliche Belagerung von Dresden. In dem dadurch entstandenen Brande giengen seine Handschriften sowohl im Originale, als in der Abschrift darauf: denn beyde

Häuser, wo er sie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flamme.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnungen seines Fürsten. Er wurde endlich Steuerrath. Er hielte viel, und in solchen Geschäfften zu arbeiten, wo er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen recht nützlich seyn konnte, für ein größer Glück, als Vermögen und Rang. Seit dieser Zeit sah man ihn jährlich zweymal, in der Oster- und Michaelismesse. Seine Freunde ermunterten ihn, einen Versuch zu Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen, da die Jdeen derselben noch lebhaft wären. Aber Rabener war unbeweglich. Seine Amtsgeschäffte, sagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsstunden zu allen Schriftstellerarbeiten unfähig und stumpf. Alles, was man über ihn erhielte, war, daß er die Briefe, aus welchen wir einige in unsre Sammlung aufgenommen haben, niederlegte. Er wollte durchaus nichts bey seinem Leben drucken lassen, weil er dadurch am besten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider seinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deswegen in der Vorrede zur sechsten Ausgabe seiner Schriften die Sammlung von Briefen an, welche Herr Weiße herausgegeben hat, und erklärte, daß nichts anders, weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode gedruckt, und als eine authentische Schrift von ihm sollte erkannt werden. Die Niederlegung seiner Briefe geschahe 1765 in der Ostermesse. Von dieser Zeit an fieng seine Gesund-

heit

heit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlohr es wieder, vielleicht weil seine Geschäffte ihn hinderten, diese heilsame Krankheit, die oft das Zeichen eines sonst dauerhaften und festen Körpers ist, gehörig abzuwarten. Im Jahre 1767 bekam er den ersten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismesse nach Dresden zurück kam. Dieser Anfall gab nebst einem andern kleinen Umstande wenig Wochen darauf zu dem Gerüchte Anlaß, daß Rabener gestorben sey: aber es war, Gott Lob! nur ein Gerüchte. Das folgende Jahr 1768 gieng er ins Karlsbad. Es fand sich ein periodischer Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7 Merz 1769. Seit diesem Anfalle erholte er sich niemals wieder. Seine Kräfte verlohren sich, seine Munterkeit, sein Witz selbst nahm ab. In der Ostermesse 1770 sahe man ihn zum letztenmale in Leipzig. Denn das folgende Jahr überfiel ihn zu Ende der Steuerseßionen eine Art eines Steckflusses. Ein sich dazu gesellendes Fieber nebst einigen andern guten Umständen ließen noch Hoffnung übrig, daß auch diesesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor seinem Tode fand sich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorher sahe, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren schienen. Den 22 Merz stund er des Morgens früh auf, sagte, daß er sich wohl befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freun-

des an, und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr setzte er sich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu schlummern, und nachdem er wieder jähling erwachte, rufte er seinen Bedienten, stammelte ein paar unverständliche Worte, und es erfolgte sein Tod, ein schleuniger Tod, ohne Schmerzen, so wie er sichs gewünscht hatte.

Er gehörte zu den außerordentlichen Menschen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüstet werden, was sie in der Welt seyn und thun sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigene Weise, seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Weise ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Seine Fähigkeiten und sein Charakter stimmten vollkommen überein, ihn zu dem Manne zu machen, der er wirklich war. Sein Gemüthe war immer ruhig und heiter; das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freyheit des Geistes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze Versammlung bey seinem Eintritte aufleben zu sehen. In der That sagte er so gute Einfälle, als er schrieb. Der öffentliche Tisch, an welchem er vormals in Leipzig speisete, wurde von allen, die Geschmack hatten, als ein Ort des Vergnügens

gnügens und der Fröhlichkeit gesucht. Aber alle, die von ihm ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit werden, niemals der Scherz die Gränzen der guten Sitten, oder der Pflicht überschreiten. Aber sein eigner Witz ergoß sich nur für seine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil: und er verbarg ihn sogar oft, wenn sie ihn deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Er war freymüthig ohne unbescheiden, und offenherzig ohne schwazhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Indessen gehörte viel dazu, ehe man seine ganze Vertraulichkeit erwarb. Dadurch wurden seine Freundschaften so feste, daß seine ersten auch seine lezten waren. Diesen Freunden diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit seinem Rathe und seiner Belehrung. Voller Treue für seine Regenten, voll patriotischen Eifer für sein Vaterland, voller Ehrfurcht für seine Vorgesetzten, besaß er im Gegentheile ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen. Er war im höchsten Grade arbeitsam, und opferte Vergnügen und Gesundheit seinen Geschäfften auf. Er hatte zeitig an den Geschäfften, die ihm seine Pflicht auferlegte, Geschmack gewonnen: er unterrichtete sich so genau von der ganzen Landesverfassung und dem Steuerwesen insbesondere, als es kaum zu seinem Amte nöthig gewesen wäre; und da er hier eben den geschäfftigen Geist, den eindringenden Verstand

und die scharfe Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er ein so vorzüglicher Schriftsteller geworden war: so hatte er in kurzem alle die Einsichten, die dazu gehören, nicht blos die Geschäffte nach einmal gemachten Einrichtungen zu treiben, sondern diese Einrichtungen selbst zu verbessern. Gegen seine Collegen und Untergebenen war er voll Güte, Freundschaft und Dienstbeflissenheit. Und so strenge er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen andre in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen in seinem Amte. Er diente ohne eigennützige Absichten, so bald er konnte: er war aber gegen Bitten unbiegsam, so bald man nach seiner Einsicht nicht das Recht auf seiner Seite hatte. Sein Tag war ordentlich abgetheilt, und seine Zeit wurde von ihm ausgekauft. Er stund gemeiniglich sehr früh auf, und that die schwersten Geschäffte zuerst. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg, und er verließ sie, so bald seine Geschäffte ihn ruften. Seine Sitten waren äußerst strenge. Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, besuchte den öffentlichen Gottesdienst ordentlich, und dachte und lebte als ein Christ. Er verabscheute Spötter, und demüthigte sie oft durch einen empfindlichern Spott, als ihr Angriff war. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte sie oft lächerlich. Er war ein ordentlicher Haushälter, sparsam, nicht karg, freygebig, nicht verschwenderisch. Er

ver=

verabscheuete die Schmeicheley, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut, oder in seiner Gegenwart ertheilt wurde. Kurz, Deutschland verlohr an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, sein Vaterland einen Patrioten und arbeitsamen Bürger, sein Fürst den getreuesten Diener, seine Freunde den rechtschaffensten, den edelsten Freund.

Rabeners freundschaftliche Briefe.

Quedlinburg, den 16. Merz 1754.

Liebster Rabener.

Meine Veränderung ist nunmehr gewiß. Ich habe die königliche Vocation nach Copenhagen, und ein sehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe alles so reiflich überlegt, als es nur möglich gewesen ist, und meine Freunde in diesen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt seyn, daß diese Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden ist wohl keiner so überzeugt, als Sie, daß ich bey einer solchen Veränderung keine lange Briefe schreiben könne, zugleich auch, daß mir die Trennung und so weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig seyn müsse. Wie sehr würde ich getröstet werden, wenn ich Sie noch in Leipzig umarmen

armen könnte! Ach liebster, liebster Rabener, wenn Sie Ihren Cramer so glücklich machen wollten, wenn Sie mich entzücken wollen, so kommen Sie auf acht, nur auf vier Tage nach Leipzig. Das ist, allem Ansehen nach, das leztemal, daß wir uns sprechen und sehen können. Meine Charlotte umarmt mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen desto besser gefallen sollen. Ich bin Ihr

Cramer.

Dresden, am 24. Merz, 1754.

Den Brief vom 12 Merz oder vielmehr die drey Zeilen, worinnen ich Ihnen den richtigen Empfang des Ihrigen meldete, und bald mehr zu schreiben versprach, werden sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlich zu schreiben, da wegen fortdaurender Seßionen binnen hier und Ostern kaum die Nächte meine sind. Noch weniger kann ich nach Leipzig kommen. Und also soll ich Sie gar nicht, mein liebster Cramer, nimmermehr in dieser Welt wieder sehen? Der Gedanke ist mir bitter! Ich kann mich unmöglich dabey aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienste haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau sterben, auf dem sie gebohren sind? Auf die Feyertage schreibe ich Ihnen gewiß und weitläuftig. Gott lasse es Ihnen immer wohlgehen. Sie verdienen es, und ich werde

mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung besser werde gewohnt seyn, und wenn Sie mir von Copenhagen aus diejenige gute Hoffnung bestätigen, die Sie mir in gestrigem Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal so viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Copenhagen genießen sollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tausend, tausendmal von mir, und nehmen Sie in meinem Namen Abschied. Unserm Zerbster S. habe ich geschrieben. Nach Zerbst? Das lasse ich gelten, aber nach Copenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bey Ihrer so geschwinden Aenderung mit den Psalmen, mit den sechs heiligen Reden und mit den verwaysten vermischten Schriften werden? Wen werde denn ich haben, dem ich den Rest meines Wizes, welchen ich dem Verleger noch schuldig bin, anvertrauen könnte? Herr Schlegeln allein? Das ist sehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich sagen, wenn ich kein Deutscher wäre. Ich wollte, daß Sie itzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwey Sprichwörter durchzulesen, die ich hier schicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nicht, Sie wissen es wohl, sondern schreiben Sie mir Ihre Zweifel auf ein Blatt, zu dem Ende habe ich unten mit Bleystift foliirt. Geben Sie die Aufsätze dem Verleger versiegelt wieder, der es an mich zurücke senden wird. Der Verleger mag es auch lesen, sonst kein Mensch. Sie können mir glauben, daß ich, seit meinem Hierseyn, noch nicht so

viel

viel Zeit, noch ein so aufgeheitertes Gemüthe gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortsetzung meiner Schriften kommen können. Inzwischen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an dem Sprichworte gearbeitet: Gedanken sind zollfrey, mit welchem ich schon weit gekommen bin. Es soll ungefähr so lang werden, wie eines von diesen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flicksteine machen, damit etwa sechzehn Bogen voll werden; denn Sie müssen wissen, daß ich schon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn sechzehn volle Bogen zusammen gezerrt: Bon jour, Herr Verleger! a Dieu, Witz! Alsdann will ich meine Feder an des Verlegers Laden nageln, damit sich junge Schriftsteller daran spiegeln, und mit keinem Buchführer einen Contract machen. Dieses können Sie dem Verleger lesen lassen, wenn er gleich ein wenig im Laden herum purzeln wird. Den Augenblick besinne ich mich auf den Anfang meines Briefes, und daß ich erschröcklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl.

Rabener.

Dresden, am 26. Merz, 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausstehn. An der Ostermesse habe ich Ihnen mit der Mummischen Buchhandlung einen Brief zugesendet; in der Michaelismesse schickte ich Ihnen durch eben diesen Canal noch einen Brief, und bat inständigst um

um Antwort: aber bis heute warte ich vergebens. Hätten sie keinen Juden getauft; (*) so würde ich nicht einmal wissen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittre Vorwürfe zu machen; so will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremde werden; lassen Sie uns, mein liebster Cramer, es ja vermeiden, so lange wir können: damit Ihnen itzo nicht einmal die neue Entschuldigung von verlohren gegangenen Briefen übrig bleibt, so sende ich diesen durch Innschluß eines meiner besten Freunde in Dresden, des dänischen Legationssekretairs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen seiner Freunde in Copenhagen wird bestellen lassen. Bekomme ich nun in künftiger Messe noch keine Antwort; so will ich Sie : : : Nein, vergessen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verlohren, daß Sie mich vergessen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht verleitet hat, meine Freundschaft auf eine so traurige Art zu vernachlässigen, so küsse ich ihr die Hände. Von meinen Umständen will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was daran läge; aber auch von Ihnen ist mir keine Nachricht so wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund sind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gerne sehen oder nicht.

Rabener.

Copen=

(*) Diese Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, stund, als eine Merkwürdigkeit, in den Zeitungen.

Copenhagen, am 16. May, 1756.

Mein liebster, bester Rabener.

Ob ich gleich an Sie unlängst einen Brief geschrieben habe, worinnen ich Sie um Verzeihung meines langen Stillschweigens gebeten: so muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war so zärtlich, so voll Freundschaft, daß ich ganz davon bin gerührt worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verschonen wollten, so war er doch so zornig, so zornig, daß Sie mich recht erschreckt haben. Nein, mein liebster Rabener, wir wollen uns nicht einander fremde werden. Das ist weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremde werden sollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich; denn es giebt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine Sylbe gesehen habe. Aber ich vergesse gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um so viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich gewesen ist, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könnte, ausfindig zu machen. Denn Klopsstocken kann ich wenig genießen, weil ihn bisher seine Umstände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwischen denen, die höher sind, als ich bin, bleibt, so lieb sie mich auch haben, doch allezeit eine gewisse Entfernung, die mich hindert, so vergnügt durch ihre Freundschaft zu werden, als man seyn würde, wenn sie uns dem Stande nach näher wären. Und ich sollte meinen

nen Rabener vergessen können, und ihm fremde werden? Wie zärtlich und wie zornig ist ihre Bitte, daß wir es so lange vermeiden wollen, als wir können! Also wird es wohl auf ewig vermieden werden; denn ich will gerne fleißiger schreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umständen melden; denn ich nehme den größten Antheil an dem, was Sie angeht. Also seyn Sie ferner mein lieber Rabener, und schreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillschweigen ganz vergeben haben, so vergeben, als wenn ich sehr oft an Sie geschrieben hätte, weil ich mich gewiß bessern werde. Aber ich setze dieses ganz furchtsam hinzu, Sie müssen auch nicht so kurz schreiben, als Sie immer gethan haben. Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundschaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben. Ihr

Cramer.

Liebster Rabener.

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in so langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein so unversöhnlicher Freund seyn würden? Ich war im verwichenen Jahre saumselig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige freundschaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde so dadurch zerknirscht, daß ich Ihnen zweymal hintereinander schrieb, und Ihnen die feyerlichste Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten un-

 sers

sers Sachsens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn versöhnt hätte. Und vielleicht sind Sie nun, Sie, ein so guter Patriot, so in das Unglück unsers Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergessen, Ihre Klagen in den Schooß eines Freundes auszuschütten. Aber wer darf jetzt klagen? Wer darf seine Meynung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernet bin, und mit dem mir ewig theuren Sachsen so viele Freunde beklage, darf ich doch nicht sagen, daß kein vaterländisches Herz die Ursache seines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweisen, weil ich an einen Freund schreibe, der vielleicht verschwiegen zu seyn, über das, was er denkt, mehr Ursachen hat, als ich. Aber alles, was ich weis, und ich weis nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und sie sollen eine Geschichte von Sachsen schreiben, welche Charaktere genug dem verdienten Abscheue Preiß geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel von Religion, Ueppigkeit und Laster für entsetzliche Folgen! Sie, mein liebster Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglücke nicht mehr, als andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Besoldung gelassen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihrentwegen durch einen recht langen Brief bald ein Ende. Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Ministerium haben, so vergnügt, als Sachsen, die überall an den Schicksalen ihres

Vater=

Vaterlands Theil nehmen. Wir sind alle gesund. Ich arbeite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beyfalle, womit ich sonst gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu schaffen. Meine Muse wende ich, wie allezeit an. Man wird doch immer noch lesen, und so viel sich die Könige auch Mühe gegeben haben und geben, durch ihre soldatische Regierung das eiserne Jahrhundert einzuführen, so wird doch immer noch gelesen werden. Ich habe auch für den Sommer ein klein Tusculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teiche in Lingby; ein ganz kleines Haus mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande; o! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch sehr begeistern. Künftige Messe will ich Ihnen einige von meinen geistlichen Liedern schicken. Ich freue mich, daß Gellert die seinigen herausgeben will. Ich wünsche Ihnen von ganzen Herzen Frieden, und alle Arten von Glückseligkeit, und bin ewig

Ihr

zärtlicher Cramer.

Dresden, den 22. Nov. 1756.

Mein liebster Cramer.

Ich habe Ihre Briefe vom 16. May und 31. Merz noch heilig aufgehoben, und seit der Ostermesse darauf antworten wollen. Die wahre Ursache dieses Verzugs ist, daß Herr Legationsse-

kretär Kuur den ganzen Sommer über in der Erwartung gewesen, nach Copenhagen zurück zu kehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mit zu geben. Seit acht Wochen aber haben mich unsere traurigen und weit aussehenden Umstände daran gehindert. Sind Sie mit diesen Entschuldigungen zufrieden, mein liebster, mein bester Cramer? oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bey sich hegen, daß ich aus Kaltsinnigkeit und Mangel der Freundschaft unterlassen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltsinnig zu seyn, meinen alten besten Freund, der mir so viel Ehre macht, den königlichdänischen Hofprediger Cramer nicht eben so eifrig, nicht eben so zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magister Cramern? das sollte sich von Ihrem Rabener nicht einmal denken lassen.

Und wie voll von Menschenliebe, von Mitleiden, von freundschaftlicher Unruhe ist ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir sind verlohren, ganz ohne Hülfe verlohren. Und niemand siehet das Ende unsrer Angst. Fünfzig Jahre langen nicht, wenn sich das Land so wieder erholen soll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen sollten, und wenn auch alsdann unser Hof selbst ernstliche Anstalten machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, so gehören doch mehr als fünfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unser Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Ursache daran ist, wer es auch seyn mag. Ich mag mich mit der

ängstli-

ängstlichen Beschreibung unsrer Umstände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon sagen können. Wollen Sie noch was mehr lesen, so sende ich Ihnen noch zween Briefe, die ich in voriger Woche geschrieben habe. Das arme Land! und so viel rechtschaffene Leute, die ohne ihr Verschulden mit unglücklich werden! Wie traurig ist die Aussicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Desto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben sich ihre Familie zugleich unglücklich sehen müssen. Wie zufrieden leben Sie in Copenhagen! Fast würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wissen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie besuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher laufen sollten, und ich bey meinem Amte weder Besoldung noch Arbeit haben sollte; (denn die letzte habe ich noch, obschon wenig Hoffnung zur Besoldung) so würde der Einfall nicht unmöglich seyn, den ich habe, meine Freunde in Zerbst, Quedlinburg, Braunschweig und Hamburg, und meinen besten Freund in Copenhagen künftigen Sommer zu besuchen. Auf den Witz zu wandern, ist unter uns Autoren nichts neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, sonst müssen Sie mit darunter leiden, und mich wenigstens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, so ich etwa bey diesem Schiffbruche noch retten könnte, zusammen raffte, und gar nach Copenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen

deutschen Sekretär Brod und Amt bey Ihnen? Und vielleicht, wenn alles fehlt, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten und stürben beysammen, mein bester Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundschaftliche Schwärmerey! Gewiß ich glaube, aus Freundschaft fange ich an zu phantasiren. Wie ungerne störe ich mich in diesen Träumen! Nein, meinen Cramer sehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienste, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem Könige ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Gesellschafter bis an unsern Tod seyn werde? Wie angenehm habe ich mich itzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bey Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachsen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter seinen Feinden saß. Ich bin ewig Ihr

redlicher Rabener.

Dresden, am 7 Dec. 1756.

Hier sende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen Mann, dessen guter Geschmack, dessen Eifer in seinen Amtsgeschäfften, dessen menschenfreundliches, dessen empfindendes Herz, dessen ernsthafter Haß gegen alle niederträchtige Thoren, dessen geprüfte Freundschaft, : : : wie soll ich recht erklären, was ich denke? Mit einem Worte, hier sende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern, sehr ungern. Untröstbar würde ich seyn, wenn ich nicht

wüßte,

wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit seines Vaterlands es gewiß hoffte, daß ihn diese Entfernung von mir seinem dauerhaften Glücke näherte. Lieben Sie Ihn, wie ich ihn geliebet habe; er verdienet es, und auch Sie verdienen einen solchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird so gut seyn, als erzählte ich es Ihnen selbst, denn er weis viel von meinen Umständen. Mein gegenwärtiges Befinden ist noch eben so traurig und sorgenvoll, als es bey dem Abgange meines letzten Briefes vom 22 November war, und wie es seyn wird, wenn Sie gegenwärtigen Brief empfangen: denn vermuthlich empfangen Sie ihn erst auf künftiges Frühjahr, das weis der Gott, der unser gegenwärtiges Unglück wußte, da wir noch nicht einmal daran dachten. Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt gesund und vergnügter, als Ihr

redlicher Rabener.

Leipzig, am 30 Dec. 1751.

An

Herrn Johann Adolph Schlegel.

Ihren Brief vom 1 Decemb. habe ich am 29sten erhalten. Sie sehen daraus, wie viel Zeit sich der Ueberbringer genommen hat, und wie sehr ich zu entschuldigen bin, daß ich später antworte, als Sie verlangen. Sollte die Schuld an Ihnen liegen, oder wären Sie aus einer gar wahr-

scheinlichen Unachtsamkeit in Ihrem Calender irre geworden, so würde sich das Räthsel noch besser auflösen. Sie dauren mich, mein liebster Freund, gewiß, sehr dauren Sie mich; aber sie sagen mir nichts neues oder unerwartetes. Ich bin recht wohl damit zufrieden, daß Ihnen Ihr Beruf so sauer wird. Wie sehr wird Sie das nöthigen, an Ihre Freunde, an die vergnügte Augenblicke zurück zu denken, die Sie und Ihre Freunde zu schätzen wußten. Vielleicht verfolgt Sie G** Fluch. Haben Sie Geduld genug gehabt, seine deutschen Verse zu lesen, und darüber zu spotten; so nehmen Sie dieses als eine Strafe an, daß Sie die lateinischen Verse Ihrer Schüler scandiren müssen, um Ihr Brod zu verdienen. Wie sehr muß Ihnen diese Arbeit erleichtert werden, wenn Sie an die ersten Jahre Ihres Fleißes zurück denken, wo Ihre Lehrer vielleicht über Sie eben so seufzeten, als Sie nun über Ihre Schüler seufzen. Und wer weis denn, ob nicht unter der kleinen Brut, die anitzt über Ihre Jamben und Trochäen zittert, ein schärfender Geist verborgen ist, welcher einmal durch ein Heldengedicht unser Vaterland an dem Noah, dem Nimrod, dem Hermann rächet, und welcher, wenn er die Trauerspiele verfertiget, die Sie aus Bequemlichkeit nicht verfertiget haben, die Schaubühne zu der Vollkommenheit bringt, die man von dem geschicktesten Fleiße Ihres verstorbenen Bruders erwartete.

Ich schreibe dieses mit der Mine, die einer Entzückung sehr nahe kömmt. Itzt sollten Sie

mich sehen auf meinem Sofa sitzen. So weissagend sitze ich hier, wie auf dem Dreyfuße, und so voll und strotzend von meiner weisen Einsicht in dem Zusammenhange der Dinge, wie ein junger Rathsherr.

In der That hat mich Ihr Brief ziemlich ernsthaft, oder doch wenigstens sehr nachdenkend gemacht. Ihr Schicksal erinnert mich an das Schicksal unsrer übrigen Freunde. Die wenigsten von uns haben das Glück gehabt, in ein Amt zu kommen, das ihrer Neigung gemäß wäre. **, der arbeitsame **, der nur für die Bücher und seine Freunde erschaffen zu seyn schien, der das Landleben und die Wirthschaft weiter nicht kennt, als von dem Garten her, wo er mit seinen Freunden scherzte, und aus den Eclogen des Virgils; dieser unglückliche Mann ward in ein elendes Dorf, unter eine Menge ungesitteter Bauern, zum Ackerbau verstoßen, um alle Jahre wenigstens zweymal in Gefahr zu seyn, zu ersaufen oder zu verhungern. Hat er es wohl viel besser, da er an einem Orte lebt, wo niemand in Ansehen ist, als der Schweine mästet, und wo er unter der Cabale eines geistlichen Hofs leiden muß, welches desto gefährlicher ist, da sie von Weibern und von kleinen Durchlauchten unterstützt wird? Denken Sie an H**, das kleine süße Männchen, der seine Freunde über alles, nur sein Mägdchen mehr, als seine Freunde, liebet; welcher fleißig war, um der Welt reizend zu sagen, wie angenehm es sey, zu lieben, und müßig zu gehen. Ist er itzt wohl glücklicher, als Sie? Ist es

wohl G** mehr, als H**? Bedauren Sie G** nicht, dem sein Amt mehr als die Hälfte des Tages raubt, die er seiner Freundinn, seinem Witze und seinen Freunden wünscht? E** ist vielleicht noch am glücklichsten, da der Wein in H** wohlfeiler ist, als in Leipzig, und da er vielleicht immer noch einen Freund findet, den der Wein erträglich macht. Soll ich von mir noch etwas sagen? Kommen Sie zu mir, und sehen Sie mich. Ich schreibe diesen freundschaftlichen Brief auf einem Convolute Acten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden soll. Ich habe diesen Morgen die Thränen eines Mannes aufgehalten, dem Unrecht geschieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Vielmals kostet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf schimpfen würden. Und die meisten meiner Freunde haben mich verlassen! Und Sie, mein liebster, wollen seufzen, daß Sie in der Gesellschaft Ihrer artigen Schwestern, unter Freunden, die Sie durch Ihre Gefälligkeit sich verbinden, vor den Augen einer Jugend, die Sie für die Nachwelt heran ziehen, daß Sie bey diesen Umständen einige Stunden auf die Untersuchung wenden müssen, welche Sylben lang, und welche kurz sind? Bedenken Sie Ihr Unrecht! Haben Sie Mitleiden mit mir; wenigstens verlangen Sie keines von mir. Je mehr ich der Sache nachdenke, je mehr finde ich, daß Sie kein Mitleiden verdienen, und daß Sie noch zu beneiden sind. Künftig schreibe ich Ihnen Neuigkeiten, itzt will ich schließen : : :

Sind

Sind Ihnen diese Verse bekannt?

Deux Henrys immolés par nos braves
Ayeux,
L' un à la liberté & Bourbon à nos
Dieux,
Nous animent, Louis, à pareille entre-
prise.
Ils revivent en Toi ces Anciens Tyrans!
Crains nôtre desespoir. La Noblesse a
des Guises,
Paris des Ravaillacs, le Clergé des Cle-
mens.

Die Verse sind im letzten October zu Paris an das Hotél Dieu und à la Porte du Palais angeheftet gewesen. Hätte man wohl die Verwegenheit von einem Franzosen wider sein bien-aimê vermuthen sollen? Der König ist aus Empfindlichkeit über das Mißvergnügen seiner Unterthanen krank geworden. Königlicher konnte er sich an diesem Muthwillen nicht rächen. Ne ultimæ quidem fortis hominum conspiratione & periculo caruit, sagt Sueton vom August, den Rom liebte. Sehen Sie, mein liebster S**, daß ich neben dem Steuerausschreiben auch den Sueton lese. Ich muß aufhören; sonst schriebe ich Ihnen bey dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Homer hin, welche in der Feder eines deutschen Steuerrevisors etwas widernatürliches seyn würde.

Grüßen Sie mir Ihre Schwestern, und leben Sie glücklich.

Tibi

— — — Tibi Di, quæcunque preceris,
Commoda dent. Ita Vir bonus es, convivaque comis!

War das recht so scandirt, Herr Präceptor? Ich bin unverändert der Ihrige

Rabener.

Am 10 Julius 1752.

Mein liebster Rabener.

Wie listig sind Sie! Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verlohren hätten. Sie denken, ich soll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie sich sodann lustig machen. Nein! die Freude sollen Sie nicht erleben, mich in der Gestalt eines kleinen Präceptors zu sehen. Sie könnten wohl gar die geheime Absicht dabey haben, in Ihrem nächsten Bande von Satiren einen Schulmeister nach dem Leben zu zeichnen, und in dieser Absicht mich dazu reizen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben sollte; denn einem so schlimmen, so satirischen Manne, wie Sie sind, kann man solche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; so gerne ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt sehe; so mag ich es doch in den Ihrigen nicht seyn; denn der Lobredner möchte neben dem Satirikus nicht gut abstechen; und unsterblich die späteste Nachwelt noch

noch zu lachen machen, das ist eine gar zu traurige Unsterblichkeit, als daß sie meine Ehrbegierde reizen sollte. Sie erlangen also ihren Endzweck nicht, und ich bin listiger, als mein Freund Rabener, das kützelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie sich einbilden, ich bin, wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn sie in Gefahr gerathen, in der Predigt stecken zu bleiben, zum Schmählen ihre Zuflucht nehmen? Nein! so arm und erschöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bey dem Weller und Langen in Gefahr gerathen könnte, so soll es dießmal doch, blos Ihnen zum Trotze nicht geschehen.

Wovon soll ich nun zuerst mit Ihnen reden? von Ihren Schriften, oder von meiner Braut? Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu gefallen thun, und Ihn ein wenig mit dem Lobe seiner Schriften trösten, damit er ihn nicht gar zu sehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu empfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mägdchen ist. Eine fast unerhörte Sache, deren Sie sich freylich schämen sollten, da sie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen also sagen, daß Sie in diesem dritten Bande von Sich selbst sind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein anderer übertroffen hätte. Alles, was nur hier lesen kann, liest, und bewundert Sie, und mein Exemplar ist aus einer Hand in die andere gewandert, und so lang ich es habe, wenig zu Hause gewesen. Werden Sie bald vor-

theilhaf-

theilhaftere Begriffe von einem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit andern geargwohnet, daß da blos die Schulweisheit das Monopolium der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie ausloosen wollen, hat mir besonders gefallen. Wirklich ist Ihre Kunst in der Mannigfaltigkeit der Briefe nach den verschiedenen Charakteren sehr glücklich gewesen. Nach diesem ist der Roman von dem Fräulein, das der Großvater und Enkel zugleich vor ihren Füßen seufzen siehet, mein Günstling. Kurzum, ich wünschte, daß Sie alle Messen die Welt mit einem solchen Bändchen beschenkten. Fast dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht so hart seyn, und die Welt umsonst bitten lassen, ob Ihnen gleich dabey bange genug werden sollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums berühmt seyn eine schlimme Sache seye, und daher ist mein Witz auch so weislich faul, damit das Publicum mich vergesse, wie ich das Publicum vergessen habe. Ich bin ewig Ihr

zärtlicher Freund.

Leipzig, am 7 August, 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort schuldig. Nicht wahr? Und was stund denn in Ihrem Briefe? : : : Aber was das für ein Gesicht ist, das Sie machen! Einen

Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute wie ich verlieren sie manchmal mit Fleiß, damit Sie Gelegenheit haben, von ihren weitläuftigen Geschäfften und ihrer amtsmäßigen Zerstreuung ein paar große Worte zu seufzen. Wie gesagt, Ihren Brief habe ich verlohren, und wenn Sie etwan nichts an mich zu schreiben wissen, so will ich Ihnen die Erlaubniß geben, mir darüber mit einer sträflichen Schulmine eine tüchtige Lection zu geben.

Wissen Sie denn, daß ich in vierzehen Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in groß Octav beseligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen das Concept zugeschickt! Aber es war gar nicht möglich, G** und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müssen. Die ganze Sammlung bestehet aus satirischen Briefen. Gellert ist mit allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satire mit Poeten frevelt. G** ärgert sich über nichts, als wo ich der Chicane spotte. F** hat mich auf eine sehr feine Weise betrogen, daß ich zwo Stellen habe wegstreichen müssen, wo der Würzkrämer gedacht war. M**, der sich bey der Censur sehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philosoph, und ein paarmal Magister, und noch einmal Präsident habe wegstreichen müssen. Werden Sie es wohl, mein lieber S**, leiden können, wenn vom Scandiren etwas darinnen steht? Und was wird C** zu den Satiren wider unwürdige Geistliche sagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unschuldi-

gen

gen Ausdruck, der diese Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein jeder sonst mit allem zufrieden ist, und nur um deswillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche seiner Collegen nicht schone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter seinen Collegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürrischen Lesern besorgen, da meine vernünftige Freunde so bedenklich sind? Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Schwestern, und lieben Sie mich, wie ich Sie liebe.

Rabener.

Mein liebster S**.

Ich habe noch immer einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feyerlichen Tage zu überfallen. Aber nun ist diese angenehme Hoffnung ganz verlohren. Ich habe eine Menge von Arbeiten gefunden, welche mich hindert, vor dem ersten October wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deswillen keine weitläuftige Versicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beständig wohl! Weitläuftiger will ich auch nicht wünschen, sonst ärgere ich mich nur, daß ich es nicht mündlich wünschen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde, unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen Menschen im ganzen Städtchen, mit dem ich

von

von etwas andern, als von Steuren, vom nassen Wetter, und vom Dauphin reden könnte. Es macht mich dieses sogar in den müßigen Stunden so verdrießlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buche mit Aufmerksamkeit zu lesen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und sind mir ganz unnütze.

Quorsum pertinuit stipare Platone Menandro?
Eupolin Archilocho? comites educere tantos?

Das waren also zwo Zeilen Latein, dergleichen in diesem Städtchen wohl seit der Reformation nicht geschrieben worden. Ich habe mein Quartier bey einem wohlhabenden Bürger, der mir die beste Stube eingeräumet hat, die einer Schirrkammer (*) ähnlicher siehet, als einer Wohnstube, und welches wohl zu merken ist, kein Fenster hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren soll, wie schlecht mein itziger Aufenthalt ist. Ich sage Ihnen also kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und besonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schwestern. Doch noch eins! Ich habe in meinem Quartiere verschiedene Bücher gefunden, wie sie sich für einen Seifensieder schicken; denn das ist mein Wirth. Unter andern, Lebens- und Liebesgeschichte der Jenny Came-

(*) In Sachsen wird diejenige Kammer so genennet, in welcher das Pferdegeschirr aufbehalten wird.

Cameron, Grandmätresse des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgelesen, besonders die schöne Poesie, mit der das Buch durchwirket ist. Unter andern seufzt der Liebhaber, der schon den Strick der Verzweifelung um den Hals hat:

Gieb mir demnach nur einen holden Blick,
So bald wir heut zur Mittagstafel kommen.
An diesem hängt mein Wohlseyn, Heil und Glück.
Nie wird der Schmerz, der noch restirt, entnommen.
Ich hoffe, und hoffe, bey tenderen Hoffen
Wird endlich der Endzweck nach Wunsche getroffen.

Um deswillen verharre ich Ihr

Geithayn bey Rochlitz, am 29 Aug. 1752. aufrichtiger Rabener.

Am 3 Sept. 1753.

Liebster Herr Obersteuersekretär.

Ich habe schon lange studiret, wie ich meinen Brief vom 15 Februar mit guter Manier am 3 Sept. beantworten könne, ohne daß ich mich gar zu sehr zu schämen brauche, und wie ich es anfangen wolle, daß ich Ihnen zum Antritte einer neuen Station Glück wünsche, da Sie vielleicht schon wieder im Begriffe stehen, dieselbe mit einer höhern zu vertauschen; denn wenn Sie bald in H***s Stelle einrücken wollen, so muß es

mit

mit Ihren Veränderungen sehr eilfertig zugehen. Ich sinne vergebens; mein Witz will mir gar nicht zu Hülfe kommen; es sey nun, daß er schon zugesetzt worden, die Vertheidigung einer schlimmen Sache über sich zu nehmen, oder, welches auch möglich seyn könnte, daß er sich unter den Folianten, die mich zeither umlagert gehalten, verlohren hat.

Denn ich bin jetzo so gelehrt,
Daß man nur Paginas aus meinem Munde
hört;
So grundgelehrt, daß ich oft vor mir selbst erschrecke,
Daß ich vom Morgen an, bis in die spätste
Nacht,
In einer Bücherburg als eingekerkert stecke,
Ganz wie die Griechen riech und schmecke,
Und meine Frau im Traum, wenn ich mich satt
gewacht,
Oft mit Historien aus dem Plutarche wecke.
So ein solider Mann, ist der, der Noten
macht!
Troz sey itzt jeglichem geboten,
Der mich und meinen Fleiß verlacht.
Ich macht ihn gleich mit einem Dutzend Noten
Zum unbelesnen Idioten.

Also fürchten Sie sich, mir über mein Stillschweigen Verweise zu geben. Ich würde in aller Eil über Ihre Vorwürfe Noten machen; und ein Notenmacher kann noch besser schimpfen, als ein Kunstrichter. In der That habe ich diesen gan-

zen Sommer hindurch, als ein Baugefangener, in dem Schutte alter Folianten und Quartanten herum wühlen müssen.

Ich sitze noch, wenn sich der Tag zur Ruhe neiget,
Ich sitze noch nach Mitternacht,
Wenn nebst mir kein Geschöpf, als nur die Eule, wacht;
Späh einen Namen aus, von dem Giraldi schweiget;
Und blättre mit Geduld, und lese mit Bedacht
Von einem Gott des Alterthums,
Den nicht Hygin erwähnt, so gar Trotz seines Ruhmes,
Der große Vossius kaum kennt,
Von dem verlegnen Gott des grauen Alterthumes,
Tutan, Homogyrus, Telerion, Montin,
Vervactor, Aesculan, Aurin,
Und Argentin, und Limentin,
Und Statilin, und Fabulin,
In großen und in kleinen Büchern.

Schwindelt Ihnen, liebster Freund, nicht der Kopf bey den seltsamen Namen? Ich mag ja aufhören, Verse zu machen, wenn ich mich nicht um meinen witzigen guten Namen bringen soll; denn ich fühle es selbst an der Geburt, daß es kleine Mißgeburten sind. Itzt möchte mich niemand zwingen, Verse zu machen. Ich glaube, aus Mangel poetischer Gedanken, fiele ich in der Angst auf den desperaten Einfall, den Festus, oder

auch,

auch, der Collegenschaft wegen, noch lieber den Paulus Diaconus in deutsche Verse zu bringen. Meine Frau sehe und höre ich nicht: und wenn sie mich liebkost, so erzähle ich ihr die Schnitzer, welche Montfaucon gemacht hat, oder antworte ihr mit einem Citato aus dem Athenäus oder Pausanias.

Mein Rabner, wie gefällt dir das?
Sie hat sichs ernstlich vorgenommen:
Sie will zunächst bey meinem Dintenfaß
Mit ihrem ersten Sohn, ganz von Pausanias,
Gräv, Gronov, Montfaucon umschanzet, niederkommen.
Nicht wahr, mein Freund, das wäre was,
Das einst, damit es noch die späte Nachwelt wüßte,
Sein Leichenprediger mit Ruhm gedenken müßte?

Wird das nicht ein gelehrter Junge werden, wenn ihm gleich bey seiner Ankunft auf die Welt die mythologischen Dünste in den Kopf steigen?

Ich bin rc.

Dresden, den 10 Merz, 1754.

Ist es Ihr Ernst, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worinnen ich Ihnen, ob wohl nur mit wenigen Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geschrieben, und der Himmel weis, wo dieser Brief Sie suchet. Inzwischen ist nicht viel daran verlohren.

Ich freue mich über Ihre Veränderungen, und wünsche Ihnen tausend Glück und tausend Vergnügen dazu. Aber Sie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, so bald Sie Zeit haben. Auch zu Ihrem Jungen wünsche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tausend Glück. Der Himmel schenke ihm alle Tugenden seiner Mutter, und bewahre ihn vor allen Fehlern seines Vaters. Das ist der größte Segen, den ich ihm wünschen kann. Vermuthlich wird er ein Kunstrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne sie zu verstehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften heraus reißt. Ich glaube, daß Sie seine künftigen Schooßfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die seyn, deren Tadel er so früh zerreißt. Giseke hat mir sehr freundschaftlich und weitläuftig geschrieben. Von unserm ** habe ich auch Briefe. Ich sehe seinen Abzug ungern. Ist es freundschaftlicher Eigennutz? oder ist eine gegründete Besorgniß, daß ihm diese Veränderung nicht vortheilhaft seyn werde? Das weis ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal Ihr

aufrichtiger Rabener.

Am 30 October, 1767.

Liebster Freund.

Sonnabends halb zwey Uhr fuhr ich von Ihnen wohl gesättiget ab, und kam bey garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf

zwölf Uhr in Dresden glücklich an. Aber wie befinden Sie sich mit Ihrer guten kranken Frau? Das will ich vorher wissen. Dienstags Abends speisete ich, oder saß vielmehr bey einem guten Freunde, aß gar nichts, und trank nur ein Glas Wasser; setzte mich gesund nieder, und stund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeschlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bey manchen Worten die Stimme stammelnd schwer war. Die Nacht gieng noch gut vorbey. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte nach eingenommener Arzeney über Hals und Kopf zur Ader lassen, laxiren, schröpfen u. s. w. und so ist es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kömmt. Adieu, mein Herzens Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau, und Ihrer kleinen Bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meynen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kömmt der zweyte? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unser bester Herr von Hagedorn hat mir den Vorschlag gethan, mich und Dieterichen von unserm berühmten Graff für sein Cabinet malen zu lassen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben.

ben. Das bin ich wohl zufrieden. Aber nicht eher, als bis ich gesund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen.

Allen meinen Freunden mein krankes Compliment. Meine Freunde rathen mir, ich soll nicht viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl, liebster Weiße! Lieben Sie unaufhörlich

Ihren Rabener.

Am 20 Nov. 1767.

Noch lebe ich, mein liebster Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgesprengt haben. Dann an dem heiligen Abend vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich sey gestorben, ungeachtet meine Gesundheitsumstände nicht gefährlicher waren, als sonst. Das verursachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hause das Martinsingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran starb ich, und hatte noch das seltene Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fensters lauschte, und mein Sterblied mitsang, auch die folgende Tage die Leichenrede anhörte, die mir meine Freunde und verschiedene Vornehme gehalten. Nun weis ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode sagen wird, und so zufrieden ich auch damit seyn kann, so habe ich deswegen nicht Lust, eher zu sterben, oder mir den Faden abschneiden zu lassen, als bis mein Knaul ganz abgesponnen ist.

In

In der That habe ich vier Wochen unmenschlich ausgestanden, verschiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geschlafen, und alles an einem arthritischen Husten, [den mein Arzt ein Beneficium naturæ zu nennen beliebet. Wäre dieser nicht noch zu rechter Zeit gekommen, so wäre ich, spricht der böse Mann, an einem Steckflusse ohne Rettung gestorben. Denken Sie, bester Freund, was meine Natur für eine hämische Natur seyn muß. Erst eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon gesagt: Hinterdrein ein Steckfluß, ohne den geringsten Wink zu geben, daß ich dem Tode so nahe wäre, als ob dieß nur so ein Spas wäre? Warte Natur! Ich habe dich so väterlich gepfleget! Ist das der Dank? Warte, warte! wie eine Bauernatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal gesund.

Noch bin ich es nicht, und Luft kann ich gar nicht ertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen: aber ich habe mich auch recht gesperret. Ins Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reisen, um mir mit vielen Kosten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine Krankheit ist ein zurück gebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechisch und Lateinisch dazu gehöret, wenn man sterben soll. Und am Schlag- und Steckflusse! Kann man sich wohl einen sanftern Tod wünschen? Ist das nicht eine wahre ἐυθανασία? Aber für dießmal hat es nicht seyn sollen, und Sie können bey

allen, die mich noch todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe: ja, daß ich auf dem Wege bin, desto gesünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zum Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie mit Ihrer guten Frau und mit Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich, und bleiben Sie der Freund Ihres

Rabeners.

Briefe von Gellerten.

Erster Brief.

Madam.

Freuen Sie sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der

Kutsche

Kutsche und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ich es jemals wieder werde im Stande seyn? Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen Sie sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepackten Wagen, nebst drey Personen, unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will: so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftobacksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm

kurz,

kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstere Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finsterer ich aussah, desto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gern sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentinn einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte: so bin ich da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte: so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, sah das Stühlgen bringen, ich sah das Schwert unter einem blauen Mantel hervorragen, ich sah alles. Einer von den beyden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen wären abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als ein College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das heißt, seit fünf und vierzig Jahren beygewohnet hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner

ner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher, als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in Q. : : : Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten, es war eine Viehseuche in dem Dorfe, einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses; als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sahe ihn für einen jungen Studenten aus J: : : an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich meiner verdrießlichen Mine wegen vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale; und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Toback an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die

ganze

ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stoßen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz elektrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge stunden. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es gehet Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an, ich dachte, Sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden ; ; ; Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredet. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der

Lein=

Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von fünfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mich nichts, der Hunger vergieng mir nur, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher seyn möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hühner, Gänse, Schweine und was zeither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich, eins um das andere, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und

schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bey mir lag, an ; ; ; Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieser Anstalt zu Muthe! bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angst umarmte, und ihm alles versprach, und ihn zu meinem Erben einsetzte, so krank war ich, fieng an zu schmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitsche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkosungen dahin, daß er aufstund, und selbst mitscheckerte. Nun war ich ohne Trost. Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand, und spielte sein Leibstückgen; der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub ersticken müssen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen, sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewegte sie, daß sie mich in ihre eigene führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar

Mäuse

Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zittere, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandenen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin

Zweyter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr.

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen,
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und Ihr Verlust erweicht auch mich,
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen,
Dir, wo Du gehst, entgegen eilen?
Dir Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie Sie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte Jhres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebte, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren Sie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geschenket hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blühte der Gesundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth gesehen habe, von der mich jedes

Wort entzückt, und zum stillen Verehrer Ihres Geistes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich itzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet: Also muß ich Sie verlassen? O Gott! warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben müssen? Sie, Sie machen mir mein Ende schwer, sonst nichts in der Welt. Kann ich Sie denn nicht noch ein Jahr besitzen? Doch HErr, nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe! Verlassen Sie mich. Ich sterbe. Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie, ich sterbe : : Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treusten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt; aber ich weis, daß Sie dieser Zeit durch die Vorstellung der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.

Verehre standhaft seinen Rath!
Auch da, wenn uns der HErr betrübet,
Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dieß ist der einzige Trost, den andere, und wir selbst, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seelen, und bin ꝛc.

Dritter Brief.

Madam.

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und verdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriedenen und murrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagt mirs: und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten soll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommener Heavtontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme;

me; und wie könnte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rührt. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu leichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn; dann würde ich lesen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen, so ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzerne Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halb verloschenen Namen heraus gebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde,

er starb alt und Lebens satt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof zuschließen läßt: so weis ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfordern. Merken Sie diese List nicht? Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf Ihr Gewissen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen, als daß ich nurrisch bin, daß ich selbst nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann

denn

denn das meinem Wirthe verschlagen? Man läßt ja seinem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die größte Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin Zeit Lebens dafür Ihr ꝛc.

Vierter Brief.

Hochzuehrender Herr.

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L** haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um destomehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andere Leute und sein eigener

gener Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beyden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling.

Fünfter Brief.

An den Herrn von H. G.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen. Ich habe mir so fest vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe schreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das schlimmste ist: so finde ich oft eine so große Wollust im Briefschreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beschrieben ist. Aber zum erstenmale will ich Sie nicht so sehr erschrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es ist Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu bestrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf diese Art noch vielmal würde satt schreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H., es ist mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine

Nachricht von Ihren Umständen zu haben. Ich wünschte Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gerne hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemand lieber, als von Ihnen selbst. Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind: so will Ihnen wider meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster= oder Michaelsmesse vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann

nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brod war, meine F. und E. eingebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bindt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckigt darüber gelacht hätten, so viel spashaftes Zeug stünde darinne; er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Toback in Ruhe rauchete, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur

nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außer dem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. Wenn Sie mir hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G== fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solche merkwürdigen Histörchen mehr. Ich bin rc.

Siebenter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden,

den, uns von Person zu sehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist das für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenke des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns so reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigene Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbesserung, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch

Mühe

Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andere Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andere Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in Ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber fünfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebsten, und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Achter Brief.

Hochzuehrender Herr.

Um mich wenigstens durch eine gute Absicht um den jungen Herrn von G** verdient zu machen: so will ich einen Vorschlag zu seiner Erziehung thun. Er ist gar nicht sinnreich, er ist vielmehr natürlich und einfältig; und vielleicht deswegen gut. Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Besitzer seiner eigenen Güter werden: so kann er nie zu viel lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Haus hat tausend Hindernisse. Ein Hofmeister kann unmöglich alles wissen; und wenn er auch viel weis, so hat er doch nicht allemal die Gabe gut zu unterrichten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müssen leicht und angenehm lernen, lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müssen auch bey Zeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hause ist nicht allemal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unserm eigenen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen,

daß

daß es sowohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird. Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher je lieber nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahre alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G** hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht bey Zeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der

junge

junge Graf ** als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So finde ich itzt noch verschiedene sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß, sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch böse Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorget, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was ist denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke zu leben, und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich der Herr K** zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle

finden;

finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin 2c.

Neunter Brief.

Mein fauler Freund.

Damit ich auf gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürfen: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herrn Fridericin, damit er mir ihn zuschicket. Hier ist der Brief.

Mein lieber Freund.

Wundern Sie sich ja nicht, daß ich seit etlichen Jahren noch keine Zeile an Sie geschrieben habe. Ich bin E : : : das ist genug gesagt. Eben so wenig müssen Sie sich wundern, daß ich Ihnen Ihr Manuscript noch nicht geschickt habe. Es ist wahr, Sie haben mich darum gebeten: Herr G**r hat auch schon etlichemal deswegen auf mich geschmählt, ich habe es auch fortschicken wollen; aber wie ich sehe, liegt es noch da. Je nun, wer kann sich helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte itzt erhalten, und zwar in eben der Beschaffenheit, wie

Sie mir sie auf meinen Tisch gelegt haben. Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß kaum die Hälfte davon gut ist. Werfen Sie die angestrichenen weg, und heben Sie die andern bis zu einer neuen Auflage auf. Zum Unterstecken sind sie noch eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurichten. Denn im Vertrauen geredt, sie sind weder recht gut, noch recht schlecht.

As heavy mules are neither horse nor ass,

könnte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht Ihr Bischen Englisch vergessen hätten. Hätten Sie mirs doch von meinen Gedichten bewiesen, werden Sie denken; aber ich antworte mit dem Cicero: Neque - - si quid est evidens, argumentari soleo: perspicuitas enim argumentatione elevatur. Also brauche ich keine lange Kritiken zu machen, und zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein lieber Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter denkt an Philomelen!
Singt nicht, so lang ihr singen wollt!

Wollt ihr aber nicht folgen, nun so ist euch das Urtheil schon gesprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit!

Für die überschickten Näschereyen und für den guten Knaster bedanke ich mich, mein guter Freund. Ich habe mirs recht gut mit Ihrem Bruder schmecken lassen. Ich weis nicht, es ist alles so niedlich, so himmlisch, was von Leipzig kömmt. Immer fahren Sie fort, mir von Messe zu Messe so was

zum

zum Wein zu schicken. Ich will auch heute Ihre Gesundheit bey dem Renkendorfen trinken. Ich bin, ohne es Ihnen unter etlichen Jahren wieder zu schreiben, Ihr Freund und Diener E::

Dieß ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Feder, und schreiben Sie, wo Sie es gut befinden, Ja oder Nein, an den Rand, und schieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Zehnter Brief.

Madam.

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mir es doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madam, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire,
Le Saphir brille moins, que le Ciel, qui m'eclaire;

Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son appareil
Lever, luire, monter & tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich meinem Geburtsorte zu Ehren herzlich gern für meine eigene Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu Gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beyden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist. Seit mir gesegnet, schattenreiche Bäume! Und du, grünende Hecke, die ich mit meiner eigenen Hand erbauet habe! in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch begränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun!

Hie

Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wanderer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäfftiget mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunde und frohe Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald : : : Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andere Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weißen Haaren, die

ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzückung zu dir hin,
Freu mich, daß du mich liebst, freu mich an deiner Seite.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redet und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er ganz hübsch gegeben, fängt sie end„lich an. Wer muß ihm doch das alles gesagt ha„ben? : : Er hat es doch auch selbst gemacht? : : „Ich habe freylich wohl eine Freude, wenn ich „ihn loben höre? : : Die Leute werdens doch „aufrichtig meynen? : : Ich höre, daß er zuwei„len in seinen Schriften von der Liebe redt, und „äußerlich thut er nun gar nicht, als ob er dem „Frauenzimmer gut wäre? : : Je nun, man „kann ja einander in allen Ehren gut seyn. : : „Er ist stets still und eingezogen gewesen. „ : : Ja, Madam, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie noch bey

uns seyn, Madam, so wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die sonst nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geschrieben! Leben Sie wohl.

Eilfter Brief.

Hochzuehrender Herr.

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön Deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit den Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um destomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität : : : ma-

chen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herumschlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein anderer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen, und Ihren Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Zwölfter Brief.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gerne zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie, mit zehn finstern Minen herausfahren: Der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauche. Ich schreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief haben, dar-

innen noch weniger steht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Dreyzehnter Brief.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn zu gönnen. Es ist ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lang Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müssen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde ich geworden seyn! Kann man

nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entsagt: so will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden gedenken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauren, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich, so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht, sie ist vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwa nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von Ihr, und sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorposten schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde; sie liest Ihre Briefe; sie schickt nach

allen

allen Zeitungen, und zittert, indem sie liest; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dieß sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tausend andern Ihr Freund &c.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile : : : gelegen ist, aber das verschlägt mir nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, destomehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber K**, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Classe saßen, daß ich ein so feuchtbarer Scribent werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, gestehen Sie es nur. Aber Sie hätten

es

es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos simplices und compositas, adversativas, concessivas, cet. in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine aphthonianische Chrie in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich itzund wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beyde bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich itzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spazierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht der ersten Jahre Morgen:
O so geht es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief, nebst der Beylage, und wenn Sie sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen, warum bitten sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Fünf=

Fünfzehnter Brief.

An den Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Versprechen, an mich zu schreiben, erfüllen? Aber Sie sehen doch wohl, daß Sie falsch gedacht haben? Ja ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufschub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist nichts gewisser, als daß ich Sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich; ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael verlohren habe, da ich Sie nicht mehr sehe, Sie nicht mehr durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E**? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey. Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könnten. Habe ich ein kleines Vergnügen gehabt: so rührt es mich

schon

schon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Mine darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin, so werde ichs schon mehr, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch dazu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre, so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselbe schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs, daß ich Ihnen darinne zuvor gekommen bin! Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich sehe schon, wie weh es Ihnen thun wird, sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl.

Sechzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr.

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieses dop-

pelte

pelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hindernisse von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute soll mich nichts stören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundschaft genießen, ohne zu untersuchen, ob ich Sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weis mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffnen Männern so betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wenn ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verschiedene Gaben und Verdienste, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieser Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, aller dieser Freunde werth zu seyn!

Dieses Geständniß soll die Stelle der Danksagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geschenkte Freundschaft schuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; so will ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von Ihren Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln

hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzählen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben, und Sie scheinen sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie mich und viele andere im Erzählen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausbesserung verstatten, und wenn Sie einige kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und mein Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L**, verlohren? Sie dauren mich unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund, der erste und nächste zum

Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B**, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verstorbnen schenke! Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichen Ruhe ; ; ? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommenen fühlen; welche göttliche Wollust! Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit, preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der HErr Gott ist. ; ; Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen seiner Erlösung. ; ; Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. ; ; Die kleinste gute That auf Erden stellet sich ihm nunmehro im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibet ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen. ; ;

Nehmen Sie, mein lieber B**, diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren

Gedan-

Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L**, wenn es bey Ihnen stünde, auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der HErr hat ihn gegeben, der HErr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdigste Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin Zeitlebens rc.

Achtzehnter Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genung gewesen war, mich über je-

nes Unwissenheit und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beydes mein Mitleiden hätte erwecken sollen? Was ist es denn nun, ob mich dieser unbekannte Mann kennet und liest, oder nicht? Und was ist es denn nun mit des andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selbst kam. Er will dir ungefähr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärest. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber, dem ungeachtet, soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, Sie müssen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?

Neunzehnter Brief.

Liebster Freund.

Also bin ich Ihr Beförderer, und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebirge, und nehmen Sie Ihr

Amt

Amt als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie uns, wenns Ihnen wohl geht. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt.

Mein Sohn.

Ich wiederhole Dir hier die Lehren schriftlich, die ich Dir theils zu der Zeit, da ich Dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß Dir diese Schrift einen beständigen Beweis meiner Liebe gegen Dich, und auf dem Wege, der Dich nun näher zu Deinem Glücke führen soll, eine tägliche Ermunterung seyn. Du trittst in eine neue Lebensart, und in eine Dir noch fremde Welt; und ich und Deine rechtschaffene Anführer haben Dich zu keiner andern Absicht so sorgfältig bis in Deine erwachsnen Jahre geleitet, als um Dich in den Stand zu setzen, daß Du nunmehr Dein eigner behutsamer Führer werden, und den

Schritt aus Deines Vaters Hause, den Schritt in die große Welt, zu Deiner Wohlfahrt thun könnest: Ich kenne Dein gutes Herz, Deine Liebe zu mir, Deine Begierde nach Wissenschaften, und nach dem Beyfalle der Verständigen; ich kenne Deine Tugend; ich kenne aber auch die Fehler Deines Alters und Temperaments, den Mangel Deiner Erfahrung, den verführerischen Reiz des Lasters und die Gefahren der großen Welt, in denen das beste Herz unterliegen kann, wenn es sich nicht mit täglicher Vorsichtigkeit und Klugheit waffnet. Höre mich denn an, mein liebster Sohn, den ich nicht allein für diese Welt, sondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenschaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenschaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolgt bist.

Eben die Jahre, in denen Du itzt stehest, sind die entscheidenden Jahre Deines Lebens. Sie sind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenschaften, die sich so oft der Weisheit und Tugend widersetzen, und wegen der Freyheit, die Du erlangst, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu thun, oder zu unterlassen; eine Freyheit, die so vielen auf der Akademie eine Ursache ihres Verderbens geworden ist.

Du widmest Dich den Wissenschaften, die Deinen Verstand und Dein Herz ausbilden, und Dich zum Dienste der Welt, und zur Beförde-

förderung Deines eignen Glücks, geschickt machen sollen. Diese doppelte Absicht ist ein göttlicher Ruf; und dieser Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß ist, muß Deinem Studiren Leben und Würde ertheilen. Studire also nie, um nur Andre an Einsichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu ersteigen, und um durch Reichthümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu sehen. So lange Du in dieser Absicht studirest, so verderbest Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz, zu eben der Zeit, da Du Deinen Verstand und Dein Gedächtniß mit Kenntnissen und Einsichten bereicherst, die an sich sehr nützlich sind, Dir selbst aber wenigen Nutzen schaffen. Studire zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beständigen Ausübung derselben, und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menschen, aus Gehorsam gegen Gott, an: so verherrlichest Du die göttlichen Absichten, und so studirest Du christlich schön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehöret hast, ist kein bloßer Gegenstand des unmittelbaren Gottesdienstes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht schenken. Wir entehren sie, wenn wir ihre Uebung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewissen Zeitpunkten bringen sollen. Sie ist eine göttliche Weisheit, die uns gegeben ist, unser Herz edelgesinnt und ruhig zu machen, und die daher in unser ganzes Leben ein-

fließen soll. Wir können und sollen die Wissenschaften aus eben der Absicht treiben, aus der wir beten, oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der großen und auf Gott gerichteten Absicht, unsre Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbesserung unsrer mannichfaltigen Kräfte und Fähigkeiten sorgfältig anzuwenden, um dadurch unser eigen Glück und das allgemeine Beste zu befördern. Setzen wir auf beyden Seiten gleichviel Lust, Fähigkeit, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrsamkeit erfordert: so ist es gewiß, daß ein Studiren, welches durch eine so edle Absicht belebt wird, glücklicher von statten gehn muß, als die Erlernung der Wissenschaften, die ihre Nahrung nur aus unsrer Eitelkeit, oder aus unserm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unsre Pflicht und unser Glück ist, erwecken; den wir durch Klugheit und nach den Vorschriften erfahrner Männer fortsetzen; ein solcher gesetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre forteilender Fleiß, wird eine weit reichere und gesegnetere Erndte bringen, als der gierigste Fleiß eines eitlen und lohnsüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern auch aus Religion studirt, wird sparsamer mit seiner Zeit umgehen, die Hindernisse des Fleißes leichter überwinden; standhafter in dem Plane seiner Unternehmungen seyn, eifriger, das Beste und Nützlichste vorzüglich zu erlernen, und beflissener, sich den Rath und den Unterricht einsichtsvoller Männer zu

zu Nutze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu pralen, zu schimmern, und die Einkünfte des ersten besten Amtes zu erbeuten: so wird er nicht voreilig in seinem Fleiße seyn, sondern seine Reife abwarten, und seine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienste und nicht auf den Schein der Verdienste verwenden. Ein junger Mensch mit Fähigkeiten, der auf eine so gesetzte Art studiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günstige Gelegenheiten für seinen Fleiß erlangen, mehr Rath, mehr Ermunterung und Beyfall, mehr Unterstützung durch gute Bücher, die er nicht besitzt, oder noch nicht kennt. Und der dienstfertige Verstand rechtschaffener Männer, welcher Vortheil ist er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wissenschaften?

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern aus Eifer für seine Pflicht studiret, wird ruhiger studiren, als ein Anderer. Welches Glück! Er weis, daß er bemüht ist, seine Kräfte, seine Zeit und sein Vermögen nach seiner besten Einsicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieses tröstet ihn, wenn er nicht stets das erreicht, was er wünschet, und die Fehler erblicket, denen uns die menschliche Schwachheit jeden Tag von neuem aussetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein so großes Geschäffte einer jeden Lebensart ist. Die Eifersucht, daß Andre glücklicher fortrücken, und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn selten, oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht sein Talent, es sey gegen die Gaben

der Andern auch noch so klein, als ein göttliches Darlehn. Er sieht es als ein Geschenk der Gottheit an, die ihre Gaben stets weise austheilet, und von dem, der nur Ein Pfund hat, auch nicht mehr, als den Wucher Eines Pfundes fordert. Ist er treu in dieser Anwendung seines Pfundes: so ist er das, was er nach der göttlichen Bestimmung seyn soll; und Neid und Eifersucht über höhere Gaben werden sein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deswegen, weil er sich nach seinen Kräften mißt, und von Kennern messen läßt, wird er nicht fruchtlos nach dem streben, was er nicht erreichen kann, sondern sich stets auf diejenige Seite wenden, wo er nach seinem natürlichen Charakter das meiste ausrichten, und den größten Nutzen stiften kann. Ein Mensch, liebster Sohn, der in so edler Absicht studiret, der sich täglich durch solche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleißes anfeuert, der, ohne die Mittel der menschlichen Klugheit zu verabsäumen, den Geber aller Weisheit um Segen zu seinen Unternehmungen zuversichtlich anruft, der hat diesen Segen auch von den Andern zu genießen. Und eben die gnädige und weise Vorsehung, die den Plan unsers Schicksals angelegt hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu seinem Glücke gehen soll.

Laß also diese Gedanken, mein Sohn, daß die Religion mit unserm ganzen Leben verbunden seyn soll, nie aus Deiner Seele weichen, wenn Du glücklich und ruhig studiren, und nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein weiser Mann werden willst.

Sey

Sey stets ein ungeheuchelter Freund der Tugend: so wirst Du ein desto besserer Freund der Wissenschaften und der Menschen seyn! Du kannst gelehrt werden, ohne fromm und tugendhaft zu seyn; aber wisse, daß ein Gelehrter ohne Frömmigkeit und Tugend das elendeste und verächtlichste Geschöpf ist.

Sey früh auf, mein Sohn, um die heiterste und bequemste Stunde den Uebungen der Andacht und dem Lesen der Schrift zu widmen, und halte den Tag für verlohren, den Du aus Leichtsinn, oder einer andern strafbaren Ursache, nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demüthigen und kindlichen Gebets um die Gnade des Allmächtgen einweihst; den Du nicht mit Betrachtungen über den Werth Deines Lebens, Deiner Religion, eines guten Gewissens, und mit der Erneuerung Deines Bundes mit Gott, durch die Erlösung Deines göttlichen Heilandes, anfängst. Ueberdenke und ordne alsdann Deine Geschäffte, und theile die Stunden des Tages sorgfältig ein; und was Dir nach Deinem Plane zu thun vorkömmt, das thue mit Eifer, das thue frisch. Sind des Tags vier Stunden zu Deinen Hauptcollegien, viere zur Wiederholung, viere zu den Künsten und Leibesübungen genug: so kannst Du noch fünfe der Mahlzeit, den Erholungen und dem Freunde, und sieben dem Schlafe schenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als der mechanische schläfrige Fleiß in drey Stunden. Sprich zu Dir: Der Fleiß ist meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit ist mein Schimpf

und meine Strafe. Ich kann heute thun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen schmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verstande und Gewissen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Ursachen von meiner Ordnung weichen. Das ist mein Amt, daß ich sie fortgesetzt, und nicht nur dann und wann, beobachten soll.

Vergnügungen und Umgang in den Nebenstunden.

Sey vorsichtig in deinen Vergnügungen. Du hast durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie schmeckt das Vergnügen des Lebens süßer, als nach vollbrachten Pflichten. Nie ist der Scherz erquickender, als nach einem weisen Ernste, und die wahre Weisheit macht nicht schwermüthig, sondern heiter. Genieße die unschuldigen Freuden der Natur, der Kunst, der Freundschaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein; und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen eben so wohl, als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einst jung gewesen ist.
Ich liebe Jünglinge, die wissen,
Daß sie einst Greise werden müssen.

Aber die Wahl und die Mäßigung des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorsichtigkeit und Weisheit. Wir sollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unsrer Reise durch dieses Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu sammeln, den Weg zu unserm Ziele beherzt fortzusetzen.

zusetzen. In dieser Absicht kann man selbst das Vergnügen zur Tugend machen; und so wirst Du auch den Gefahren, die oft an der Seite desselben sich verborgen halten, am besten ausweichen. An öffentlichen Oertern ergötze Dich lieber an der Seite des Freundes, als allein. Er wird sehen, wo Du nicht siehst; und Du wachst über Dich aus Liebe für ihn, und scheust ihn aus Achtung. Das Vergnügen des Spazierganges, des Concerts, des guten Schauspiels, suchen, um sich von seinem Fleiße zu erholen, oder sich durch ein unschuldiges Spiel mit seinen Commilitonen zerstreuen, ist erlaubt. Hüte Dich nur für den gefährlichen Oertern, wo die Spielsucht wohnet, die so manchen gutartigen, aber unvorsichtigen Jüngling erst um seinen Fleiß, dann um sein Vermögen, und endlich um seine gute Sitten gebracht hat. Vor den Häusern auf dem Lande, wo die Frechheit und Völlerey ihren Sitz aufgeschlagen, brauche ich einen so guten Jüngling, als Du bist, nicht zu warnen, sie sind zu schrecklich, als daß sie eine Versuchung für Dich werden könnten, so lange Du Deinem Charakter treu bleibst.

Sey gefällig im Umgange gegen alle, und habe doch nur wenig Freunde. Die Menge der Freunde ist gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verräth den Mangel des Verstandes und der Erfahrung; sie verräth eine jugendliche Hastigkeit des Herzens, das von Natur unstet ist, immer in Abwechslung seyn will, und das aus Begierde zu gefallen, und vieler Liebe zu erwerben, leicht zu Gefälligkeiten schreiten

kann,

kann, die im Anfange Schwachheiten sind, im Fortgange Thorheiten werden, und oft, ach nur zu oft in Laster sich endigen. Und wirst Du bey allzu vielen Freunden noch der Freund Deiner Pflicht und der Herr Deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund ist auch nicht stets der, der uns am ersten gefällt; und die besten Eigenschaften des Freundes entdecken sich oft erst durch die Vertraulichkeit.

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unsre Sorgen theilt, betrübt bey unserm Grame,
Mit uns in unserm Unglück weint;
Der, eh wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht schmeichelt.
Ja, träf ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt;
Wie selten, Sohn, ist dieser Freund!

Vertraue Dich dem Freygeiste eben so wenig, als dem Heuchler, zum Umgange; und halte denjenigen stets für eben so unfähig, als unwürdig, Dein wahrer Freund zu seyn, der zu wenige Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu seyn.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es sey auf deinem Zimmer durch die Hülfe der Musik, oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unschuldigen Schrift, oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geschehe im Freyen, in der Flur, in dem Garten in einem anmuthigen Gehölze. Habe Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur, und

lerne

lerne Dich ihrer erfreuen, so oft Du sie empfindest, und empfinde sie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die alle genießen können, und doch die Wenigsten genießen, sind die besten und dauerhaftesten. Lerne endlich, das edelste Vergnügen, mit Absicht recht gethan zu haben, lebhaft empfinden, und stärke täglich durch diese Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, diese Freude, giebt neuen Muth, und ist ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es ist kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge, und nicht auch der Männer, ja selbst der Greise, sucht. Durch ihren Ernst muß er seinen Leichtsinn, und durch ihre Bedachtsamkeit seine Hitze mäßigen lernen. In ihrem Umgange muß seine Klugheit reifen, und durch ihren Beyfall seine Ehrbegierde genähret werden. Es ist ein Fehler großer Männer, wenn sie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu sich schwer machen, oder sie kaltsinnig annehmen, und eben so frostig von sich lassen. Aber es ist ein noch größerer Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege, zu der genauern Bekanntschaft eines wackern Mannes zu gelangen, mit Sorgfalt und Bescheidenheit sucht. Sey nie zu stolz, dieses Glück hoch zu schätzen, und dünke Dich nicht zu weise, den Rathschlägen eines Kenners zu gehorchen. Danke ihm durch Ehrerbiethung, ohne ihm durch schmeichlerische Complimente beschwerlich zu fallen. Sey aufrichtig ohne Unbedachtsamkeit, und lehrbegierig ohne Schwatzhaftigkeit. So lange Dich eine bescheidene Lehrbe-

gierde

gierde beredt machet, wirst Du bey allen kleinen Fehlern immer noch gefallen. Gewinnt er Dich werth; (und dieses Glück erwarte mehr, als daß Du es erringen solltest) erlaubt er Dir einen freyen Zutritt, zieht er Dich zu seinen Vergnügen, oder zu seinen Büchern, oder zu seiner Mahlzeit: so bilde Dich zwar nach seinem Beyspiele, aber ohne er selbst seyn zu wollen, und vergiß nicht, daß die Mine des reifen Mannes den Jüngling nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler Deines Gönners das am wenigsten sind, was Du nachahmen sollst. Außer diesen Vortheilen wird Dich die Scheu vor diesem Manne von vielen jugendlichen Vergehungen zurück halten; so wie die Achtung für ihn und die Gesellschaft, in die er Dich zieht, Deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bey einer Thorheit, die Dich reizt: Aber was würde dieser rechtschaffene Mann von mir urtheilen? Getraue ich mir, sie zu erzählen, ohne zu errötchen? Würde er sich nicht meiner schämen; und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausschweifung noch mit Muth unter die Augen treten können?

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzu fügen, die die Art Deines Studirens und Deiner Oekonomie näher betreffen sollen.

Art zu studiren.

Setze das Lesen der Alten, in deren Sprachen und Werken du unterrichtet bist, in Deinen akademischen Jahren so wenig bey Seite, daß Du Dir vielmehr ein Gesetz

daraus machest, die besten noch täglich zu studiren. Bestimme Dir eine Stunde dazu, und weiche nicht von dieser Regel ab, wenn Du die höhern Wissenschaften gründlich fassen willst. Die Alten sind in der Geschichte, in der Beredsamkeit und in der Poesie die Quellen und zugleich die Beyspiele; sie sind es auch zum Theile in der Philosophie. Je bekannter Du mit ihnen bist, desto glücklicher wirst Du die Geschichte und Philosophie, die kein Gelehrter entbehren kann, erlernen; und je mehr Du ihre Sprachen verstehst, desto nützlicher und angenehmer wirst Du sie lesen. Du wirst in der Folge finden, daß die guten Schriften der Alten nicht Werke sind, die wir nur mit einem unreifen Geiste auf den niedern Schulen durcheilen sollen, blos um die Sprachen der Alten aus ihnen zu erlernen. Die besten unter ihnen sind nicht nur die größten Genies, nicht einsame Gelehrte, deren Welt blos die Studirstube war, sondern Männer gewesen, die den Staat regiert, und Heere angeführet, und ihren Verstand in den großen Geschäfften des Lebens gebraucht und geschärfet haben. Ich weis es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt; daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man sie studiret, ohne sie weiter, als zur Pralerey, zu nützen, daß man sie zur Wollust und aus Petanterey, oft auf Kosten der Religion und seines eigenen Herzens, liest, und ihre Schreibart so lieb gewinnt, daß man die Schreibart der heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahin kömmt, nichts für wahr und schön zu halten, als was Homer,

ner, Plato, Xenophon, Horaz und Cicero gedacht haben. Alles dieses hebt die Pflicht nicht auf, die Besten der Alten mit Fleiß und in der großen Absicht zu lesen, daß man seinen Verstand mit ihren guten Einsichten, sein Gedächtniß mit den Kenntnissen ihrer Zeiten, und seine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witze bereichere, und lieber der blos speculativen Philosophie, die den Geist anstrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit schenke. Verstehe mich wohl: ich bin kein Feind der gesunden Philosophie, ich müßte sonst ein Feind der Vernunft seyn. Ich habe Dir selbst einen Vorschmack der neuen Philosophie gegeben, und Du mußt sie hören und studiren; aber nicht auf Kosten der andern Wissenschaften. Du mußt nicht glauben, wenn Du die Regeln und Grundsätze eines Systems hast, daß Du alsdann die Gabe selbst besitzest, wahr und richtig, und schön zu denken; eben so wenig, als Du den Geist der Beredsamkeit besitzen wirst, wenn Du ihre Regeln gefaßt hast. Du wirst dereinst viele Männer finden, die ihr philosophisches System auswendig wissen, und die doch so schlechte Scribenten, Redner und Lehrer sind, als hätten sie nie Philosophie gehört. Lerne insonderheit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktisch anwenden, und treibe diese heilsame Uebung unter der Aufsicht eines scharfsinnigen Lehrers. Du wirst sehen, was für ein großer Schritt von der Regel bis zu der Anwendung sey. Stelle diese Uebung zuerst mit den Begriffen, Sätzen und Beweisen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; sie sind die faßlichsten und gemeinnützigsten.

sten. Je gesünder und richtiger Du durch diese Uebung und das Lesen der Alten hast denken und urtheilen lernen; desto sichrer vor philsophischen Träumen wirst Du Dich alsdann in das Gebiete der blos speculativen Weltweisheit und Methaphsik wagen. Du kannst nie zu richtig und scharfsinnig denken lernen, das ist gewiß; aber du kannst, verliebt in die Geheimnisse der Philosophie, die der Wißbegierde des jugendlichen Verstandes so sehr schmeicheln, mit großer Begierde die Philosophie ganze Jahre hören, und doch nicht denken lernen, und doch einen elenden Brief, eine abentheuerliche Abhandlung, eine leere und kindische Rede niederschreiben. Es gehören Anmerkungen und Kritiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäß zu denken; und Belesenheit, Geschmack und Erfahrung, um überall schön und der Sache würdig zu denken. Die Philosophie seicht erlernen, benebelt nur den Geist, und macht schwatzhaft; sie gründlich und mit eigener Einsicht erlernen, macht heiter und vorsichtig.

Halte Dir bey dem Lesen ein Diarium zu den schönsten Stellen, und übe Dein Gedächtniß an ihnen. Ueberhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführet habe, nicht vielerley, sondern viel, nicht sowohl alle, als die besten oft und zehnmal zu lesen, nicht, so zu sagen, blos mit dem Gedächtnisse, sondern mit seinem ganzen Verstande lesen; daß man seinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durcheilen, sondern ihm mit langsamen und bedächtlichen Schritten nachgehen, und selbst mit ihm fortdenken; daß

man den Plan desselben sorgfältig aufsuchen, und durch das Ganze aufmerksam verfolgen; daß man die Art der Ausführung selbst genau bemerken, jeden Beweis, sowohl an sich, als in der ihm gegebenen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Gesinnung auszuzeichnen, und überhaupt das Beste und Wichtigste des Werkes in einem kurzen Auszuge zusammen fassen müsse. Folge diesen Regeln ferner, mein Sohn: so wirst Du nicht, wie viele, nur für das Gedächtniß, oder für die Eitelkeit, viel gelesen zu haben, sondern für Deinen Verstand, Dein Herz und die wahre Bereicherung von beyden lesen. Die Alten gehen vor; aber die Neuern folgen. Lies auch diese, aber nie auf Kosten der erstern. Lies die guten französischen Schriftsteller aus dem Ludwigischen Zeitalter. Du wirst finden, daß sie sich größten Theils durch den Geist der Alten gebildet haben; lies sie, sage ich, und belebe Dich durch ihre Art zu denken. Dieß muß auch der größte Lohn für die Mühe seyn, die Du auf die französische Sprache gewendet hast, und künftig auf die englische, vielleicht auch auf die italienische verwenden wirst. Das Lesen der französischen Schriftsteller soll Dich zugleich in der Fertigkeit erhalten, diese so unentbehrlich gewordene Sprache zu schreiben und zu sprechen. Als ein Gelehrter mußt Du Dich gut im Latein ausdrücken können; dieses ist Pflicht. Vergiß also nicht, Dich in dieser Sprache durch Schreiben und Reden zu üben; Du wirst den Nutzen dieser Geschicklichkeit in Deinem künftigen Leben sehr oft

erfahren. Als ein Mann für die Welt mußt Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt haben; und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du Dich in Deiner Muttersprache leicht, angenehm, regelmäßig und glücklich ausdrücken können. Lies also auch die guten Werke in Deiner Muttersprache, und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht besser zu verstehen, als Dein Bedienter. Uebe Dich unter einer guten Anführung itzt in der Schreibart der Briefe und andrer kleinen Aufsätze, und in Deinem letzten akademischen Jahre in der öffentlichen Beredsamkeit. Aber werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poesie, noch in der Prosa. Man muß sein Genie erst mit Wissenschaften nähren, und die Begierde zu schreiben nicht für die Kraft zu schreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bösartigen Fieber; die ersten Anfälle sind ein gewisser sanfter Kützel, der sich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wisschaften verwenden sollte. Lies die claßischen Schriftsteller unsrer Nation, die ich Dich habe kennen lehren, und die diesen gleichen. Aber hüte Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregister zu lesen. Fliehe das Neumodische und das Allzugemächliche in den Wissenschaften, den Fehler unsers Jahrhunderts. Ich setze Dir jährlich etwas Gewisses zu Büchern aus. Es soll Dir überlassen seyn, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben. Traue den Urthei-

len der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht so geizig, alle gute Bücher besitzen zu wollen; aber sey geizig auf die Nebenstunden, in denen Du viel gute lesen kannst. Ich lasse Dich fünf bis sechs Jahre auf Akademien. Hier sollst Du nicht alles lesen, sondern das Nothwendigste und Beste, und sollst Dir nebst dem Geschmacke am Lesen, der Dich in Deinem ganzen Leben nicht verlassen müsse, die Kenntniß der besten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie nachlesen kannst. Zu dieser Kenntniß ist der genauere Zutritt zu einer Bibliothek, der Umgang mit belesnen Männern, der Buchladen, und ein gelehrtes gutes Tagebuch nöthig. Aber vergiß nicht, daß man in der großen Welt mehr, als die Kenntniß der Bücher verlangt, und daß Du aus Mangel geographischer, historischer und ökonomischer Wissenschaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannst. Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erden seyn soll. Und ehe Du die Geographie, und das, was zu ihr gehöret, vergissest; so lies lieber hundert witzige Schriften weniger; und ehe du die reine Mathematik, die ich Dich gelehret habe, verlernest, und Deine gute Hand im Schreiben vernachläßigest: so lerne lieber eine Sprache weniger.

Dein Diarium, was und wie Du liesest, will ich alle Quartale sehen. Du wirst mir diese Freude machen, und es fortsetzen, wie Du es an meiner Seite angefangen hast. Wie wirst Du Dich einst in Deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn Du das Verzeichniß Deiner gelesnen Schriften

überschauen, und Deine Anmerkungen und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirst! Mittelmäßige Schriften, ja, diese lies auch, um Dir einen Eckel an dem Mittelmäßigen zu erwecken. Schöne, aber gefährliche Schriften, ließ, so gut Dein Herz auch ist, itzo nicht. Dein Vergnügen ist mir so lieb, als das meinige, und Du weißt, daß ich Heiterkeit und Feinheit des Witzes liebe; aber der Witz in einem ungesitteten Werke (und wäre er auch der feinste, der Witz eines Crebillon) ist nichts bessers, als die Schönheit in dem Hause der Unzucht, und um desto verführerischer, je mehr er dem Laster die Anmuth und Mine der Unschuld zu geben weis. Die Zeit der Ferien und Messen wende vornämlich zum Lesen und zur Wiederholung an. Denn wenn Du nicht auch unter Deinen Büchern durch Privatfleiß und eignes Nachsinnen Dein täglicher Lehrer wirst: so kannst Du ewig die Collegia besuchen, und doch auf der Bahn der Wissenschaften nicht weit fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; sie haben mehr, als einen Nutzen. Ueberhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bey Deinem akademischen Fleiße stets wichtig und gegenwärtig seyn muß. Laß die Hauptwissenschaft, mit der Du einst der Welt in einem öffentlichen Amte nützen sollst, und die Du nach einer sorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umstände, auf den Rath einsichtsvoller Männer, gewählt hast, auch stets das Hauptziel Deines Fleißes seyn. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und festgesetzten Theil Deiner Zeit; und laß Dich die oft angenehmern Nebenstunden

nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, so rauh und mühsam sie auch ist. Sey stets auf Deiner Hut, daß der Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten Dir gegen Deine Hauptwissenschaften nicht einen falschen Ekel beybringe, der für Dein künftiges Amt die gefährlichste Krankheit seyn würde. Wie mancher junge Studirende, der nur lauter Witz und Geschmack seyn wollte, und der itzt mit eben so viel Ungeschicklichkeit, als Abneigung, sein öffentliches Amt antritt, würde dasselbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er sich vor dieser Krankheit verwahret, und mehr für seine Pflicht und sein Amt, als für sein Vergnügen studiret hätte! Hüte Dich, mein Sohn, vor diesem Mißbrauche der schönen Wissenschaften um so vielmehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen ist. Die schönen Wissenschaften sollen Dir den Geschmack an den nützlichern und ernsthaftern nicht benehmen, sondern Dich vielmehr stärken und geschickt machen, Deinen guten Geschmack, Deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen und zu zeigen. Sie sollen Deinen Geschmack nicht verzärteln, sondern läutern; sie sollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, sondern zum gesittetern und anständigern Gelehrten machen.

Oekonomie. Lerne die Sparsamkeit, die nicht allein für sich, sondern wegen ihres Einflusses in höhere Tugenden, schätzbar ist. Kein Fürst ist zu reich, daß ihn die Sparsamkeit nicht ehren,

ehren, und die Verschwendung nicht beschimpfen sollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weis, wird sich oft in die Umstände setzen, die ihm, wo nicht die nothwendigen Bedürfnisse, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geistes, und tausend Gelegenheiten, Gutes zu thun, rauben, und ihn selbst wider seinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtschaffener Mann zu seyn. Deswegen ist die Sparsamkeit eine rühmliche Tugend, und, weil sie selten die Tugend des jugendlichen Alters ist, eine Pflicht, zu der ich Dich desto feyerlicher ermuntern muß. Sey also haushälterisch zuerst in Kleinigkeiten, die einzeln wenig betragen, und um desto leichter verführen, die aber in der Folge zusammen genommen, so gut eine ansehnliche Verschwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf einmal verthan. Nicht kaufsüchtig seyn, sagt ein römischer Consul, dem Könige gehorchten, und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht kaufsüchtig seyn, ist ein großes Einkommen. Tausend Dinge, die ihres Geldes sehr wohl werth sind, aber weder von der Nothwendigkeit, noch von dem Wohlstande anbefohlen, sondern nur von der Mode, von der Geschicklichkeit des Künstlers, und von dem Auge, das das Neue und Seltne liebt, empfohlen werden, gehören in die Classe der Ausgaben, für die Du zu arm seyn mußt, um reich zu Nothwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohlthaten für Arme und guten Büchern zu seyn. Es ist Verschwendung, wenn Du, um ein kostbares Geräthe zu haben, das nur das Auge

füllt, Dich arm machest, die Kosten eines erlaubten Vergnügens, einer Spazierfahrt und eines Aufwands für den Besuch Deiner Freunde zu bestreiten. Ein nützlich Buch ist eine rühmliche Ausgabe; und oft würde dieses Geld, zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe seyn. Sey nie so arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen ersparen könnest. Sey nie so sinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, gesetzt, daß sie noch so wenig Aufwand verlangten, versagen könntest; sowohl um Herr über Deine Neigungen, als Herr über Dein Vermögen zu seyn. An dem Vermögen Deines Vaters sollst Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir selber erwerben wirst. Vor groben Verschwendungen, die unmittelbar in Schulden stürzen, warne ich Dich nicht; du bist zu weise dazu. Allein auch die bloße Sorglosigkeit in den kleinen Ausgaben machet uns anfangs zu verschämten, und endlich wider unsre Absicht zu bösen und ungerechten Schuldnern, nach der Vernunft und Religion, zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, so schicke mir sie monatlich. Handle aufrichtig, ich verringere Dir Dein Geld wegen unvorsichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe Dirs nicht anders, als freywillig, und wenn Du es bedarfst. Sey Deines Vaters durch aufrichtige Liebe werth, so wie ich des besten Sohnes durch Sorgfalt werth seyn will. Wie Dich die Sparsamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält, so wird sie Dich auch

von allen den Gefahren, oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit diesen Gegenständen verbunden ist. Ohne sie wirst Du, auch bey dem eifrigsten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten, und Deinem Fleiße selbst manches Hinderniß erschaffen: so wie Du ohne sie, auch bey der größten Gelehrsamkeit und allen andern Verdiensten, zu vielen öffentlichen Geschäfften unbrauchbar, und ein unglücklicher Hausvater seyn wirst. Unser äußerlicher Wohlstand hängt von tausend Kleinigkeiten ab, bey denen wir, so wenig sie einzeln zu sagen scheinen, Aufmerksamkeit und Sorgfalt anwenden müssen; und die keinen großen Verstand, noch weniger aber Gelehrsamkeit erfordern. Aber eben, weil alle Menschen hiezu Einsicht genug haben: so ist es dem Gelehrten um desto schimpflicher, wenn er in den Fällen Verstand zu haben vergißt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachläßig wird, wo sich die Nachläßigkeit mit Mangel oder Verachtung und Gelächter selbst bestrafet. Die Ordnung gehöret zur guten Wirthschaft, wie der Ton zur guten Aussprache; und die Ordnung ist bald eine Frucht, bald die Quelle der Sparsamkeit. Viele Bedürfnisse des äußerlichen Wohlstandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir sorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf diese Art ersparen, ist eine weise Kunst, und für einen Menschen, der gut denkt, eine große Pflicht. Gesetzt, Du könntest, ohne den Wohlstand zu beleidigen, durch diese Sorgfalt in etlichen Jahren Dir die Kosten eines

Kleides ersparen, und dafür einen rechtschaffenen und armen Freund kleiden; fühlest Du nicht, daß diese Sorgfalt etwas sehr edles seyn würde? Betrachtest Du die Sparsamkeit von dieser Seite, so wird sie sehr ehrwürdig; sie ist alsdann kein bloßer Rath der Klugheit mehr, der zur Tugend führet, sondern sie ist das Werk der Tugend selbst. Das Vermögen ist ein Mittel zu unzähligen guten Absichten; und es verwahrlosen, ist deswegen schon mehr, als Thorheit. Eine unbesonnene Verwahrlosung, oder ein unrichtiger Gebrauch des Vermögens, ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrlosen; es sey Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtsinn, Liebe zur Tracht, oder eine andre schlimme Neigung. Eben daher ist eine üble Haushaltung mehr als Thorheit, weil sie das Herz unvermerkt verderbt, wenn sie auch unserm äußerlichen Glücke nicht schaden sollte. Ein Verschwender kann nie ein kluger Mann, und eben so wenig ein tugendhafter Mann seyn. Die Verschwendung aber findet bey geringem Vermögen sowohl, als bey großen Schätzen statt. Lerne also sparsam seyn, als Jüngling, um das gewisse Glück zu haben, es als Mann zu seyn. Ein junger Verschwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weise oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals, und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauses so wenig, als die Wollust und die Verschwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewisse Kleinigkeiten der Ordnung selbst zu besorgen, sondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen sorgfältig zu seyn, und wenn ich auch

noch so viel Reichthümer besäße, die ich doch nicht besitze: so würde ich Dir eben diese Regeln geben, und niemals mehr zum Aufwande, als Dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, sondern die gewissenhafte wird mich stets bey Deinen Ausgaben leiten. Lebe so auf der Akademie, wie Du einst in Deinem Alter gelebt zu haben wünschen wirst! Lebe so, daß Du einst ohne Schamröthe und Zittern, daß Du mit Freuden und unverletztem Gewissen in Deine akademischen Jahre zurück denken kannst! Hiermit segne ich Dich mit väterlichen Umarmungen, und bete, daß Du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einst zurück in meine Arme und in die Dienste der Welt kehrest. Mit mehr Gelehrsamkeit und weniger gutem Herzen werde ich Dich kaltsinnig, mit nützlichen Wissenschaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sey das größte Genie der Erden und kein rechtschaffner Mann: so weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, bester Sohn.

Betrachtungen
von
Johann Joachim Spalding.

Der Werth der Andacht.

Es ist sehr glaublich, daß überhaupt die Summe der Gottseligkeit und Tugend in der Welt durch den offenbarsten und entschlossensten Unglauben nicht so viel verliert, als durch eine gewisse Unempfindlichkeit und Vergessenheit, welche diejenigen, die Religion zu haben meynen und vorgeben, bey den unmittelbarsten Pflichten derselben beweisen. Wenn ich einen Menschen sehe, der das Gefühl und die Verbindlichkeiten der Gottesfurcht gerade zu verläugnet, so bewundere ich an ihm die Macht des Unsinnes und der Verblendung, die ihn dazu bringen konnte; aber weiter ist mir auch der daraus fließende Leichtsinn, in Ansehung alles dessen, was er dem Schöpfer und Regierer der Welt schuldig wäre, gar nicht mehr unbegreiflich. Hergegen der Anblick einer Menge von solchen Leuten, die ich für wirkliche Ungläubige zu halten mich nicht überwinden kann, und bey welchen sich doch so wenig Eindruck und Wirkung davon spüren lässet, daß sie einen Gott

glau-

glauben; der verwirret mich, und wird mir ein unauflösliches Räthsel. Das Wahrscheinlichste, was man etwa davon sagen kann, würde dieses seyn: daß dunkle heimliche Zweifel sich unvermerkt bey diesem Glauben einschleichen; Zweifel, die vielleicht der Mensch sich selbst nicht einmal gestehen will, die aber doch, in Ansehung dieser Empfindungen, eine gewisse erstarrende Kälte durch das Herz ausgießen, welche der innerlichen Religion schlechterdings tödtlich ist. Die lebhaftesten Regungen, welche sonst natürlicher Weise hiebey die Seele durchdringen würden, werden durch den unglückseligen Gedanken ersticket und entkräftet: Wer weis, ob das alles so wahr ist? Getrauete man sich nur diesen Gedanken ganz und rein heraus zu denken, so wäre es zu hoffen, daß die Wichtigkeit der Sache das Gemüth zu einer ernsthaften und gründlichen Untersuchung erwecken, und folglich zur Gewißheit führen würde. Allein, hier wird man insgemein durch eine solche Trägheit übermeistert, daß man alles unaufgewickelt in seiner Verwirrung und Finsterniß läßt, und sich doch dadurch berechtiget hält, bey den Vorstellungen von Gott unbewegt zu bleiben.

Ich möchte jedoch die Leute von dieser Art sehr gerne zur Ueberlegung bringen, wie gar wenig sie glauben müssen, wenn sie nur bey demjenigen allein kalt und ungerührt bleiben wollen, was sie für ungewiß oder ungegründet halten; vielleicht würden sie selbst dafür erschrecken. Sie dürfen gewiß nicht das ganze theologische System dieser oder jener Religionsparthey annehmen, um Andacht zu

empfinden. Der einzige Gedanke: Es ist ein Gott, hätte schon Kraft genug, eine Seele, die da weis, was sie denket und glaubet, mit Schaudern oder Entzücken zu erfüllen. Und man kann doch unmöglich vermuthen, daß diese große und ehrfurchtswürdige Wahrheit von allen denen in Zweifel gezogen, oder gar geläugnet werde, die den Eindruck davon in ihrem Herzen so wenig fühlen, und in ihrem Bezeigen so wenig äußern. Wird aber dieß wirklich geglaubet, ist man noch dazu von einer Fürsehung und von einer zukünftigen Welt überzeugt, (um alles übrige mit Stillschweigen vorbey zu gehen,) so helfe man mir doch zu einer Erklärung, wie es möglich ist, daß das die Seele nicht mehr in Bewegung setzet? Ich verlange von einem, der überall noch Religion haben will, nur gerade so viel, und nicht mehr, Andacht, als er Religion hat: Das ist, däucht mir, eine ganz billige Foderung. Wenn also so mancher, der in dem Lehrgebäude der Philosophie, welches er gelernet hat, auch die natürliche Gottesgelehrsamkeit und Sittenlehre annimmt, und im wirklichen Ernste für wahr hält, dieselbe nur nach diesem Maaße in dem Gefühle seines Herzens wirken ließe; was für andächtige und gerührte Menschen würden wir denn nicht haben! Ich rede hier nicht blos von dem Pöbel, nicht einmal von dem gelehrten Pöbel, überhaupt nicht von dem Schwarme gedankenloser Menschen, bey denen in allen Stücken Erkenntniß, Empfindung und Handlung unendlich weit von einander ist; und die sich lediglich von den blinden Trieben der Sinnlichkeit beherrschen lassen;

sen; sondern ich habe diejenigen im Sinne, die sonst in ihrem Verfahren eine Art von System haben, die sonst gewohnt sind, in ihren Angelegenheiten folgerungsmäßig zu handeln, und sich selber Gründe von dem, was sie thun, anzugeben. Warum ist doch bey denen im Herzen keine Andacht, wenn anders in ihrem Verstande Religion ist?

Andacht! Es wäre seltsam, wenn dieß Wort selbst schon etwas Anstößiges und Abschreckendes an sich haben sollte; und doch scheint es so, wenn man darauf Acht hat, in was für einem nachtheiligen Verstande es gemeiniglich bey den feinen modischen Geistern gebräuchlich ist. Es fehlet nicht viel, daß es nicht mit der Schwachheit eines abergläubischen Kopfes für einerley gehalten wird. Und dennoch wüßte ich nicht, wie man in unsrer Sprache die Beschäfftigung des Herzens mit Gott richtiger und stärker ausdrücken wollte. Die Empfindungen und Gemüthsbewegungen aus der Betrachtung des höchsten Gegenstandes des menschlichen Denkens, der noch dazu uns selbst so nahe angeht, die machen einen Andächtigen. Und dann sehe ich, anstatt des Schwachen und Niedrigen, welches man so oft damit verknüpft, nichts anders darinn, als die würdigste und edelste Erhebung der menschlichen Seele. Die Stärke dieser vernünftigen Empfindungen ist so groß, daß unser Geist, wenn er sie in dem ganzen Umfange ihrer Wahrheit fassen wollte, nothwendig unter dem Gewichte derselben niedersinken müßte. Und wenn wir auch bisweilen darinnen, bey einer strengen Zusammenhaltung unsrer Gedanken, zu einer außer-

ordentlichen, obgleich den Gegenstand nie übersteigenden, Höhe entzückt werden, so können unsre denkenden und fühlenden Kräfte das doch nur eine sehr kurze Zeit aushalten, und müssen bald zu sanftern und ruhigern Regungen zurück kommen. Aber diese niedrigere Gegend der Andacht muß dagegen auch nothwendig ein sehr natürlicher und gewöhnlicher Aufenthalt für das Gemüth desjenigen seyn, der Gott, und seine Beziehung auf ihn, kennet.

Dieß kann auch um so viel weniger fehlen, da es nur einen Schritt mit dem Gedanken zu thun braucht, um sogleich auf Gott, die Quelle der Vollkommenheit, den Vater, Erhalter und Wohlthäter aller Wesen zu kommen. So oft ein Mensch von Verstande sich mit einiger Muse in die Betrachtung der Natur einläßt; so muß alles, was um ihn ist, seiner Seele die lebhaftesten Empfindungen von Ehrerbiethung, Bewunderung, Vertrauen, Dankbarkeit und inbrünstiger Liebe einflößen; und dazu gehöret nicht mehr, als der einzige ernsthafte Gedanke: „Es ist eine weise und „gütige Gottheit, welche die Welt gemacht hat, „und regiert.„ Und so oft es dann auch Anordnungen und eingeführte Gewohnheiten giebt, welche die Erinnerung an das oberste Wesen und an unsre Abhänglichkeit von ihm zum Zwecke haben, so wird es einem ordentlich denkenden Gemüthe nicht möglich seyn, von den einnehmenden Regungen frey zu bleiben, die eine solche Erinnerung, wenn sie ernstlich ist, ganz natürlich bey sich führet.

Es würde eine sehr elende Ausflucht seyn, zu sagen, daß man von der innerlichen Andacht eines andern nicht urtheilen könne, und daß es zu lieblos und vermessen sey, dieselbe einem großen Theile der Menschen darum abzusprechen, weil man sie äußerlich an ihnen nicht gewahr wird. Denn eben diese Leute meyne ich, die so wenig Empfindung von Gott bey sich wahrnehmen lassen; und ich bin sehr neugierig, von ihnen zu erfahren, was sie für Ursache dazu haben, und wie sie es anfangen, daß man das, wovon ihr Herz, ihrer Versicherung nach, vielleicht gerührt und voll ist, so gar nicht an ihnen merken kann. Hier ist von keinen kleinen und schwachen Gemüthsbewegungen die Rede, deren wir uns zu schämen hätten, oder deren Ausbrüche unserer Wohlfahrt auf eine oder die andere Art schädlich seyn könnten, die wir deswegen sorgfältig verhehlen und unterdrücken müßten: sondern es betrifft die größte und allgemeinste Angelegenheit des menschlichen Geschlechts; es betrifft den höchsten Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, und dasjenige, was, nach aller Geständniß, die Glückseligkeit, die Ehre und den Trost der vernünftigen Geschöpfe ausmacht. Wenn ein ordentlich denkendes Wesen zum voraus, und ehe es eine weitere Erfahrung davon hat, urtheilen sollte, was Menschen, die alles glauben, die von Gott und der Religion so, wie sie sagen, überzeuget sind, was die wohl für Gesinnungen dabey äußern, und was für ein Bezeigen sie blicken lassen würden, so müßte es sich unfehlbar einen herrschenden Geist der Andacht unter ihnen vorstellen;

es müßte denken, daß sie diese großen und rühmlichen Empfindungen bey einer jeden vernünftigen Veranlassung, obwohl ohne scheinheilige Grimassen und Verzuckungen, ohne gezwungene abergläubische Aengstlichkeit, äußern würden, daß sie sich eine Ehre daraus machen würden, die gebräuchlichen Handlungen der Anbethung des größten und besten Wesens mit wahren zuversichtlichen Anzeigen einer lebhaften Rührung auszuüben; daß auch ihre Unterredungen untereinander so leicht und natürlich auf diese angelegentlichen Dinge kommen würden, als Kaufleute unter sich auf Handlungssachen, und Staatsmänner auf Weltgeschäffte fallen, wenn keine besondere Umstände sie davon zurück halten. Es müßte dabey einen Ernst, eine Lebhaftigkeit in dem Gespräche vermuthen, die der Werth der Sache vernünftig und nothwendig macht. Allein dieß sind, der Erfahrung nach, nicht die Wege, wodurch die mehresten Menschen es zu merken geben, daß sie Gott fürchten. Wenn jemand (damit ich von den übrigen Bezeigungen der Andacht mit Fleiß nichts berühre,) in einer Gesellschaft, der er Religion zutrauet, mit einer Art, daran das Herz Theil hat, von der Religion zu reden anfängt, so wird dieser wunderliche Einfall entweder geradezu unterbrochen, und die Rede auf etwas anderes geleitet; oder man zeiget auch mit einem kalten unempfindlichen Stillschweigen, mit einer gewissen Verlegenheit der Gebärde, die man gerne zwischen Billigung und Mißfallen im Mittel erhalten will, daß man das hier gar nicht erwartet habe; daß das gar nicht dahin gehöret.

Und warum denn nicht? Das ist die Frage, die ich von dergleichen Leuten so gerne beantwortet haben möchte. Warum wird eine solche Rede nicht unterstützet? Warum wird sie nicht eben so gut, eben so munter und natürlich fortgeführet, als eine jede andere, davon wir glauben, daß sie die ganze Gesellschaft etwas angeht? Dieß Bezeigen hat für manchen, dessen Herz sonst bey dieser Sache in der rechten Verfassung ist, so etwas abschreckendes und niederschlagendes an sich, daß er, nach etlichen solchen Erfahrungen, es gar nicht mehr wagen mag, Dinge von dieser Art ins Gespräch zu bringen, um sich nicht umsonst und ohne allen Nutzen den Vorwurf einer Donquischotterey in der Gottesfurcht zuzuziehen. Wo überhaupt dieser Mangel eines merkbaren Gefühls von der Gottheit nicht eine wirkliche Gedankenlosigkeit und eine dadurch erworbene gänzliche Unfähigkeit zum Empfinden ist, da ist es, aller Vermuthung nach, blos eine falsche Scham, eine Besorgniß, von andern für andächtig gehalten, und eben wegen der Andacht verachtet zu werden. Diese niedrige Feigheit und Schwäche aber, um solcher Menschen willen, die augenscheinlich verkehrt und unedel denken, die würdigsten Empfindungen zu unterdrücken, die mag ein jeder anderer an meiner Statt mit ihrem rechten Namen belegen.

Am sonderbarsten kömmt mir hierbey das vor, daß die Sittenlehrer, die für die Tugend reden und schreiben wollen, so wenig an die Andacht gedenken, wofern sie nicht von Amts wegen dazu verbun-

bunden sind. Sie scheinen zu besorgen, daß es nicht artig genug lassen werde, so geradezu Gottes und der Empfindungen, die ihm von uns gebühren, zu erwähnen: und die Artigkeit, das ist doch bey einem großen Theile von ihnen die Hauptsache. Dieß ist mit ein Stück des Geschmacks, den wir unsern großen Mustern, den Franzosen, zu danken haben! Auch ihre Sittenlehre trägt insgemein den leichten Charakter des Volks an sich; und Witz, Wendungen, Zergliederungen, Schildereyen, das ist alles, was man darinn erlanget. Die Moralisten von der Schule des Marivaux, eine verderbliche Secte! affectiren bey den gewöhnlichsten Wirkungen des menschlichen Gemüths eine nichts bedeutende Metaphysik; versteigen sich in feinen quintessentiirten Sentiments, und halten sich so sehr bey den Außenwerken und Verzierungen der Tugend auf, daß der wahre Grund derselben gar nicht berührt wird. Man will die Menschen nicht tugendhaft machen; sondern nur artig und sinnreich von der Tugend schreiben: denn sonst würde man bald finden, daß die Erhebung des Gemüths zu dem Urbilde aller moralischen Ordnung und Güte den lebhaftesten Eindruck zu einer wirklichen Verbesserung bey den Menschen machen würde. Ein unendlich guter Gott, und der auch will, das wir gut seyn sollen; das ist ein Gedanke, der, wenn man ihn recht entwickelt, und sich recht mit ihm bekannt machet, dem Geiste in Absicht auf die Tugend, eine Stärke und Hoheit giebt, die man von noch so feinen moralischen Spitzfindigkeiten ganz vergebens erwartet.

So gut es nun daher seyn würde, wenn wir mehr Anleitungen hätten, die auf die rechte Art die Andacht trieben, um sie liebenswürdig, und, ihrem praktischen Einflusse nach, nutzbar zu machen; so schädlich halte ich auch Andachtsbücher, die diesem Zwecke nicht gemäß eingerichtet sind; und es giebt hierbey zwey Abwege. In einer Menge von Schriften, an welchen sich zum Theile unsere andächtigen Voreltern halten mußten, fehlet gerade dasjenige, was den Umgang mit Gott vernunftmäßig, ehrwürdig und groß machet. Die Religion darinn ist schwach, kindisch, und mit Vorstellungen überhäufet, die weder Gottes noch des Menschen würdig sind; eine unnatürliche Vermischung platter, sinnlicher und verblümter Gedanken und Ausdrücke! Aber auf der andern Seite wird man auch nicht viel verbessern, wenn eine gewisse Art der Beredsamkeit sich auch der eigentlichen Werke der Andacht bemächtigen sollte; eine Beredsamkeit, die unsern Geschmack zu eben der Zeit vermehret, da man ihn vielleicht dadurch recht in seiner Schönheit zu zeigen meynet. Zu viel gesuchter Schmuck, eine Ziererey in der Sprache und in den Wendungen; große schimmernde Gewölke von Redensarten, die nichts festes noch lehrendes, nichts, das einer solchen kostbaren Einkleidung werth war, in sich finden lassen, die schicken sich in keine ernsthafte Schrift oder Rede; und am allerwenigsten schicken sie sich dahin, wo das Gemüth sich unmittelbar mit Gott, mit dem Gotte der Wahrheit, unterhalten soll. Wenn man da mühsam die Ausdrücke von den Dichtern entlehnet, die

nur die Einbildungskraft beschäfftigen; wenn es da genug zu merken ist, wie sehr der Kopf gearbeitet hat, um etwas so schönes und prächtiges heraus zu künsteln, dessen Wahrheit das frostige fühllose Herz gar nicht, oder doch viel schwächer, erfahren hat: so ist der Leser sehr geneigt, dieses ganze Geschäffte in das Reich der Erdichtungen zu setzen, und es sich nicht weiter anzunehmen, als in so weit er daraus lernen kann, von einer so hohen und entfernten Sache recht beredt zu sprechen. Es giebt einen gewissen Geschmack in einer ordentlichen Seele, mit welchem sie sehr schnell beurtheilet, ob die Empfindungen, die sie liest und höret, wirklich wahr, oder ein bloßes Werk der angestrengten Einbildungskraft sind; und die letztere Gattung ist ihr etwas höchstwidriges, weil sie sich nicht enthalten kann, einen heuchlerischen Betrug des Urhebers darinn zu sehen. Nur die Sprache der Natur und der Wahrheit, die von einem geraden und aufrichtigen Herzen zeuget, die gehöret für den Umgang mit Gott und unserm Gewissen. Und eben diese Sprache kann Hohes und Edeles genug haben, wenn die Seele die großen Dinge, mit welchen sie dann zu thun hat, recht zu empfinden, und sie in ihrer reinen Einfalt auszudrücken weis.

So darf also der Mensch nur sein Herz den Eindrücken, welche die natürlichen Folgen von einer richtigen Erkenntniß dieser unendlich wichtigen Gegenstände sind, mit Vernunft und Ehrlichkeit öffnen, um von den angenehmsten und würdigsten Bewegungen durchdrungen zu werden. Hier fühlet die Seele erst ihre wahre Größe, wenn sie sich

zu

zu der Höhe geschwungen hat, daß sie an den himmlischen Freuden der Andacht einen Geschmack findet. Hier kann sie ihrem Verstande und ihrer Denkungsart Ehre machen; und alles in der Welt wird ihr dargegen niedrig und klein seyn. Wenn ein Gott ist, wenn er diese Welt erschaffen hat und regieret, wenn alles Gute in der Natur von ihm herrühret, wenn er mit seiner belebenden Gegenwart alles erfüllet, wenn er auch mich sieht, wenn er mich in den aufrichtigsten Bestrebungen, gut zu seyn, mit einem anbethenswürdigen göttlichen Wohlgefallen sieht, wenn seine ganze unermeßliche Majestät für mich lauter Segen ist, Segen auf Ewigkeiten hinaus. Wo ist der Geist, der die ganze Gewalt dieser Empfindungen erträgt?

Das glückliche Alter.

Das hohe Alter, dieses von einer Seite so gewöhnliche Ziel der menschlichen Wünsche, und von der andern eine fast eben so gewöhnliche Materie der menschlichen Klagen, erfordert ohne Zweifel die ernsthafte Sorge, es sich so glücklich zu machen, als es werden kann. Jede Stuffe des Lebens hat allerdings ihre Vortheile und ihre Unbequemlichkeiten. Dadurch läßt die Fürsehung uns zu keiner Zeit ganz vergessen, daß wir uns hier in einem Stande der Erziehung und der Wanderschaft befinden, dessen Natur eine Vermischung des Guten und Bösen mit sich bringt. Am allerwenigsten würde man wohl behaupten können, daß

die letzte Periode der ordentlichen Lebensdauer ein Zustand der vollkommenen Freude sey. Es ist schwer, Erfahrungen zu widerlegen; und diese reden zu laut von den Beschwerden des hohen Alters. Zerrissene Verbindungen mit der übrigen Welt, verlohrner Geschmack an den Ergetzlichkeiten des Lebens, ermattende Lebensgeister, und ein Gefolge von mannichfaltigen Zufällen, die oft sichtbar, oft unvermerkt die Kräfte des Körpers sowohl, als des Geistes, untergraben, das alles sind so viele Beraubungen des Vergnügens, welches die stärkern und muntern Jahre genossen; das ist in so weit wirkliche Störung der Glückseligkeit. Allein, es sind auch Mittel vorhanden, welche diesen scheinbaren Mangel ersetzen, und durch innerliche Befriedigungen einen an sich beschwerungsvollen Zustand erleichtern können. Auf diesem Wege wird dem Rechtschaffenen sein Alter glücklich; und vornämlich zeiget die Religion auch darinn ihre Kraft, daß sie Heiterkeit und Frieden über diejenige Zeit des Lebens ausbreitet, welche sonst natürlicher Weise die Zeit des Mißvergnügens und des Unmuthes ist.

Freylich hängt auch ein Theil dieses Glücks von äußerlichen Umständen ab, die das Gemüth allein sich nicht schaffen kann. Wenn der Rechtschaffene von der Fürsehung in einen so hinlänglichen Besitz von zeitlichen Güthern gesetzet worden, daß er nicht allein von der nagenden Sorge für seine und der Seinigen Erhaltung befreyet, sondern auch in dem Stande ist, durch eine erfreuliche Nachahmung des allgemeinen Vaters und Versorgers aller Wesen,

sen, um sich her getröstete und glückliche Menschen zu machen; wenn er, ohne das anhaltende Elend eines siechen und schmerzenvollen Lebens, einen zwar nicht lebhaften, aber doch noch freyen Gebrauch seines Körpers haben kann; wenn er danächst von der unterdrückenden und zerstreuenden Menge zeitlicher Geschäffte sich hat loswickeln, und seine ababnehmenden Tage der Ruhe und der Freundschaft weihen können: so ist er ohne allen Zweifel so vielmehr geschickt, die Erleichterungen zu genießen, welche das Glück des Alters ausmachen, und welche hauptsächlich die innerliche gute Verfassung der Seele zu verschaffen vermag. Denn daß die eigentliche und beste Glückseligkeit unsrer menschlichen Natur von innen, aus der Denkungsart, den Gesinnungen und Neigungen des Geistes kommen muß, das ist für einen jeden, der nachdenket, eine unläugbare Wahrheit: aber diese Wahrheit erscheint nirgends in einem hellern und überzeugenden Lichte, als in den Jahren des Alters und der Schwachheit. Ein Blick des Wohlgefallens und der Billigung auf die zurückgelegte Lebenszeit; gegenwärtige Ordnung und Ruhe in den Neigungen und Leidenschaften, und die Befugniß freudenvoller Erwartungen von der Zukunft; das sind unstreitig sichere Quellen des Vergnügens bey dem Abende des Lebens.

So lange der Mensch nicht bis zu einer gänzlichen Unempfindlichkeit verwildert ist, und darinn gleichsam seine Natur selbst verläugnet hat, so muß das Bewußtseyn guter oder böser Handlungen sehr ungleiche Eindrücke bey ihm verursachen. Kein

Gegenstand der menschlichen Betrachtung ist angenehmer und erfreulicher, als moralische Rechtschaffenheit; so wie auf der andern Seite nichts quälender seyn kann, als Abscheu vor sich selber wegen unrichtiger Neigungen und Thaten. Und daher läßt sich von den Empfindungen urtheilen, welche natürlicher Weise aus der aufmerksamen Ueberblickung einer ganzen langen Reihe durchgelebter Jahre entspringen. Beydes, ein hingetändeltes und hingesündigtes Leben giebt ein unglückseliges Andenken. Welche trübe Finsterniß der Unlust und Scham muß nicht die Seele erfüllen, die in der Folge ihrer vorigen Zeiten so viele leere ungenützte Stellen wahrnimmt, so viele Stunden und Tage, welche in dem Getümmel thörichter Freuden vorbey gerauschet sind, und der nachmaligen Erinnerung nichts weises, nichts edelmüthiges, nichts wohlthätiges, nichts, was vor Gott und Menschen wirklich etwas werth ist, aufzuweisen haben, und deren ganzes Verdienst darinn besteht, daß sie eine Nulle in dem Leben ausmachen. Wie klein und erniedrigt muß der Geist sich finden, der auf die Art sich selber sagen muß, daß er alle diese Zeit umsonst gelebt hat. Und wie vielmehr muß denn noch das ohne dieß geschwächte und niedergeschlagene Gemüth von dem Gefühle des Unmuths, der Angst und der Selbstverdammung leiden, wenn eine Menge der vollbrachten Zeiten durch die schwärzesten Züge der Bosheit bezeichnet und merklich gemachet ist! wenn die Beschäfftigungen Ungerechtigkeiten, und die Ergetzungen Laster gewesen sind! Durch die fruchtbaren

Aus-

Aussprüche der Wahrheit, die sich dann, bey der Schwächung der sonst wilden Sinnlichkeiten, so viel eher Gehör zu schaffen weis, wird die brausende Fröhlichkeit und der unbändige Muth der jüngern Jahre jämmerlich verwandelt. Ein scheußliches Heer von Missethaten, das vor dem, nunmehr zu Betrachtungen und zum Ernste genöthigten, Geiste aufsteigt; das er für sein Werk erkennen muß; das nun die lustige Larve der Eitelkeit und Thorheit verlohren hat, und ihm in seiner eigenthümlichen schreckenden Gestalt erscheint! Welch ein Anblick!

Aber lasset uns das Auge von dieser finstern melancholischen Scene hinweg wenden; das Gegentheil wird für unsre Erwägung so viel reizender seyn. Lasset uns den Christen im Alter ansehen, der auch schon von den vorigen Zeiten her ein Christ gewesen ist. Indem er die Folge seiner verstrichenen Lebensjahre in seinen Gedanken gleichsam vor sich vorüber gehen läßt, so findet er sie von den muthwilligen Verunstaltungen rein, welche die eigentliche Schande des Herzens ausmachen. Er findet da unschuldige und gemäßigte Vergnügungen, die keine nutzbare Geschäffte verdränget haben; Sorgfalt und Treue in den Pflichten des Berufes, die weder Ehrsucht noch kriechenden Eigennutz, sondern das Gewissen zur Quelle hat; Beweisungen einer ausgebreiteten Menschenliebe, die das Glück anderer für ihr eigenes hält; standhafte Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht, mitten unter den mächtigsten Versuchungen; unverrücktes Absehen auf das Wohlgefallen der Gottheit,

heit, als auf die höchste Richtschnur und Ehre eines vernünftigen Geschöpfes, und eine daraus entspringende beständige Reihe frommer, gerechter und wohlthätiger Handlungen. Ein solches Andenken bringt das große göttliche Vergnügen, welches jedesmal in der wirklichen Ausübung des Guten empfunden worden, noch immer mit neuer Lebhaftigkeit in die Seele zurück, und kläret mit einem erfreuenden Lichte die düstern Wolken auf, die sonst so leicht das Gemüth im Alter umziehen. Das Zurücksehen auf ein wohlgeführtes Leben ist gleichsam eine Verjüngung der hohen Jahre; und die Erinnerung von tausend eiteln Lustbarkeiten wird nicht den kleinsten Theil der reinen ruhigen Freude wirken können, welche die Erinnerung einer einzigen tugendhaften That gewähret. Und wenn nun das Leben eine aneinander hangende Kette von Werken der Rechtschaffenheit und der Tugend ist, dann muß die Vorstellung davon hier schon ein Himmel seyn. Welch ein ruhiges sanftes Vergnügen genießt also hierinn das Alter, wenn man dann sein bisheriges Leben nach der Wahrheit billigen kann!

Eben so rechtmäßig entspringet auch diese Glückseligkeit aus der wohleingerichteten Ordnung der Leidenschaften. Stürmische und gewaltsame Begierden sind zu allen Zeiten die Plage der Seele; und ihre Tyranney ist noch unerträglicher bey wenigern Zerstreuungen, bey schwächern Kräften, und bey einem Körper, der den Bestrebungen des unruhigen Geistes nicht mehr folgen kann. Die Vorstellung ist sehr traurig, welche man sich von einem Menschen machen muß, der noch in seinen

höch-

höchsten Jahren den Werth der menschlichen Dinge nicht richtig zu beurtheilen gelernet, der sich dann noch von dem Schimmer der äußerlichen Ehren blenden, und von dem Reize eiteler Ergetzungen hinreißen läßt, der der Welt, die vor ihm flieht, mit ängstlicher Begierde nachläuft, und ohne die Vergnügungen nicht leben kann, die doch am wenigsten für ihn gehören. Dieß bringt eine Zerrüttung in dem menschlichen Gemüthe zuwege, die an sich selbst schon Strafe genug ist; und der Mensch, der in seinen eignen übelgeordneten oder unbefriedigten Neigungen seine beständigen Henker bey sich nähret, der ist vor allen andern unglücklich. Nur die weise Regierung seiner selbst kann die innerliche Eintracht stiften und erhalten, die vornämlich in dem hohen Alter die unmittelbare Quelle einer vernünftigen Freude ist. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieses Lebens, eine Gelassenheit, die sich über alle ungestüme Wünsche und Besorgnisse erhoben hat, ein Geist, der gewissermaßen sich selbst genug ist, der von den äußerlichen Banden eines nach dem andern zerbricht, um sich so vielmehr in sich selber zusammen zu ziehen, eine wohlangelegte Vertraulichkeit der Freundschaft, und eine den Kräften gemäße Uebung in Erkenntniß und Betrachtung; das bringet eine innerliche Ruhe zuwege, die sich selber immer gleich ist; die aber doch dann nur erst ihre wahre Vollkommenheit erreichet, wenn die Fähigkeiten und Begierden der Seele sich immer mehr zu ihrem einzigen höchsten Ziele sammlen, und in Gott die völlige Sättigung suchen, die sie sonst nir-

nirgends finden. Je länger und öfter man die mannichfaltigen Gegenstände der menschlichen Wünsche auf Erden versucht und geprüfet hat, desto mehr wird man durch die Erfahrung von dem Leeren derselben überzeugt, wodurch der Geist so heftig gereizet, und doch zugleich so jämmerlich getäuschet wird. Man lernet dann, daß man sich an etwas besseres und wesentlicheres halten müsse, wenn man nicht in einer unaufhörlichen quälenden Sehnsucht sein betrogenes Leben mühselig hinschenken will. Gott allein thut dem mit unendlichen Begierden versehenen Herzen ein Genüge; und die Richtung desselben zu ihm gründet darinn das glückselige innerliche Gleichgewicht, ohne welches die ganze Welt keine Ruhe geben kann. Das erfähret der weise Christ in seinem Alter; und eben das machet sein Alter so glücklich.

Zu diesem allen kömmt nun noch die trostvolle nahe Erwartung einer bessern Zukunft. Wehe dem, der durch die Aussicht auf das, was nach diesem bevor steht, geschreckt wird; da ohne diese Aussicht niemand seyn kann, der sich nicht wider Gefühl und Gründe verhärtet! Wer bey dem Anblicke des täglichen Verfalls seiner irdischen Hütte keine andere Zuflucht übrig hat, als daß er den völligen Unglauben zu Hülfe rufen muß, um sich vor dem fürchterlichen Gedanken von einer andern Welt zu retten, der muß doch eben in der Hoffnung seiner Vernichtung, (und wie tief muß der Mensch herunter gesunken seyn, bey dem dieß die beste Hoffnung ist!) in dieser elenden Hoffnung muß er schon einen Theil der Marter

empfinden, welche die Religion ihm drohet. Der Mensch ist zur Unsterblichkeit erschaffen; diese Wahrheit wird sich einem jeden gleichsam von selbst aufdringen. Das ganze menschliche Leben ist ein Räthsel, ein Schauplatz der Verwirrung und des Elendes, wenn keine Zukunft ist, welche den Knoten auflöset, die Anlagen unsrer vernünftigen Natur zur Vollkommenheit bringet, und die Fürsehung rechtfertiget. Und nun betrachte man so jemanden, der am Ende eines langen in Bosheit zugebrachten Lebens die letzte Entscheidung seines Schicksals herannahen sieht, und dann alles das Bange und Schreckliche schon zum voraus empfinden muß, was die Folgen eines solchen Lebens in sich fasset. Bey dem Rechtschaffenen hergegen wird eben dadurch das Glück seines Alters erhöhet, weil er den Uebergang in das Land der Unsterblichkeit so viel näher erwarten kann. In der beruhigenden und erquickenden Empfindung seiner innerlichen Redlichkeit, und des damit unfehlbar verknüpften Wohlgefallens seines höchsten Oberherrn, sieht er mit unerschrockenem heitern Muthe der Stunde entgegen, die seinen bisher eingekerkerten und so mancherley Beschwerden unterworfenen Geist zu einer völligen glückseligen Freyheit abruft. Die Kräfte nehmen ab; die Werkzeuge der Sinne verlieren ihre Lebhaftigkeit und Stärke; der äußerliche Mensch verfällt; aber unter diesen Trümmern der sichtbaren Natur schwingt sich der bessere Theil, der der Gottheit verwandt ist, zu einem ihm würdigen Zustande empor, und genießet im Vorschmacke schon die Se-

ligkeiten der Zukunft, die sein Glaube ihm versichert. So unschätzbar sind die Vortheile der Religion, welche einen jeden Stand zieret, ein jedes Alter mit Freude erfüllet, und insonderheit auch die Glückseligkeit und Ehre der höhern Jahre ist.

Ich konnte zu diesen Betrachtungen nicht natürlicher veranlässet werden, als durch den Tod Euphranors, dieses in aller Absicht verehrungswürdigen Greisen, der das beste Leben mit dem glücklichsten Tode beschlossen hat. Sein Alter war das wahre Alter eines Weisen und eines Christen. Seine frühern in den Zerstreuungen des Hofes zugebrachten Jahre lehreten ihn die große Welt mit allen ihren Vorzügen und Herrlichkeiten kennen; aber diese hatten über sein durch Religion und wahren Verstand bewahrtes Herz zu wenig Macht, als daß sie es sich hätten unterwürfig machen können. Ohne daß eine äußerliche Ursache ihn dazu genöthiget; und ehe sein Alter so weit hinangestiegen war, daß die rauschende und glänzende Welt ihn verlassen hätte, war er stark genug, sie zu verlassen, und in der Absonderung von dem Zwange und Getümmel des Hoflebens, reinere und menschlichere Vergnügungen zu schmecken. Ein bey ihm herrschender Geist der Rechtschaffenheit und der Menschenliebe, der ihn mit so vieler wahren Ehre durch die unruhigen Auftritte des Lebens geführet hatte, begleitete ihn auch aufs Land, und machte ihn da nicht weniger in ihm selbst glücklich, und allen denen werth, die ihn kannten. Wo jemals die ächte Tugend ihre Ansprüche auf eine allgemeine Hochachtung behauptet hat,

so ist es bey ihm geschehen. Jeder Rechtschaffene war sein Freund, und selbst der Verderbteste mußte ihn verehren. Mit dem liebenswürdigsten Umgange, der Frucht seines einnehmenden Witzes, und noch mehr seines menschenfreundlichen Herzens, war er in seinen jüngern Jahren die Lust aller seiner Bekannten, und das blieb er beständig. Weit entfernt von dem eklen und störrigen Eigensinne, der so manchmal das Alter ihm selbst und andern zur Last machet, besaß er die große Kunst, die aber im Grunde bey ihm weit minder eine Kunst, als eine natürliche Wirkung seiner guten Seele war, die Menschen gut und leidlich zu finden, einen jeden von seiner vortheilhaften Seite zu betrachten, und seinen Verdiensten alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne jemals seine Fehler in den strengsten Anschlag zu bringen. In einem jeden Verhältnisse und Umstande des Lebens blieb sein edles Herz sich immer gleich; als Vertrauter seines Fürsten, voll uneigennütziger Treue und unermüdeter Emsigkeit; als Herr, voll Leutseligkeit und wohlthätiger Güte; als Freund, voll Dienstbegierde und Gefälligkeit; als Verwandter, voll Vertraulichkeit und offenherziger theilnehmender Liebe; als Mensch, voll Mitleiden und thätiger Wohlgewogenheit; als Christ, voll redlicher Gottesfurcht. Diese letzte Eigenschaft, die er jederzeit als die größte Würde der menschlichen Natur ansahe, war bey ihm so viel schätzbarer, da er sie nicht zum Schaugepränge, sondern zu einer wirksamen Führerinn seines Lebens machte. Nicht eine gesuchte scheinheilige Sprache und Gebärdung, sondern ein

beständiges gewissenhaftes Betragen zeigte sein Christenthum und verschönerte sein Alter.

In diesem ehrwürdigen Alter vereinigte sich Gottseligkeit und Glück. Selbst die äußerlichen Vortheile des Vermögens, der Gesundheit und der Entziehung von unruhigen Beschäfftigungen wurden ihm von der Fürsehung in vorzüglichem Maaße gegönnet. Nur eine Trennung, wobey die Natur und die Freundschaft sehr viel litte, brachte in seine letztere Jahre eine ihm sonst nicht gewöhnte Bitterkeit, und ohne Zweifel hat sie seine Lebenstage abgekürzet. Sein Herz war zu gut, als daß es bey einem solchen Risse ohne die schmerzhafte Empfindlichkeit hätte bleiben können. Allein, seine Gelassenheit, die sich auf die Religion gründete, erleichterte ihm auch dieses Schicksal, und ließ seine innerliche Ruhe dadurch so viel weniger stören. In der fortgesetzten freundschaftlichen Verbindung mit einigen bewährten Bekanntschaften, in dem angenehmsten Umgange, der Fürsorge und Werthschätzung, so er in seinem Hause von den ihm gleichen würdigen Angehörigen genoß, in dem aufmerksamen Wohlgefallen an Schriften, die Zeiten und Menschen kennen lehren, insonderheit aber, die das Herz rühren und bessern, und vornämlich in der ungezwungenen fleißigen Beschäfftigung seines Gemüths mit göttlichen Dingen, fand er noch immer unerschöpfliche Quellen der reinesten und edelsten Zufriedenheit.

Für ein solches Leben schickte sich ein solches Ende, als wirklich darauf erfolget ist. Eine Seele, in welcher das Christenthum so sehr seine Kraft

bewiesen hatte, sollte die Bitterkeit des Todes nur so wenig fühlen, als möglich war. Ohne durch das Elend einer langwierigen Krankheit abgemergelt zu werden, gieng, nach wenigen üblen Minuten, sein rechtschaffener Geist, vermittelst einer stillen Entschlafung, in die seligen Wohnungen über, zu welchen sein ganzes Leben eine Zubereitung gewesen war. Der Verlust ist nur für sein Haus, für seine Bekannten, und für die Welt; die nun wieder einen so vortrefflichen Charakter weniger hat.

Die menschlichen Erwartungen.

Wie viele Aussichten sind wohl nicht in dem itzt verflossenen Jahre vereitelt? Und wie viele werden nicht wieder in dem itzt anzufangenden vereitelt werden? Dieser Gedanken ist sehr gemein; allein deswegen ist er gewiß der Ueberlegung eines jeden weisen und nachdenkenden Menschen nicht weniger würdig.

Unsere Natur ist einmal so beschaffen, daß wir an dem Gegenwärtigen nicht genug haben, sondern schon zugleich zum voraus in dem Zukünftigen leben. Unsere Gedanken, Anschläge und Hoffnungen fliegen gleichsam schneller vorwärts, als die natürlichen Veränderungen der Zeit ihnen folgen können: und es giebt Menschen genug, die sich in ihren Vorstellungen weit mehr mit demjenigen be-

schäfftigen, was sie werden sollen, als mit dem, was sie wirklich sind. Unter den gehörigen Einschränkungen ist diese Einrichtung so vortheilhaft, daß sie eine sichtbare Probe von der Güte und Weisheit des Gottes der Natur abgeben kann. Die Umstände, in welchen wir uns itzo befinden, haben gemeiniglich ihr Bitteres bey sich, welches wir in der Empfindung nicht davon absondern können, und wodurch unser Vergnügen über unser gegenwärtiges Daseyn nicht wenig gestöret wird. Wir würden oft unter der Last des Ungemachs erliegen, wenn wir uns nicht dadurch mehr Luft machten, daß wir den engen Umkreis der itzigen Zeit durchbrechen, und außerhalb ihren Gränzen, in demjenigen, was noch kommen soll, unsere Erleichterung suchen. In den weiten Räumen der Zukunft kann sich unsere Einbildungskraft nach eigener Willkühr reine und unvermischte Freuden erschaffen; und diese glänzenden Phantomen des Glücks und der Lust, denen wir durch die Macht unserer Vorstellung alle Begleitung von Verdruß und Beschwerden benommen haben, breiten ihre Heiterkeit schon über die Finsterniß unsers gegenwärtigen Kummers aus, und machen denselben erträglich. Die bevorstehende Woche, oder das zukünftige Jahr wird von uns mit so reizenden Gegenständen des Vergnügens dicht besetzt; unsere Gesundheit ist darinn so dauerhaft, unser Vermögen so überflüßig, unsere Ehre so gesichert oder so vermehrt, unsere Freunde so treu und so glücklich, unser ganzer Zustand so frey von den Bewölkungen der Widerwärtigkeit; daß sich daher auch diejenigen, die itzo

über uns schweben, vermindern, und gleichsam schon durch die Dämmerung des eingebildeten Lichts, das uns noch erst in der folgenden Zeit aufgehen soll, vertheilet werden. Auf die Art wird aus einem zukünftigen Glücke durch die Hoffnung schon ein gegenwärtiges, aus einem vielleicht bloß eingebildeten, ein wirkliches.

Allein, hier pflegen gemeiniglich die Ausschweifungen der Menschen das zu verderben, was durch die Anstalten der Natur Gutes abgezielet worden. Um die Vortheile der Aussichten in die Zukunft recht zu genießen, sollen wir nur gleichsam mit leichten Füßen über dieselben hinweg streichen, und uns nicht stark darauf lehnen. Es hat mit ihnen in diesem Stücke eben die Beschaffenheit, welche ein sinnreicher Schriftsteller den irdischen Vergnügungen beylegt; da er sie mit morastigen Gegenden vergleicht, über welche man nur mit einem losen Berühren forteilen muß. Es fehlet ihnen an einem festen Grunde, der das Aufhalten und Erforschen ertragen könnte; wer dieß mit ihnen versucht, der muß nothwendig sinken. Die heilsame Kraft der Erwartungen beruhet nur auf einer allgemeinen und flüchtigen Ueberblickung; man muß nur obenhin auf die zukünftigen glücklichen Vorfälle Rechnung machen; man muß den Hoffnungen nicht mehr Stärke geben, als die Wahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung hat; sonst steht man immer in Gefahr, gewisse Vortheile zu verabsäumen, und sich, durch die so leicht mögliche Fehlschlagung dererjenigen, die man vermuthet, ein gewisses Elend zuzubereiten.

Blos für die Zukunft zu leben, in Erwartungen und Aussichten sein ganzes Vergnügen zu suchen, und das Gegenwärtige weder wahrzunehmen, noch zu genießen, das heißt anstatt gesunder Speisen sich mit Gewürzen oder Arzeneyen nähren wollen. Uns ist zu einer jeden Zeit unsers Lebens eine gewisse Sphäre unserer Geschäfftigkeit angewiesen; darauf sollen wir eigentlich unsere Aufmerksamkeit heften, und den Absichten und Obliegenheiten ein Genüge thun, die unsere jedesmaligen Umstände erfordern. Wenn wir nun die Zeit und die Gedanken, die wir hieran wenden sollten, damit verschwenden, uns Freuden zu erträumen, die bloß möglich sind, oder ganze weitläuftige Gebäude von Glückseligkeiten auf einem Grunde aufzuführen, der nur leichte Vermuthungen tragen kann; so ist dieß eine Verkehrtheit, bey welcher ein sehr beträchtlicher Schaden nicht ausbleibt. Mancher Mensch ist schon, unter beständigen schwärmerischen Erwartungen von ungefährem Reichthume, mit großen Schritten der elendesten Dürftigkeit entgegen geeilet, die er ohne Zweifel von sich abgewehret haben würde, wenn er mehr hätte arbeiten, als hoffen wollen: und die vor dem Auge der Phantasey hertanzenden Bilder von einem wunderbaren Glücke haben nicht wenige aufs weiteste von dem Wege hinweg geführet, auf welchem sie es natürlicher Weise noch am ersten hätten erreichen können. In solchen Fällen thut gewiß die Hoffnung sehr schlechte Dienste: aber das ist auch unstreitig nur die Schuld der Menschen, die sie nicht besser zu gebrauchen wissen.

Wie wenig es für die Ruhe unsers Lebens zuträglich sey, auf Vorstellungen von der Zukunft gar zu viel zu bauen, das zeiget sich besonders auch in den bittern und schmerzhaften Empfindungen, die durch die Verfehlung eines gar zu stark gehofften Glücks in uns erreget worden. Ein jeder, der nur seine eigenen Erfahrungen einiger Achtsamkeit würdiget, sollte wohl, aller Wahrscheinlichkeit nach, hievon genugsam überzeuget seyn können. Die Entbehrung dessen, was man so sicher erwartet hat, ist gemeiniglich eben so kränkend, als ein Verlust dessen, was man wirklich im Besitze gehabt. Wir hatten uns einmal jenen Vortheil, jenes Vergnügen, jene erfreuliche Veränderung, mit denen noch kommenden Zeiten, durch die zuversichtliche Hoffnung so zu eigen gemacht, und unserm Gemüthe so tief eingewebt, daß es uns gleichsam ohne die empfindlichste Verwundung nicht konnte entrissen werden. Diesen Schmerz aber haben wir ohne Zweifel nicht der Natur, sondern uns selbst und unserer Denkungsart zu danken. Und dennoch hält es so schwer, ehe wir von dieser Schwachheit uns zulänglich heilen lassen, und weise werden. Oft kann kaum eine große Menge solcher unangenehmen Fehlschlagungen die gesetzte Gleichgültigkeit und das vernünftige Mißtrauen gegen das Spiel unserer Hoffnungen und Wünsche zuwege bringen, ohne welches unsere Gemüthsfassung beständigen Wogen übergeben ist, die sie hin und her schleudern.

Dieser niederschlagenden Täuscherey sind nicht bloß die ganz eiteln und schimärischen Erwartungen,

gen, die eine regellose Phantasey sich wider Wahrscheinlichkeit, Vernunft und Ordnung machte, unterworfen; sondern man erfährt sie nur gar zu oft auch dann, wenn man sich mit der unschuldigsten und bescheidensten Zuversicht diese oder jene Versüßung seines Schicksals von der Zukunft verspricht. Ich hatte mir in diesem Jahre einen Plan des Lebens entworfen; ich hatte die Glückseligkeiten darinn, meiner Meynung nach, so sparsam ausgetheilet, daß ich glaubte, die Vernunft würde auf die Oekonomie meiner Einbildungskraft nichts zu sagen haben. Ein großer Theil kam mit darauf an, daß ich das Glück eines Freundes, und die Gesundheit eines andern befestiget zu sehen hoffte. Wir wollten uns, dachte ich, von Zeit zu Zeit sehen; wir wollten, ohne Neid und Geräusch, die stille Freude fühlen, die ein gutes Herz gewähret, wenn es sich ganz dem andern mittheilet. Ich bestimmte schon jede Zeit und jede Gegend dazu; und die angenehmen Abwechselungen waren meinem Gemüthe auf die lebhafteste Art gegenwärtig. Allein, die Anordnungen der Fürsehung sind ganz anders gewesen. Ich muß die Entfernung des einen geschehen lassen; und ich muß den andern sein Leben immer weiter wegschmachten sehen; ich muß ihn von Schmerz und Ungemach niedergedrückt, seine Familie trostlos, und einen jeden, der ihn kennet, und nach dem Werthe seines Herzens zu schätzen weiß, bekümmert sehen. Wie traurig sind also meine Entwürfe, besonders in Ansehung dieses letzten Falles, vereitelt! Was werde ich damit gewinnen, wenn ich auf dieß anzufangende Jahr meine

meine Seele erfreulichern Vorstellungen öffne? Wer kann mir sagen, daß meine Wünsche, die Wünsche der Natur, der Freundschaft und der herzlichsten Werthschätzung, mehr werden befriedigen? So sehr dadurch manche schwarze und schwermüthige Stunde meines Lebens sich aufheitern würde, so tiefer würde auch hernach mein Geist wieder in trüben überwältigenden Kummer versinken, wenn er plötzlich von der Höhe dieser Hoffnung herab stürzen sollte.

So ist denn also vergebens, daß das Herz sich mit muntern und fröhlichen Hoffnungen in der Welt anschwellet. So ist es vergebens, daß man mit Gedanken der Zuversicht und des Muths in eine ungewisse Zukunft hinaus sieht, und von ihr gewisse bestimmte Glückseligkeiten erwartet! Auch in diesem Jahre, das ich itzt anfange, weis ich nichts zuverläßiges, das für mich ausgemacht wäre. Es kann vielleicht ein verborgener Saamen des Glücks und der Freude in meinen itzigen Umständen liegen, der meine bevorstehende Tage mit Blüten und Früchten segnet. Es können sich aber auch eben so leicht die Wolken schon unvermerkt aus der Ferne zusammen ziehen, die in ein Gewitter über mich ausbrechen sollen. Wo bleibt mir dann der Trost der Hoffnung? Was habe ich davon, daß ich meine Gedanken auf das, was noch erst kommen solle, erstrecke? Wie kann ich bey dem schmeichelnden Schatten des Glückes, welches ich mir als zukünftig vorstelle, so leicht vorbey schlupfen, daß ich mich nicht stärker daran binde, als es meine Zufriedenheit verträgt? stärker,

als es mit der Möglichkeit der Vereitelung bestehen kann? Die Mühe und Gewalt, die ich daran wenden muß, meine Erwartungen immer zurück zu ziehen, wenn sie sich zu tief einlassen wollen, ist, allem Ansehen nach, ein zu hoher Preis für das Vergnügen der schwachen Hoffnung, das ich damit erkaufe; und es würde also ohne Zweifel besser seyn, daß ich, in Ansehung des Zukünftigen, meine gute Erwartungen, wenn es möglich wäre, ganz unterdrückte, und gar nichts dächte, da ich doch nichts mit der völligen Freyheit eines getrosten Vertrauens denken darf.

Bey diesem wankenden und trostlosen Zustande der Seele, da sie ohne Vorstellungen der Zukunft nicht wohl bleiben kann, und doch in diesen Vorstellungen so wenig Sicherheit findet, ist nur ein Mittel, den Frieden in sich selbst zu befestigen; aber auch ein Mittel, das allem Kummer und allen Bedürfnissen in diesem Stücke ein Genügen thut; und das ist diejenige Erwartung, die sich über das Grab hinaus und in die Ewigkeit erstrecket. Ein ernsthafter und nachdenkender Mensch, der es einiger Mühe werth gehalten, seine eigene Natur und den Urheber derselben kennen zu lernen, kann an seiner Unsterblichkeit unmöglich zweifeln. Dieß Leben aber in einer bessern Welt, dieses Land des Lichts, der Ruhe und der Vollkommenheit, giebt dem Geiste eine Aussicht, die ihn nicht mehr betrügen kann. Einmal folget auf die Labyrinthe dieser veränderlichen Wanderschaft ein Ausgang in die freye, offene Ewigkeit, in einen unwandelbaren glückseligen Zustand,

stand, den der Tugendhafte mit aller Zuverläßigkeit erwarten kann, ohne die geringste Verfehlung besorgen zu dürfen. Wenn also unsere Vorstellungen von dem, was uns bevorsteht, sonst immer aufs Ungewisse hin und her schweifen müssen, so haben sie hier ein festes Ziel, das allein würdig ist, sich daran zu halten. Und je mehr man sich gewöhnet, über die kleinen abwechselnden Erhöhungen und Vertiefungen auf der Bahn des Lebens, die man durchzuwandern hat, hinweg zu sehen, und seine Augen unverwandt auf jene äußerste Gränze der Unbeständigkeit zu richten, desto mehr wird man vor den Beängstigungen und verzagenden Betrübnissen sicher seyn, welche die zeitlichen Erwartungen entweder durch ihre Ungewißheit oder durch Fehlschlagung verursachen. Es ist Eine Zukunft, die ich nicht verfehlen kann, und die den ganzen Umfang meiner Hoffnung erfüllet.

Dieß werden auch mit die besten und weisesten Gedanken seyn, womit ich dieses neue Jahr anfangen kann. Ohne Zweifel wird mir in demselben wieder manches anders begegnen, als ich es itzt denke, oder wünsche; allein, das wird dann doch in demjenigen keine Veränderung machen können, was mir zuletzt von allem übrig bleibt. Schon so vieles ist in den vorigen Jahren zurück gelegt, das von mir nicht erwartet worden; und so werden gleichfalls die Schicksale dieses anzutretenden Jahrs, die meinen Wünschen nicht gemäß sind, bald vorbey seyn. Vielleicht steht mir Armuth und Krankheit vor; aber in der Ewigkeit werde ich wieder reich und gesund genug seyn.

Viel-

Vielleicht soll ich den Bitterkeiten der Nichtachtung und der Unterdrückung ausgesetzt seyn; aber einmal wird mein Werth und mein Recht schon wieder geltend gemacht werden. Vielleicht wird der Verlust geliebter Personen, an denen meine Seele hängt, (ach! das Niederschlagendste für mich unter allen menschlichen Begegnissen!) dieß Jahr auf meine ganze übrige Lebenszeit traurig bezeichnen; aber ich will uns zum voraus als Reisende ansehen, die zu ungleichen Zeiten aus der Herberge gehen, um sich nach und nach in ihrem Vaterlande auf immer wieder zusammen zu finden. Der Weg ist kurz genug, wenn er mit der Dauer eines Lebens verglichen wird, das nicht aufhören soll; und so elend die Thorheit derjenigen ist, die alle ihre Hoffnung auf die unsichere Vergänglichkeit bauen, so würdig handelt der Christ nach der reinsten Vernunft, der sich bey Zeiten über das Kleine und Ungewisse zu dem, was wahr und ewig ist, erhebt.

Die Entschlossenheit.

So lange ist es schon die Wahl meiner besten Vernunft, und die festgesetzte Regel meines Lebens, gewesen, Gott und das Gewissen bey mir über alles gelten zu lassen: und eine jede wiederholte Untersuchung dieses meines Entschlusses dienet dazu, mich darinn zu bestärken und zu beruhigen.

Ich denke niemals mit einem feinern und erhabenern Vergnügen daran, daß ich ein Mensch bin, als wenn ich mich einen Christen fühle, wenn ich mich in meiner Beziehung auf Gott betrachte, und mir bewußt bin, daß ich ihm gefalle. Nur in der Zusammenstimmung meiner freywilligen Gesinnungen mit diesen ursprünglichen Anlagen meines Geistes, liegt die einzige lautere Quelle meiner innerlichen Zufriedenheit und Freude; und das sagt mir selbst die beständige Erfahrung. So oft mein Gemüth in Unordnung gerathen ist, so oft ich mich von einer Ungerechtigkeit oder Falschheit oder niedrigen Leidenschaft habe hinreißen lassen; so oft ist der Friede aus meiner Seele geflohen, und ich habe mich nicht eher wieder mit mir selbst aussöhnen können, als bis ich mich der in mir richtenden Wahrheit unterworfen, mich verdammet und gebessert habe. Auch bey einer jeden leichtsinnigen Zerstreuung in der Welt, da ich mich zu weit aus mir selbst verliere, da ich kleinen unwürdigen Absichten nachlaufe, ohne sie in eine Verknüpfung mit meinem großen Endzwecke zu bringen; da ich eitele äußerliche Gegenstände verfolge, die mich blenden und täuschen, und am Ende nichts sind; bey einem jeden solchen verirrten Bestreben bin ich nie recht vergnügt, weil mir die unmittelbare Billigung meines eigenen Herzens fehlet. Ich suche mich zu sammlen; ich suche meine Gedanken, Neigungen, Absichten und Bemühungen wieder in ihre Ordnung zurück zu bringen, und zu ihrem einfachen wahren Ziele hin zu leiten; und nur dann kann ich bey mir selbst aus-

halten;

halten; dann heitert sich meine Seele auf, und ich finde meine Würde und meine Ruhe wieder.

Es hat keine Gefahr bey mir, daß dieß nur der schwärmerische Flug einer erhitzten Einbildungskraft, oder auch die träge, schwermüthige Unempfindlichkeit eines abergläubischen Geistes gegen die gewöhnlichen und muntern Freuden des Lebens seyn sollte. In der ruhigen ernsthaften Stunde der Prüfung sowohl, als in der lebhaftesten Heiterkeit einer von angenehmen Eindrücken erfülleten Seele, bleibt dieß Urtheil über das, was mein wahres Glück ausmachen soll, und diese Schätzung desselben unveränderlich. Ich mag entweder die Annehmlichkeiten der Natur und der Freundschaft mit der regesten Wollust genießen, oder ich mag mit kalter Strenge die Beschaffenheiten und den Werth der Dinge in ihrem Grunde untersuchen, so finde ich diese Sache einmal so wie das andere. Ich finde allemal mit ungezweifelter Gewißheit, daß es kein Blendwerk, kein leerer phantastischer Traum ist, wenn ich in dem Bewußtseyn meiner Aufrichtigkeit so vergnügt bin, wenn mich der Gedanke von meiner wachsenden Besserung und Rechtschaffenheit so erfreuet, wenn mich die sanften Regungen von allgemeiner Freundschaft und Menschenliebe so angenehm rühren, wenn ich mich mit solchen Freuden in die Betrachtung meines ewigen Schöpfers und Vaters versenke, wenn mein Geist in der trostvollen Erwartung seiner glückseligen Unsterblichkeit jauchzet. Schon manchmal habe ich diese himmlische Empfindungen meiner Seele, wenn ich sie gleichsam darinn überraschet,

für das unerbittliche Gericht der Wahrheit und der Vernunft gezogen; und immer habe ich sie mit der Erkenntniß lossprechen müssen, daß eben in ihnen die Größe und Glückseligkeit bestehe, zu welcher die menschliche Natur bestimmet ist. Mit diesen Vergnügungen kann ich gerne zufrieden seyn; und ich will keinen Menschen beneiden, der sich getrauet, an deren Statt andere, die nicht von Gottesfurcht und Gewissen eingeschränkt werden, zu genießen.

Und was bedeutet es mit diesen andern Vergnügungen, so weit ich sie aus meiner eigenen Erfahrung, oder aus Beyspielen kenne? Eine Lust von einem Augenblicke, oder die nur einen kleinen Theil der menschlichen Neigungen und Empfindungen unordentlich befriediget; dagegen aber die übrigen entweder betäuben oder empören muß; ein Geräusch von Glückseligkeit, das ein Herz voll tausendfachem Kummer mühsam verbirgt; nein, das kann unmöglich dem Wollüstlinge vor mir einen Vorzug geben; das kann mir unmöglich den reinen und ruhigen Frieden der Tugend verleihen. Diejenigen mögen hier selbst Richter seyn, die sich in dem ewigen Zirkel irdischer Freuden drehen. Wenn bey ihren Gütern, bey ihrem Ansehen, bey ihrer glänzenden Pracht und bey den fröhlichen Tagen, die sich einander fortdrängen, wenn dabey keine Furcht sie beunruhiget, kein Neid sie foltert, keine Sorge an ihrem Gemüthe und kein Schmerz an ihrem Leibe naget; wenn da ihre Seele, in beständiger heiterer Zufriedenheit, von keiner geheimen Last gedrücket wird, wenn das Herz mit allen sei-

nen Begierden von diesem Glücke und Vergnügen ganz erfüllet und gesättiget ist, dann mögen sie glückliche Menschen heißen; dann mögen sie sagen, daß sie den Mangel besserer Befriedigungen nicht fühlen.

Und auch dann noch die Ewigkeit! Und wenn sie nur bloß möglich wäre, was würde sie nicht für eine Ernsthaftigkeit erfordern? Und da sie gewiß ist, was wird sie nicht für einer Zubereitung werth seyn? Dieß bestimmet also mein Hauptgeschäffte; und dieß vollendet zugleich mein Glück. Da endlich fließt meine Pflicht und meine Seligkeit gänzlich in Eines zusammen, wie es schon hier vielfältig geschieht, und immer mehr, je mehr ich mein Herz reinige und zu Gott erhebe. So viel kann aus dem Menschen werden.

Und durch so starke Gründe und Antriebe bin ich auf den Weg gebracht, den ich mir zu wandeln vorgenommen habe. Meine Freude ist unaussprechlich, daß ich mich allemal auf diesem Wege so gesichert finde; aber auch eben so ernstlich ist mein neuer Vorsatz, ihm unverrückt zu folgen. Es soll mich nicht irre machen, daß so viele neben mir, denen ich die größten Vorzüge des Verstandes und der Scharfsinnigkeit zugestehen muß, nach einem ganz andern Plane verfahren. Sie wissen zum Theile tausend Dinge, die ich nicht weis; sie sehen in allen Angelegenheiten des Lebens viel weiter, als ich. Allein, in dieser meiner größten Angelegenheit gelten keine andere Einsichten, als die ein redliches Herz giebt; und dabey bin ich außer

aller Gefahr. Andere mögen also ihre Weisheit setzen, worein sie wollen; dieß soll meine Weisheit seyn, mein Ruhm und mein Glück, daß ich Gott fürchte, und recht thue, und auf eine bessere Welt hoffe. Hierinn wird mich einmal meine aufgeklärteste Vernunft, und die Vernunft der würdigsten Menschen, und der reinen Geister, und der Gottheit selbst rechtfertigen.

Bis hieher ist mir nun freylich das Geschäffte der Rechtschaffenheit noch nichts schweres; wenn es weiter nichts brauchte, als den Werth derselben einzusehen, von ihrer Schönheit und Glückseligkeit eingenommen zu werden, und darnach meine Wahl und meine Entschließung einzurichten. Ich werfe, an dem Eingange des Scheideweges, meine Blicke im Großen auf die verschiedenen Ausgänge der Tugend und des Lasters; und wie könnte ich da einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Bahn ich betreten müsse? Indessen spüre ich nur gar zu wohl, wie sehr die Liebe der Tugend noch von ihrer Ausübung unterschieden sey. Hier und da kommen mir in lebhaften Abbildungen bezaubernde Scenen der Unschuld, der Großmuth, der Geduld, der standhaftesten Selbstüberwindung vor; oder ich schaffe mir selbst, in meiner Einbildung, Menschen und Handlungen, denen nichts an Redlichkeit und Güte fehlet. Die bewunderte Laufbahn des Helden, des Patrioten, des Märtyrers, oder die stille häusliche Tugend irgend einer vor der Welt verborgenen und desto weisern Familie, die sich ihr Leben zu einem Himmel machet: beydes entzücket und begeistert mich. Und wie oft

habe ich mich, wenn ich mich mit meinen Gedanken mitten unter sie gesetzet, eben wegen dieser Begeisterung von dem Bilde der Tugend, für tugendhaft gehalten? Wie oft habe ich in diesen großmüthigen und zärtlichen Aufwallungen geglaubt, alles das sofort auch seyn zu können, was ich an jenen Gemälden bewundert. Aber, ach! eine Menge von Versuchen hat mich bereits gelehret, wie weit von jenem enthusiastischen Feuer noch der Weg zur wirklichen Vollbringung ist; ein nicht mit Blumen bestreueter Weg. Anstatt der edlen Hitze, die außer den Reizungen und Gefahren, durch die zusammen gedrängte Vorstellung des Schönen und Großen in der Tugend, bey mir entflammet worden, empören sich gemeiniglich zu der Zeit, wenn sie ausgeübet werden soll, ganz andere Bewegungen und Leidenschaften in meinem Herzen, die ein gewaltiges Gewicht gerade nach der Gegenseite geben. Hindernisse zu überwinden, Neigungen zu verläugnen, Beschwerden zu verachten, Widerwärtigkeiten Trotz zu bieten, das sind die Dornen um die Tugend, die mir ihren Glanz verdecken, und zugleich das Hindurchdringen zu sauer machen.

Und so werde ich also den Kampf nicht vermeiden können. Ich werde nicht in unthätiger Ruhe bloß auf den leichten Schwingen meiner moralischen Entzückung, zu der durchgängig herrschenden Richtigkeit des Herzens und des Lebens gebracht werden, welche allein den wahren tugendhaften Menschen machet. Es ist vielmehr eine sehr geschäfftige Stärke des Geistes nöthig, um

auch so gut zu handeln, als ich etwa denke und empfinde. Wenn ich in der Vorstellung die Bescheidenheit, die Aufrichtigkeit, die Sanftmuth, die mitleidige Hülfsbegierde, die Gleichgültigkeit gegen das Vergängliche, die Gelassenheit in Unfällen so schön gefunden habe, so muß ich auch eben diesen Stolz, der sich itzo in mir regen will, als eine Thorheit, unterdrücken; so muß ich auch diesem geraden Wege, der mich vielleicht einiger Vortheile berauben wird, nachgehen; so muß ich auch hier die bequeme Gelegenheit, meinen Feind zu kränken, gerne fahren lassen; so muß ich auch jenem Nothleidenden mit Aufopferung meiner Gemächlichkeit beyspringen; so muß ich mir aus einem gegenwärtigen Zuwachse meines äußerlichen Glücks so viel nicht machen; so muß ich auch itzo bey dem Verluste dessen, was meinem Herzen auf der Welt das theuerste war, mich durch die höhere Betrachtungen aufrecht zu erhalten suchen.

Das wird mir allerdings etwas kosten. Aber alles in der Welt hat seinen Preis; und es kömmt immer nur darauf an, ob ich auch zu theuer kaufe; ob die wirkliche Beweisung der Pflicht und der Rechtschaffenheit, die Ordnung und Reinigkeit der Seele, die Selbstzufriedenheit, das Wohlgefallen der Gottheit, und alle die seligen Folgen der Tugend; ob die durch eine solche Anstrengung meines Ernstes, und durch eine solche Gewaltthätigkeit gegen meine Lieblingsneigungen zu hoch bezahlet werden? Diese Ueberrechnung wird mich nicht lange in Ungewißheit und Verlegenheit erhalten. Ohne Selbstverläugnung (so schrecklich, oder so

verächtlich auch das Wort in gewissen Ohren klinget) wird es niemals abgehen, ich mag auch für eine Parthey ergreifen, welche ich will. Wenn ich zu schwach bin, meine niedrigen Neigungen, meine Eitelkeit, meine Rachsucht, meine unordentliche Wollust zu verläugnen, so werde ich so wüthend seyn müssen, das Licht meiner Vernunft, die Regung der Menschenliebe, den Trieb der wahren Ehre, die göttliche Empfindung des Gewissens zu verläugnen; denn diese gehören wenigstens eben so eigentlich zu mir selbst, und zu meiner Natur, als jene Begierden; und sie werden mir die gewaltsame Unterdrückung, die ich an ihnen versuche, zum Theile nicht weniger kosten lassen, und gewiß ungleich härter bestrafen.

Es bleibt mir also nichts anders übrig, als mich mit Standhaftigkeit auf alle die Fälle zu waffnen, wo ich, in dem ehrenvollen Dienste der Tugend, Feinde außer oder in mir bestreiten soll. Ich kann mich dabey sicher mit der Hoffnung trösten, daß ein jeder erhaltener Sieg mir den folgenden leichter machen wird. Meine moralischen Kräften stärken sich allemal eben durch ihren Gebrauch; und wann dann eine Schwierigkeit nach der andern sich verliert, so wird der Pfad der Rechtschaffenheit immer ebener, und also die Wollust, die ich vorhin in meinen Gedanken damit verband, immer gegründeter und völliger werden. Die Unterstützung dieser Entschlossenheit aber, und das Uebergewicht der reineren und edleren Gesinnungen, durch welches allein ein so wichtiger Vorsatz zur wirklichen Ausführung gebracht werden

kann, muß unfehlbar von demjenigen kommen, von welchem ohne das alle Kraft ihren Ursprung hat. Was bin ich, ich Geschöpf von Staube, wenn nicht ein Strahl aus jenem Meere des Lichts mich zum Leben und zur Thätigkeit weckt? Ich will zu dem Ende bey jeder Gelegenheit meine ganze Seele vor die Majestät der Allgegenwart Gottes öffnen, um von den Empfindungen seiner Größe und Güte durchdrungen zu werden. Ich will ohne Unterlaß ein lebendiges Gefühl meiner gänzlichen Abhänglichkeit von ihm bey mir gegenwärtig erhalten. Ich will mir mit Aufmerksamkeit und Begierde die Aufklärungen und Anweisungen, die er selbst mir, in Ansehung dieses meines großen Geschäfftes, mittheilet, zu Nutzen machen. Ich will auf die Art immer von ihm den stärkenden Einfluß erwarten, der allein mir den Muth und das Vermögen geben kann, den Obliegenheiten dieses meines Prüfungsstandes ein Genüge zu thun, und also der Vergeltungen, die des höchsten Liebhabers der Tugend würdig sind, fähig zu werden.

Das achte Stück des Jünglings.

Wenn ich aufrichtig mit der Welt umgehen will, so muß ich gestehen, daß ich ihr meine meisten bisherigen Arbeiten zu danken habe. Ich

schreibe wenig, wozu sie mich nicht veranlasset hat. Wenn mir die Welt zu vielen angenehmen Gedanken Gelegenheit giebt, so kann ich viel schreiben, das zu ihrem Vergnügen gereichen muß. Allein, da ich hiermit ein öffentliches Bekenntniß ablege, daß ich ihr meine Gedanken schuldig bin, über die sie ihr Wohlgefallen etwa bezeuget, so schmeichle ich mir, daß sie sich es auch zuschreiben wird, wenn ich einmal wider meinen Willen das Unglück haben sollte, daß sie nicht mit mir zufrieden wäre. Die Welt ist mein Lehrer, und ich habe mich für ihren Schüler erkannt. Wenn ein Schüler lehrbegierig und aufmerksam genug ist, alles zu fassen, was ihm vorgetragen wird, so hat der Lehrer keine Ursache, sich über ihn zu beklagen, und die Schuld muß auf den Lehrer fallen, wenn der lehrbegierige Jüngling seine Hoffnung nicht erfüllet, die er sich von ihm gemacht hatte. Ich mache mir die Aufmerksamkeit zu einem Gesetze, das ich heilig beobachten werde, und ich schmeichle mir, daß mir die Welt meine Aufmerksamkeit so gut, als einem Schüler die Lehrbegierde, für ein Verdienst anrechnen wird, zumal da die Anzahl derer, die sich um dieses Verdienst Mühe geben nicht gar zu groß ist.

Ordentlicher Weise ist die Aufmerksamkeit der Menschen in einen sehr engen Bezirk eingeschlossen. Die meisten sind, wie man saget, für sich. Bey einigen macht es die große Menge ihrer Geschäffte, die ihnen nach dem Lobe, das sie ihrer Geschäfftigkeit beylegen, die Zeit nicht lassen, daß sie sich um alles bekümmern können. Bey andern

dern ist die Schlafsucht Schuld daran, in welcher ihre Seele liegt, die aufmerksam genug zu seyn glaubet, wenn sie alle Tage etlichemal aufwachet, sich langsam in Bewegung setzet, die Augen eröffnet, und sich dreymal oder viermal umsieht.

Ich will dieß nicht so verstanden haben, als ob es an Gelegenheit fehlte, aufmerksam zu seyn. Es gehöret freylich die meiste Zeit etwas Außerordentliches dazu, wenn die Aufmerksamket der Menschen erwecket werden soll. Man muß auch einräumen, daß deren wenig sind, welche die Welt durch große und sonderbare Thaten in Erstaunen zu bringen wissen, und aus diesem Grunde könnte man den Mangel der Aufmerksamkeit bey den Menschen rechtfertigen. Wenn es aber an großen und außerordentlichen Handlungen fehlet, die uns Bewunderungen abzwingen, so fehlet es ja nicht an Thorheiten, über die man lachen kann. Es ist zwar wahr, es giebt vielleicht eben so wenig sonderbare Thorheiten, als außerordentliche Verdienste. Es ist vielleicht nur einer oder der andere, der, wie er sich rühmet, die Rechtsgelehrsamkeit nur zum Scherze erlernet, damit er wissen könne, wenn er auf seinen Ritterguthern hängen und köpfen lassen darf, und der doch nicht über einen Häusler oder Gärtner befehlen kann; der sich rühmet, daß er diesen und jenen Pension gebe, und der vielleicht das Kleid noch nicht bezahlet hat, in welchem er einen solchen Lärm macht. Allein außerdem, daß die Menschen geneigter sind, die Fehler an andern zu erkennen, als die Verdienste, so werden viele Verdienste dadurch erst außerordentlich

dentlich, daß sie sich verborgen zu halten suchen, dahingegen sich die Narren gern bekannt machen, und sich alle Mühe geben, die Welt durch ihre ungereimten Handlungen zur Aufmerksamkeit zu nöthigen. Wie soll man die Menschen entschuldigen, daß sie dem ohngeachtet nicht aufmerksamer sind. Man ist gezwungen, zu sagen, es gebe der Ungereimtheiten so viele, daß sie den Zuschauern gewöhnlich und gleichgültig werden, und durch ihre Menge die Kraft verlieren, einen Eindruck zu machen.

Ich will aber doch gerecht seyn, und zum Lobe vieler Personen sagen, welche entweder zu wenig Zeit haben, oder zu bequem sind, aufmerksam zu seyn, daß sie Leute in Sold nehmen, die in diesem Stücke ihre Agenten seyn müssen. Die guten Leute lassen sich solches oft viel kosten, und bezahlen den Mangel ihrer Aufmerksamkeit theuer, und dieses ist fast so gut, als ob sie selbst aufmerksam wären. Man findet auch deren eine ziemliche Menge, welche sich zu der Bedienung gebrauchen lassen, und von diesem Amte ihr Leben bey guter Gesundheit erhalten. Dieses sind diejenigen, welche aus allen Häusern die Neuigkeiten so genau wissen, als ob sie ein Buch darüber hielten; welche man so gut, als Taufverzeichnisse oder Todtenregister, gebrauchen kann; diejenigen, welche alle Menschen kennen, und wenigen bekannt sind; diejenigen lebendigen Chroniken unserer Stadt, welche man als eine richtige Fortsetzung der vogelischen Jahrbücher ansehen kann.

Allein, so sorgfältig auch diese sind, ihrer Wachsamkeit nichts entgehen zu lassen! so fleißig sie in den Kirchen und Häusern umher schleichen; so erfindsam sie sind, Zusätze zu ihren Beobachtungen zu machen, und damit ja an ihnen nichts fehle, was die Aufmerksamkeit der Menschen erwecken kann: so können sie doch den Mangel derselben nicht völlig ersetzen. Dieser Mangel breitet sich sehr weit aus, und unsere Comödien, und unsere Gesellschaften können sichere Zeugen davon seyn. Man besuchet unsere Schaubühne, und versäumet sogar die guten Stücke nicht; aber man bezeigt in demselben so wenig Aufmerksamkeit und Empfindung, daß man denken sollte, wenn man von dem Gegentheile nicht gute und zuverläßige Nachrichten hätte: die Deutschen wären des Guten schon ganz gewohnt. Wenn die Zuschauer noch aus ihrem Schlafe, und aus ihrer Unempfindlichkeit gerissen werden sollen, so muß solches durch Wortspiele und Zweydeutigkeiten geschehen, und es ist allzuwahr, daß diese noch den stärksten und lebhaftesten Eindruck bey ihnen machen.

Mit den Gesellschaften geht es nicht viel besser. Der Eintritt in dieselbe wird noch von einiger Aufmerksamkeit begleitet; allein dieselbe gehöret zum andern Ceremoniell, das bald bey Seite gesetzet wird. Wie viele kennt man nicht, die nichts mehr thun, wenn sie Gesellschaften besuchen, als daß sie sich zu Hause ankleiden, in die Zusammenkünfte kommen, sich niedersetzen, die Anwesenden einschläfern, oder beleidigen, aufstehen, und sich zu Hause wieder auskleiden. Sie besi-

tzen so wenig Aufmerksamkeit, daß sie sich nie in das Geheimniß finden können, sich andern mitzutheilen. Vernünftige Gesellschafter geben so zu sagen das Recht des Eigenthums über sich so lange auf, als sie bey andern sind, um unterdessen der ganzen Gesellschaft zuzugehören: Jene aber gehören, wo sie auch sind, immer nur sich alleine zu. Bey ihnen kann in Gesellschaft gehen weiter nichts heißen, als bey einer gewissen Anzahl Menschen für sich seyn.

Man kann von der Unaufmerksamkeit der Menschen in Gesellschaften so verschiedene Ursachen angeben, als verschieden die Charaktere derjenigen sind, welche durch diesen Fehler mißfallen. Ich will itzt von einigen reden, die ich angemerket habe.

Es giebt Menschen, die sich von ihren Arbeiten niemals losreißen können, und ihre wichtigen Geschäffte überall mit sich herumtragen. Dieser Fehler ist immer den Gelehrten sehr gewöhnlich gewesen, und an ihrer Unaufmerksamkeit in Gesellschaften Ursache. Ich kenne einige, die zuweilen ihren Büchern entfliehen, und in die Zusammenkünfte kommen, wo man sich vornimmt, die Zeit auf eine angenehme Art hinzubringen, welches, meinem Bedünken nach, auch schon eine wichtige Beschäfftigung ist. Sie haben vielleicht die Absicht, sich von ihren Arbeiten zu erholen, und den Pflichten der Gesellschaft genug zu thun. Man denket, daß sie uns andern, die wir unsere Fröhlichkeit vereinigen, daß sie uns desto stärker seyn soll, gleich werden wollen; aber nein, diese Gelehrten bleiben immer

immer gelehrt. Sie sind kaum in die Gesellschaft gekommen, so vergessen sie schon, daß sie bey uns sind, und kehren von uns mit ihren Gedanken auf ihre Studierstuben zurück, um die Ausmessung einer krummen Linie zu Stande zu bringen, oder den Monaden auf einmal ein Ende zu machen. Die Unaufmerksamkeit, welche daraus entsteht, veranlasset die Menschen zu sehr nachtheiligen Begriffen von ihrem Charakter, weil die Welt eben nicht geneigt ist, von dem, was sie beleidiget, die besten Ursachen aufzusuchen. Wenn sie gleich nichts weniger, als hochmüthig sind, so kommen sie doch darüber in den Ruf des Stolzes und der Einbildung. Die Eigenliebe legt ihnen ihre Zerstreuung als eine Verachtung aus, und weil sie glaubt, sie werde von diesen großen Geistern nicht so werth geachtet, daß sie ihr einige Stunden schenken sollten, so suchet sie sich dadurch an ihnen zu rächen, daß sie einen Fehler zu einem Verbrechen macht. Es sind nicht alle Menschen so liebreich, als ich. Ich lege ihnen alles zum Besten aus, und pflege zu meinen Freunden, welche zuweilen ungeduldig über sie werden wollen, zu sagen: Man muß mit den Gelehrten zufrieden seyn, wenn man sie nur sieht. Welch ein Unglück wäre es für eine Gesellschaft, wenn sie ganz und gar auf ihren Studierzimmer blieben! Die Menschen werden nicht dazu gebohren, daß sie überall groß seyn sollen. Einige sind für die Philosophie, für die Alterthümer, für die Algebra, und zum Umgange mit den Todten, geschaffen, und uns hat das Loos getroffen, daß wir mit

den Lebendigen umgehen sollen. Man lasse sie in Gesellschaften immerfort studieren, so verdunkeln sie uns doch zum wenigsten an einem Orte nicht. Auf den Studierstuben müssen wir ihnen weichen, und in Gesellschaften haben wir den Rang, die wir aufmerksamer sind, als sie. So viele Wissenschaften sie auch inne haben, so fehlet ihnen doch eine wichtige Kunst, die Kunst auf eine vernünftige und vergnügte Weise müßig zu gehen. Sie suchen in der Gelehrsamkeit groß zu werden; wir wollen suchen, es in der Kunst zu leben hoch zu bringen: und so wird unsere Eigenliebe von ihrer Größe niemals so tief gedemüthiget werden, daß uns nicht ein Ruhm übrig bliebe, auf den wir uns etwas einbilden können. Diejenigen, von denen ich itzt rede, kommen mir wie die Menschen vor, deren Augen in den weitesten Entfernungen alles wahrnehmen, und von ganz nahen Gegenständen wenig oder nichts erkennen können: wenn unser Gesicht nicht so weit reicht, so kann das zu unserer Beruhigung dienen, daß es in der Nähe besser sieht, als das ihrige.

Allein es giebt auch Menschen, die in der Nähe sowol, als in der Ferne, wenig sehen können, und nicht viel gebessert sind, wenn sie ihrem schwachen Gesichte mit Brillen und Ferngläsern zu Hülfe kommen wollen. Dieses sind diejenigen, welche einen solchen kleinen und eingeschränkten Geist haben, der kaum drey Schritte vor sich wegsehen kann, und aus dieser Ursache in Gesellschaften unaufmerksam ist. Sie geben sich vielleicht große Mühe aufmerksam zu seyn, und wollen überall

Augen

Augen und Ohren haben. Allein ehe sie sichs vermuthen, ist alle ihre Aufmerksamkeit verlohren; sie verwirren und verlieren sich in der Menge von Dingen, die um sie sind, wenn sie für andere gleich noch so klein seyn sollten. Sie thun sich alle Gewalt an, die Reden des einen in Gesellschaften zu fassen, und vergessen darüber die Gespräche eines andern, die sie auch behalten wollten, und das eben so viel, als ob sie Ferngläser brauchten, und doch nicht viel mehr, als mit bloßen Augen, sähen. Mit diesen unaufmerksamen Gesellschaftern muß man Mitleiden haben, weil sie es gut meynen. Wenn man über sie spotten wollte, so wäre solches eben so unbarmherzig, als wenn man einen Menschen mit blöden Augen auslachte.

Ich kenne Leute, die in Gesellschaften darum nicht aufmerksam sind, weil sie eine allzugroße Einbildung von ihrer reichen oder vornehmen Person haben. Weil sie glauben, daß sie in Gesellschaften diejenigen sind, welche allein Aufmerksamkeit verdienen, so nehmen sie sich die Mühe nicht, uns der ihrigen zu würdigen. Sie können sich mit andern nicht beschäfftigen; denn es kömmt ihnen nichts so wichtig und ansehnlich vor, als ihre kleine Person. Allein, wenn man sich durch diese unaufmerksame Gesellschafter nicht aufbringen, und sie dadurch nicht merken läßt, daß man von ihrer eingebildeten Größe etwas weis, so sind sie die besten Leute, mit denen man die größte Freude von der Welt haben kann. Sie glauben, daß wir ihre Aufmerksamkeit nicht verdienen; man muß sich nur so gegen sie bezeigen, als ob wir glaubten, daß

sie der unsrigen auch nicht werth wären. Das ist die größte Demüthigung, die ihnen widerfahren kann. Uns kann kein größer Unglück begegnen, als daß sie unsere Gesellschaft entweder verlassen, oder in derselben verziehen, und warten, bis uns die Augen über ihre Person aufgehen. Allein man muß die Augen immer nur fest verschließen. Verlassen sie unsere Gesellschaft, so können wir uns leicht beruhigen, denn wir verlieren nicht viel. Bleiben sie aber bey uns, so werden sie aufmerksamer werden, als wenn sie weder reich noch vornehm wären. Ihre Augen werden bittend zu uns sagen: wir wollen es wissen und zu verstehen geben, daß sie zugegen sind; aber wir bitten sie, sehen sie doch nur auch einige Augenblicke auf uns. Sehen sie doch, daß wir reich und vornehm sind; wollen sie denn solches für so gar etwas geringes halten? Wir haben ja unsern Irrthum gebüßt, und sie bemerket; bemerken sie uns doch wieder. Wenn uns ihre Augen und Mienen diese Abbitte thun, und aufmerksam auf uns werden, so müssen wir aufhören, gerecht zu seyn, und die Strenge der Gnade weichen lassen, und es ihnen nunmehr durch unsere Aufmerksamkeit auf sie zu verstehen geben, daß wir wohl wissen, wie reich und vornehm sie sind.

Allein ich weis nicht, was man mit denen anfangen soll, die darum in Gesellschaften nicht aufmerksam sind, weil sie eine allzubrennende Begierde haben, sich bemerken zu lassen. Diejenigen, welche ich nur erst abgebildet habe, sind so stolz, daß sie in Unthätigkeit bleiben, und genug zu

thun

thun glauben, wenn sie sich nur zeigen; diese aber sind zum Unglücke mißtrauisch gegen sich selbst, und doch eben so begierig, die Aufmerksamkeit der Gesellschaften auf sich zu ziehen, und aus dieser Ursache immer in Bewegung. Wenn man gleich mit ihnen, wie mit denen, die ich vorher beschrieben habe, umgehen will, so lassen sie sich dadurch nicht irren, und je weniger man sie bemerken will, desto mehr Mühe geben sie sich, uns aus unserer Gleichgültigkeit gegen sie zu reißen. Man kann bey ihnen nicht ausdauren. Sie wollen uns zwingen, auf sie zu sehen, sie mögen reden oder schweigen. Man mag auf ein Mittel sinnen, auf welches man will, so wird man nicht sicher vor ihnen seyn; denn wenn man auch die Flucht ergreifen wollte, so verfolgen sie uns. Ich bin zwar ein Jüngling; allein ich kann denen, die in meinem Alter sind, nichts vergeben, was sie unleidlich macht. Der allzugroße Eifer, andere auf sich aufmerksam zu machen, ist ein Fehler, der den Jünglingen gewöhnlicher ist, als gesetzten Männern, oder ernsthaften Greisen, und man kann ihnen denselben weniger, als Männern oder Greisen, vergeben. Sie sind die Tyrannen der Gesellsellschaften; allein, wenn man sie nicht von ihrer angemaßten Herrschaft stürzen kann, so mögen sie wissen, daß man sie, wie die Tyrannen, von ganzen Herzen verachtet und hasset. Was wird Herr Jacob Steinbruch für eine Freude haben, daß ich denen, die meines gleichen sind, die Wahrheit so offenherzig sage?

Neun und zwanzigstes Stück.

Meine Freunde wissen es, daß ich in Gesellschaften reden kann, und gegen die Gespräche, mit welchen sie mein Vergnügen unterhalten, erkenntlich bin. Ich verlerne bey ihnen meine Blödigkeit so sehr, daß ich zuweilen plauderhaft werde, wenn ich merke, daß ihnen meine Plauderhaftigkeit eine Freude machen kann. Ich rechne mir in diesem Falle die Schwatzhaftigkeit, welche sonst in meinen Augen ein lächerlicher Fehler ist, zur Ehre. Allein ich habe es sowohl meiner natürlichen Blödigkeit, als dem Unterrichte meines ehemaligen vorsichtigen und klugen Hofmeisters zu danken, daß ich auch schweigen kann. Die Gabe zu reden ist keine nöthigere Pflicht eines guten Gesellschafters, als die Kunst zu schweigen. Wenn es nöthig wäre, daß man das Geheimniß erfände, den stummen Personen einer Gesellschaft die Zunge so zu lösen, daß sie auf eine menschliche Weise reden lernten; so würde für das Vergnügen der Menschen ein anderes Geheimniß eben so zuträglich seyn, den Krähen der Gesellschaft, den Schwätzern, die Zunge entweder ganz abzulösen, oder so kurz zu machen, daß sie weniger sprechen müßten. Wenn die Fertigkeit viel zu sprechen, ohne daß man die Gespräche einer Gedankenlosigkeit beschuldigen kann, ein Zeugniß eines reifen Verstandes und eines muntern Witzes ist, so kann das Stillschweigen ein Merkmal eines Geistes seyn, der einer reifen und anständigen Ueberlegung fähig ist. Der

Einfäl-

Einfältige, sagt Bruyere, ist ein Narr, der nicht spricht, und darinnen noch erträglicher, als der Narr, welcher redet.

Ein großer Theil des Ruhmes, daß ein Mensch zu leben wisse, beruhet auf dem Urtheile, welches die Welt von seinem ersten Auftritte in eine Gesellschaft fällt. Es ist demjenigen, der diesen Ruhm suchet, anständig, der Welt durch seine Aufführung zu zeigen, daß er ihr das Recht zugestehe, ein entscheidendes Urtheil über ihn zu sprechen. Wenn diese Forderung ihn weder kleinmüthig machen, noch ihm ein gezwungenes Ansehen geben muß, so bald er sich der Welt nähert: so wird ihm ein ehrerbiethiges oder bescheidenes Schweigen diesen strengen und unbarmherzigen Richter geneigt machen, ohne daß er aufhören darf, freymüthig zu seyn. Eine allzugroße Furcht wäre einem Mißtrauen ähnlich, und eine allzugroße Dreustigkeit und Gewißheit, daß man gefallen werde, würde von einem lächerlichen Stolze nicht unterschieden werden können. Die Welt kann es nicht leiden, daß man von dem ersten Augenblicke an, da man sich ihr zeiget, vertraulich mit ihr wird. Sie sieht die Vertraulichkeit als eine Wohlthat an, die sie uns nicht eher erzeiget, bis man sich ihrer würdig gemacht hat. Es ist aber ein sehr unsicheres Mittel, sie zu verdienen, wenn man in Gesellschaften allzulaut ist.

Diese Wahrheit wird von denen nicht geglaubet, die sich einbilden, daß sie gefallen, wenn sie in Gesellschaften ein großes Aufsehen und Getöse machen. Sie wollen die Welt zu einem vortheil-

haften Urtheile von ihnen nöthigen, ohne zu überlegen, daß man so wenig über das Urtheil eines Menschen, als über sein Gewissen, herrschen kann. Wenn wir auch ein gutes Urtheil verdienen sollten, so hält sich doch die Welt für berechtiget, einen schlimmen Ausspruch über uns zu thun, so bald wir ein vortheilhaftes Urtheil erzwingen wollen. Die Welt behauptet ihre Freyheit zu urtheilen, oft sogar mit Ungerechtigkeiten. Das ist das gewöhnliche Schicksal derer, welche durch den Lärm, den sie in Gesellschaften machen, bemerket seyn wollen. Sie verkündigen den Gesellschaften, in welchen sie erscheinen, ihre Ankunft von weitem. Sie sind Wetter, von denen Stürme vorhergehen. Sie brausen in Gesellschaften. Bruyere hat ihre Aufführung in den Zusammenkünften selbst so vortrefflich abgebildet, daß ich seine Beschreibung nicht übertreffen kann, wenn wir gleich deutsche Originale wissen, welche die abgebildeten französischen Originale übertreffen.

Wer kann sich versprechen, sagt er, in der menschlichen Gesellschaft gewissen eitlen leichtsinnigen, vertraulichen und dreusten Leuten zu entgehen, die allezeit in einer Zusammenkunft diejenigen sind, welche reden, und welchen die andern zuhören müssen? Man höret sie, wenn man noch im Vorzimmer ist, man geht hinein, und kann ohne Furcht seyn, sie zu unterbrechen. Sie setzen ihr Gespräch fort, ohne im geringsten auf diejenigen Achtung zu geben, welche kommen oder gehen, und sie ehren weder den Rang noch die Verdienste der Anwesenden. Sie heißen denjenigen

schwei=

schweigen, der eine Neuigkeit erzählen will, um sie auf ihre Art zu sagen, die sie für besser halten. Sie haben ihre Nachrichten immer von Ministern und andern, die sie nicht kennen, und niemals gesprochen haben. Sie nähern sich zuweilen dem Ohre des Vornehmsten in der Gesellschaft, um ihn mit der Nachricht eines gewissen Umstandes zu beehren, den niemand weis, und den die andern nicht wissen sollen. Sie unterdrücken die Namen, um eine Geschichte, die sie erzählen, unkenntlich zu machen, und die Auslegungen zu verhindern. Vergebens wird man sie bitten, und in sie dringen; es sind Sachen, die sie nicht sagen werden; es sind Personen, die sie nicht nennen können; es muß verschwiegen bleiben; es ist das größte Geheimniß, außer dem, daß man sie um etwas unmögliches bittet. Denn von dem, was man etwa von ihnen könnte erfahren wollen, wissen sie weder Umstände noch Personen. Wie vortheilhaft wäre es der Ehre solcher Leute, daß sie auch nur auf eine einfältige Weise schweigen könnten! Vielleicht hätte die Welt alsdann Mitleiden mit ihnen, da sie itzt zugleich lächerlich und unerträglich sind.

Man kann von Leuten, die in meinen Jahren sind, nicht verlangen, daß sie so ernsthaft und bedächtig seyn sollen, als Männer, die eine lange Erfahrung in der Welt gehabt haben. Ein junger Wein muß gähren und brausen, wenn er dereinst gut seyn soll; aber er muß eben seine Fässer nicht zerreißen, um gut zu werden. Jungen Leuten wird eine gewisse Flüchtigkeit, ein gewisser

feuriger Leichtsinn verziehen; zuweilen läßt er ihnen schön. Die Worte dürfen manchmal über ihre Lippen in aller Geschwindigkeit wegrollen, ohne daß man darauf ungehalten wird, wenn sie über die Lippen der Männer und Greise langsam und einzeln sich herwälzen. Allein eben das Feuer, welches gefallen kann, so lange es gemäßiget ist, kann uns leicht zu Ausschweifungen verleiten, welche uns mißfällig machen. Es ist also nichts unbilliges, wenn ich verlange, daß man sich Mühe geben soll, gesetzt zu seyn, so oft man will, damit man dem männlichen Alter den Vorzug nicht lasse, mit welchem sich dasselbe so gern über das unsrige erhebt. Man kann es aber für ein untrügliches Merkmaal halten, daß wir uns nicht in unserer Gewalt haben, wenn wir nicht schweigen können. Ich habe einen Mann sagen hören, der einen Menschen satyrisch abbilden wollte, welcher in der ersten Unterredung alle seine Leidenschaften, Neigungen und Gedanken verrieth: er ist geheim, wie ein Jüngling. Es ist uns eine Ehre, daß wir uns zeigen, wie wir sind, weil uns die Jahre die entbehrlichen Künste der Verstellung nicht gelehret haben. Ich wollte aber wünschen, nicht etwa, daß wir geheimnißvoll und räthselhaft seyn sollten, sondern daß wir uns selbst nicht immer gleich das erstemal ganz ausschwatzen möchten. Man brauchet so nicht viel Mühe, uns kennen zu lernen.

Man wird sich durch vernünftige und muntere Gespräche den Ruhm zuwege bringen, daß man Verstand und Geschmack besitze. Es ist aber nicht genug, daß man diesen Ruhm erlanget hat;

man muß ihn beständig erhalten können. Es ist aber leichter, ihn auf diese Weise zu erlangen, als ihn auf diese Weise dauerhaft zu erhalten. Die Welt verlangt viel, wenn sie weis, daß wir einmal schön gesprochen haben. Wenn sie uns deswegen mit ihrem Beyfalle belohnet hat, so fordert sie zur Vergeltung ihres Beyfalles, daß wir immer wieder schön sprechen sollen. Man kann durch ein anständiges Stillschweigen eben diesen Ruhm erlangen. Vielleicht ist er nicht allemal so groß; gewinnt man aber weniger, so hat man weniger zu erhalten. Der Ruhm eines anständigen Stillschweigens ist sicherer, weil es leichter ist, länger zu schweigen, als zu reden.

Cäcil kömmt zum erstenmal in eine Gesellschaft. Sein äußerliches Ansehen und sein Anstand machen ihn angenehm, und versprechen ihm die Aufmerksamkeit der Anwesenden, ehe er noch spricht. Er fängt an zu reden, und redet fast allein; aber alles, was er saget, ist schön und gefällt. Man höret ihm entzückt zu, man wird von ihm hingerissen und bezaubert. Cäcil ist in aller Anwesenden Augen ein Wunder eines guten Gesellschafters. Man kann nicht müde werden, ihn mit Lobeserhebungen zu belohnen. Man will seine Gesellschaft alle Tage haben. Man ist einen andern Tag wieder in seiner Gesellschaft. Cäcil ist stumm, oder einsylbig. Vielleicht ist er nicht aufgeräumt, er wird den dritten Tag wieder in seiner Gesellschaft schon munterer seyn. Cäcil ist wieder stumm; der Mann, der mit seinen Gesprächen selbst die Schwätzer zum Stillschweigen bringen konnte,

konnte, schweigt entweder, oder was er saget, gefällt nicht. Er hatte sich entweder den ersten Tag, da ihm die Gesellschaft neu war, über sein Vermögen Mühe gegeben, sie zu unterhalten, oder er hatte nicht mehr Witz und Verstand auswendig gelernet, oder er glaubet, daß er keine Mühe mehr brauche, sein Ansehen zu unterstützen. Die Welt bekümmert sich um die Ursache seiner Einsylbigkeit nicht viel; sie nimmt ihm ohne Umstände das Ansehen wieder, das sie ihm gegeben hatte. Es ist aus mit ihm. Wenn er weniger gesprochen hätte, so würde er weniger verlohren haben.

Man kann nicht eher gewiß seyn, daß man in einer Gesellschaft gefallen werde, bis man die Charaktere derjenigen kennet, mit welchen man umgeht. Es kann vielleicht alles, was man saget, seinen wahren Werth haben, und Beyfall verdienen. Allein, wird es darum den Neigungen derer, mit welchen man in Gesellschaft ist, gemäß seyn? Der Geschmack der Menschen ist so eigensinnig, daß ihnen oft das Beste mißfällt. Man wird vielen nicht dadurch zuwider, daß man Verstand besitzt, sondern dadurch, daß man seinen Verstand zeiget. Mir ist es eine Freude, wenn ich so vielen Leuten gefallen kann, als möglich ist; warum sollte ich nicht schweigen, um einem mehr zu gefallen? Der Ruhm, daß ich eine Gesellschaft zu unterhalten weis, ist mir nicht lieber, als der Ruhm, daß ich vorsichtig und bescheiden bin, und ich kann gewiß seyn, daß mir mein Stillschweigen bey einigen diesen Ruhm eher zuwege

bringt, als die vernünftigsten und sinnreichsten Gespräche.

Man muß die Gesellschaften nehmen, wie man sie findet. Man ist zuweilen durch die Umstände genöthiget, in einigen zu seyn, wo man den Anwesenden lächerlich würde, wenn man anders spräche, als sie, und wo man sich den Klugen und Gesitteten verächtlich machte, wenn man, wie sie, redete. Man müßte in einigen Gesellschaften entweder ein Narr, oder niederträchtig seyn, wenn man so sprechen wollte, daß man ihnen gefiele. Wenn man reden wollte, so müßte solches darum geschehen, daß man ihnen sein Mißfallen über sie bezeugte. Man kann gewiß seyn, daß sie einen alsdann hassen würden. Das Beste, was ich in solchen Gesellschaften thun kann, ist dieses, daß ich fliehe, oder wenn mir die Flucht verwehrt ist, daß ich schweige. Ein kluges Stillschweigen sagt alsdann mehr, als das vernünftigste Gespräch.

Es ist gewiß, daß die anständigsten Handlungen der Tadelsucht unterworfen bleiben, und es wird also dem Stillschweigen in Gesellschaften nicht besser ergehen, als ihnen. Allein die schlimmsten Ursachen, die ein übelgearteter Geist angeben kann, sind entweder die Blödigkeit, oder die Einfalt, oder der Hochmuth, und die Verachtung derer, mit welchen man in Gesellschaft ist. Es sind aber keine Vorwürfe leichter zu widerlegen, als die Beschuldigungen dieser Fehler, wenn sie ungegründet sind. Was einige für Blödigkeit halten, werden andere, die uns geneigter sind, als eine Beschei-

denheit loben. Diejenigen, welche sich einbilden, mehr Verstand zu besitzen, als alle andere Menschen, werden dadurch nicht beleidiget, daß wir nicht so klug und verständig zu seyn scheinen, als sie. Ein anständiges Stillschweigen wird allezeit mit Bescheidenheit und Aufmerksamkeit auf andere verbunden seyn. Kluge Augen sehen den Unterschied zwischen einem hochmüthigen, und zwischen einem bescheidenen und bedächtigen Stillschweigen bald ein. Was die Narren betrifft, so ist es immer ein Glück, von ihnen für stolz gehalten zu werden, und unsere eigene Zufriedenheit wird durch ihre Meynung eben nicht beleidiget werden.

Ich bin es zufrieden, wenn einige diese Gedanken für eine Schutzrede meiner vormaligen Blödigkeit halten. Ich weis aber aus der Erfahrung Vortheile genug, die ich nicht erhalten haben würde, wenn ich in vielen Gesellschaften nicht stille geschwiegen hätte. Ich will nur eines kleinen Vortheiles erwähnen. Es giebt gelehrte Männer, die den Verfasser dieser Blätter für sehr ungelehrt halten. Sie sehen ihn für einen Menschen an, der in ihren höhern Wissenschaften ganz ein Fremdling ist. Allein ich versichere diese gelehrten Männer, daß sie, ohne zu wissen, daß ich der Verfasser bin, eine große Meynung von meiner Gelehrsamkeit haben; meine Blätter haben mir dieses Ansehen nicht zuwege gebracht, sondern mein Stillschweigen in ihren lateinischen und griechischen Gesellschaften. Wenn sie von Grutern, Salmasen, Gräven und Gronoven sprachen, so schwieg ich, allein mit einer Miene, als ob es

schon lange Zeit her wäre, daß ich ihre Gespräche verstehen könnte. Ich gab meinem Stillschweigen dadurch ein gelehrtes Ansehen, daß ich es einigemale mit einer Frage oder Anmerkung unterbrach, welche gelehrt aussah. Dieses gelehrte Stillschweigen erwarb mir ihre Hochachtung. Die sinnreichsten und muntersten Einfälle würden meine Miene widerleget haben.

Drey und fünfzigstes Stück.

Wenn ich mit dem Zuschauer meine Leser in zwo Hauptgattungen abtheilen darf, in die Saturninische und Merkurialische: so weis ich nicht, ob ich heute auch nur einem von diesen beyden Theilen gefallen werde. Die saturninischen Leser sind gemeiniglich so schwermüthig, daß sie nichts für ernsthaft halten, was nicht ein finstres und in den Augen der übrigen Menschen verdrießliches Ansehen hat. Im Gegentheile sind die merkurialischen immer so lustig, daß ihnen alles traurig zu seyn scheint, worüber sie nicht überlaut lachen können, und daß es ihnen unbegreiflich ist, wie etwas ernsthaft und doch heiter seyn kann. Diese Betrachtung soll mich unterdessen doch nicht verhindern, mit denjenigen von meinen Lesern, welche das Mittel zwischen diesen ausschweifenden Gemüthsarten halten, heute von der Religion zu reden; das ist, von einer Sache, welche so wichtig ist, daß sie auch den lustigsten Menschen ernsthaft machen,

machen, und der Flüchtigkeit des ungebundensten Jünglinges Fesseln anlegen sollte, und die zugleich so viel Anlaß zur Freude giebt, daß sie den schwermüthigsten Geist aufheitern kann. Wenn ich hier meinen Leser nenne; so schließe ich die Leserinnen nicht aus. Ich denke hiebey insonderheit an eine unter ihnen, welche so gefällig gewesen ist, und mir gerathen hat, in meinen Blättern nicht zu oft ernsthaft und lehrreich zu seyn, damit ich nicht in die Gefahr geriethe, einem Einsiedler ähnlicher zu werden, als einem Jünglinge.

Es ist schon von vielen scharfsinnigen Männern angemerkt worden, daß man die Religion allein seiner Ruhe wegen annehmen müßte, wenn es auch möglich wäre, daß sie nur eine menschliche Erfindung seyn könnte. Meine Jugend verhindert mich nicht im geringsten, dieses einzusehen. Ich bilde mir vielmehr ein, daß sie diese Gedanken noch lebhafter in mir macht. Ich überlasse es denen, welche die Religion noch nicht genug kennen, einen Gottesfürchtigen und einen Schwermüthigen für einerley zu halten. Ich sondere von ihr alles dasjenige ab, wodurch ihr einige ein rauheres Ansehen gegeben haben, als sie wirklich hat, und alsdann finde ich in ihr dasjenige, was einen Menschen, man mag ihn betrachten, auf welcher Seite man will, erst recht vollkommen macht, und so viel Anlaß zur wahren Freude giebt, daß alles andere Vergnügen dargegen für nichts zu achten ist.

Ich will von dem letzten zuerst reden. Ein Mensch, welcher ohne alle Grundsätze der Religion

gion lebt, scheint mir, wie ich schon einmal gesagt habe, nicht sowohl einer rechten Freude zu geniessen, als in einer beständigen Trunkenheit dahin zu gehen. Seine Freude ist so ausschweifend, daß seine Seele keinen rechten Antheil mehr daran nimmt. Er ist zwar, wie er sich einbildet, lustig, er lärmt, und macht verschiedene Bewegungen, die man mit den Bewegungen der Freude verwechseln kann. Aber er empfindet so wenig davon, wie ein Trunkener, welcher sich den Morgen wundert, daß er den Abend vorher so vergnügt gewesen seyn soll. Sein Vergnügen, wenn man es so nennen kann, ist auch in der That so wenig edel, daß er sich desselben schämt, so bald er zur Vernunft kömmt.

Diese Gedanken sind nicht so schwach, daß sie, um recht stark zu werden, einer Einkleidung nöthig hätten. Man gebe nur auf die Leute ein wenig Achtung, welche sich um die Religion nicht bekümmern. Ihre angenommene Freude wird hinfallen, so bald sie nicht alle in den Umständen sind, welche man zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens rechnet. Sie bedürfen dieser Art von Trunkenheit, wenn sie in ihrer Gesellschafter Augen vergnügt seyn sollen. Eine kleine Unpäßlichkeit, ein geringer Mangel an allem Ueberflusse des Lebens, eine Lustbarkeit, die sie angestellt hatten, und in der sie gestört werden, ein müßiger Abend, ja vielmals eine übel zugerichtete Mahlzeit, oder andere solche Kleinigkeiten sind im Stande, sie übel aufgeräumt zu machen. Denn das ist das einzige, was sie beständig zu seyn suchen.

Wenn

Wenn man mit diesen Leuten einen Menschen vergleicht, der zwar einige Grundsätze von Tugend hat, aber noch nicht einen so hohen Grad derselben besitzt, daß man ihn gottesfürchtig nennen könnte: so wird man finden, daß seine Freude schon feiner und beständiger wird. Und das kömmt daher, daß er sich einiger maßen dem glücklichen Zustande derjenigen nähert, welche Religion haben. Seine Freude ist wie die Freude eines vernünftigen Mannes, der die wahre Vergnügungen kennet, aber dessen Seele durch die Krankheit des Körpers verhindert wird, sie zu gebrauchen. Sein Geist ist nicht frey und heiter genug zur Freude, und trägt ein Gefühl von Schmerzen mit sich herum, welches ihn, wie eine Last niederdrücket. Er fürchtet sich bey einem jeden Tropfen Wein, den er trinkt, bey jeder Bewegung, die er in seiner Fröhlichkeit macht, und bey jedem Vergnügen, das er genießt, ob er dasselbe nicht durch nachfolgende Schmerzen sehr theuer werde bezahlen müssen. Kurz, er ist nicht ruhig. So ist es auch mit einem Menschen beschaffen, den die Religion noch nicht in den Stand gesetzt hat, daß er bey allen Zufällen des Lebens zufrieden und gelassen bleiben kann. In seinem Vergnügen stört ihn oft die Erinnerung, daß er vielleicht die Gränzen der Vernunft überschreite, und die Betrachtung, in welchen Zustand er gerathen werde, wenn er dieses Vergnügen verlieren sollte. In den unangenehmen Abwechselungen des Glücks fehlt es ihm hergegen an Ursachen, wodurch er sich beruhigen könnte, und die Empfindung des Gegenwärtigen

rührt ihn zu stark, als daß eine ungewisse Hoffnung des Künftigen fähig wäre, ihn aufzurichten.

Wollte man auf eben die Weise den Zustand eines Mannes untersuchen, welcher die Vortheile, die uns die Religion bringt, nicht leugnet, und doch dabey so schwach ist, daß er sich noch in dem Labyrinthe der Zweifel wider die Gewißheit verliert: so würde man ihn mit einem Menschen vergleichen können, der nach langen Ausschweifungen endlich anfängt, still zu stehen, und sich mit ihren Vorstellungen so sehr ängstigt, daß er sich den Trost der Religion nicht zu Nutze machen kann. Sein Gemüth wird von den entsetzlichsten Zweifeln und unzählichen Widersprüchen gleichsam zerrissen; und je mächtiger dieselben in ihm werden, je gegründeter sie ihm zu seyn scheinen, desto mehr wünscht er, daß sie ungegründet seyn mögen. Er ist sich selber oft feind, daß er zweifeln kann, und er haßt diejenigen, die ihn dazu verleitet haben. Er geräth in die äußerste Furcht, wenn er den Zustand bedenkt, in welchem er ist, wenn die Lehren der Offenbarung nicht gewiß seyn sollten. Er betrachtet sich alsdann als ein Geschöpf, welches entweder ohne Gott, oder doch ohne einen solchen Gott, den er nicht fürchten darf, mitten unter hunderterley Gefahren dahin geht, dessen Leben ungewiß ist, und dessen darauf folgender Zustand noch ungewisser ist. Er wird zu seiner Beruhigung wünschen, daß er nur die Wahrheit der Religion glauben, und sich darnach richten könnte, wenn sie auch falsch wäre, und unstreitig ist die Un-

gewiß-

gewißheit, mit der er dieß denkt, mit einer Angst verbunden, die dem Christenthume zur Ehre gereicht.

Die Freude eines Menschen, der sich mit der Religion bekannt gemacht hat, und sowohl ihre Vorschriften, als ihre Verheißungen, annimmt, ist wie die Freude eines vernünftigen Mannes, der zugleich gesund ist, und sich in einem Glücke befindet, dessen Veränderungen er nicht leicht befürchten darf. Eine solche Freude ist niemals wild oder lärmend; sie schränket sich immer nach den Regeln der Vernunft und des Wohlstandes ein. Allein sie ist dem ungeachtet sehr lebhaft, sie ist ungemein rührend, weil sie so wohl gegründet ist, und eben so ruhig, weil sie von keiner Furcht begleitet wird. Aber wo wollen wir ein Glück finden, dessen Genuß durch keine Furcht einer traurigen Abwechselung unterbrochen würde? Das ist allein das Vorrecht eines Mannes, der Religion hat, daß seine Freude dauerhaft ist. Was sollte der Glückseligkeit eines Mannes fehlen, der dieselbe allein aus den Händen eines Gottes erwartet, der ihn würdigt, sein Freund zu seyn, und von dem er keine Wohlthat bitten kann, welche größer wäre, als diejenige, die er schon ihm und dem ganzen Geschlecht der Menschen freywillig erzeigt hat? Nur allein das Leben eines solchen Menschen bleibet von allen den heimlichen Vorwürfen frey, die sich ein rechtschaffener Mann oft mitten in seinen Ergetzlichkeiten macht, wenn ihn vielleicht seine Freunde mit Lobeserhebungen überhäufen. Denn er kann versichert seyn, daß ihn alle seine Vergehungen

hungen vor seinem erhabenen Freunde nicht so sehr erniedrigen, als sie in seinen eigenen Augen demüthigen. Nur er hat ein Recht zu den Vergnügungen dieses Lebens, die sich darbiethen. Seine Freude über dieselbe ist viel erhabener, als die Freuden der andern Menschen, weil er weis, aus welcher Hand er sie empfängt, und weil die Erinnerung an seinen Wohlthäter nothwendig sein Gemüth mit lauter großen Gedanken und edlen Empfindungen erfüllen muß. Er kann sich seiner Freude mit einer gewissen, sichern und freymüthigen Zufriedenheit überlassen, weil weder die Betrachtung des Vergangenen, noch die Furcht des Zukünftigen, dieselbe vermindert, und weil er überzeugt ist, daß alle seine Freude in Betrachtung derjenigen verschwindet, die noch für ihn bestimmet ist.

Diese Gleichgültigkeit eines Menschen, der Religion hat, gegen die Ergetzlichkeiten des Lebens, drücket die Schrift auf eine sehr erhabene Art aus, die mich mit vielen edlen Empfindungen erfüllt; wofern die Welt es einem Jünglinge vergeben kann, daß er die Schrift gelesen hat. Sie sagt von seiner Freude, er freue sich, als freute er sich nicht, und beschreibt die Christen in ihren Widerwärtigkeiten, als die Traurigen, die doch allezeit fröhlich sind. Man kann sich den Menschen nicht größer vorstellen, als er uns hier gezeigt wird. Die Unempfindlichkeit der Stoiker ist ein Traum. Es ist lächerlich, auf der Folter ausgespannt zu liegen, und in den schmerzhaftesten Verzückungen des Körpers die Menschen bereden zu wollen, daß

man keine Schmerzen empfinde, oder alle Wollüste zu genießen, und sich einzubilden, daß man in einer gewissen gesetzten Fühllosigkeit dabey bleibe. Aber das ist in der That groß, die Vergnügungen, welchen die meisten Menschen ihr ganzes Leben aufopfern, nicht ängstlich zu suchen, sie zu genießen, wo man sie findet, sie mit einer Freude zu genießen, welche durch die Liebe zu dem, von welchem man sie empfängt, noch einen neuen Zuwachs erhält, und zugleich auf viel dauerhaftere Freuden ein Recht zu haben, die über den Begriff der andern Menschen sind, und in deren Vergleichung die übrige Freude so klein wird, daß man sagen kann, man freue sich, als freute man sich nicht.

Es ist unterdessen kein Wunder, daß die Freude der Religion denenjenigen, welche ohne dieselbe leben, so unbegreiflich ist, daß sie keinen Eindruck auf sie macht. Sie überlassen sich Geschäfften und Zerstreuungen, die ihren Geschmack an ihr nothwendig verderben müssen; und wenn sie sich auch nur in eine kleine Untersuchung derselben einlassen: so ist das erste, was sie von ihr lernen, dieses, daß alle ihre Freude thöricht und niederträchtig ist, und daß sie alle die Dinge, die sie so lieb haben, mit einem gewissen Hasse von sich werfen müssen. Sie kennen aber keine andere Ergetzungen. Sie denken, wer ihnen diese nimmt, der nimmt ihnen alles, und die Erkenntniß ihrer Thorheiten demüthigt sie so sehr, daß sie nicht das Herz haben, dabey zu verweilen, oder nach den herrlichen Vergnügen hinauf zu sehen, die ihnen die Religion dar=

darbeut. Sie sind wie die eigensinnigen Knaben, welche in allerley Muthwillen und Ungezogenheit aufwachsen, und, wenn sie dieselbe bis in das Alter des Jünglings oder Mannes mit sich nehmen, gar nicht begreifen können, daß noch eine andere Freude möglich ist, als die Schlägerey, das Geschrey, die Wildheit und Frechheit. Es wäre auch der Religion keine Ehre, wenn zwischen ihren Freuden und den Freuden der rohen Leute, die auch von vernünftigen Männern verabscheuet werden, nur ein einziger Schritt wäre.

Wie also nichts die Freuden der Menschen so sehr verbessert und erhebt, als die Religion: so ist auch nichts so geschickt, den Umgang des gemeinen Lebens und die wahre Anmuth der Gesellschaft vollkommen zu machen. Dieses ist so gewiß, daß diejenigen, welche keine Religion haben, wofern sie vernünftig sind, in ihrer ganzen Kunst zu leben nichts anders thun, als daß sie den Grundsätzen derjenigen nachahmen, welche Religion haben. Wir müssen entweder dafür halten, daß die Kunst zu leben, welche doch von allen klugen Leuten von jeher für sehr schwer angesehen worden ist, in nichts anders bestehe, als in der leichten Wissenschaft sich zu bücken, den Huth gehörig abzunehmen, zu rechter Zeit zu lächeln, oder mit guter Art Neuigkeiten anzuhören, und zu erzählen; oder wir müssen endlich auf die Grundsätze der Religion kommen, wenn wir die wahren Regeln eines Wohlstandes angeben wollen, der bey allen Völkern und zu allen Zeiten gelten soll. Das

ist es, woran Cicero gedacht hat, als er schrieb, die Tugend und der Wohlstand wären so genau mit einander verbunden, daß man sie kaum anders, als in der Einbildungskraft von einander trennen könnte. Daher hält der Zuschauer den Wohlstand für eine künstliche Menschlichkeit, oder für eine Leutseligkeit, Gefälligkeit und Willfährigkeit, die in eine Kunst verwandelt worden ist. Ist auch etwas, welches uns so viel Bewegungsgründe an die Hand giebt, als die Religion, niemanden zu beleidigen, gegen alle ein liebreiches und freundschaftliches Gemüth zu zeigen, von sich immer bescheiden, von andern immer billig und großmüthig zu urtheilen, dasjenige in der That zu seyn, was man in den Augen rechtschaffener Leute zu scheinen sucht, nicht anders scheinen zu wollen, als was man wirklich ist, und beständig einen gesetzten, gefälligen und freymüthigen Charakter zu haben, welcher sich in allen Umständen eine wahre Hochachtung zu verdienen weis?

Ich will diese Gedanken mit einer vortrefflichen Stelle aus dem Zuschauer beschließen, worinnen er uns einen Menschen, der Religion hat, als einen Mann beschreibt, welcher eben deswegen, weil er Religion hat, in einer sehr hohen Vollkommenheit dasjenige besitzt, was man im gemeinen Leben die Freymüthigkeit und die gute Art nennet:

„Derjenige, der sich aus der Betrachtung die„ses Lebens, als eines ungewissen Dinges, ein „Vergnügen machen, und dafür halten kann, daß

„er

„er durch dessen Endigung einen Vortheil erhalte, „ist auf einem guten Wege, alle Sachen mit ei„ner anmuthsvollen Gleichgültigkeit und solcher „leichten Mühe zu thun, die recht edelmännisch „ist : : : Je tugendhafter ein Mensch ist, desto „näher wird er von Natur der Gemüthsart eines „artigen und angenehmen Menschen seyn. Ein „Mensch, der ein groß Vermögen hat, zeigt etwas „ruhiges in seinem Gesichte, und etwas unverzag„tes in seiner Aufführung, welches derjenige nicht „annehmen kann, der unter Mangel und Elend „liegt. Also verhält sichs auch mit dem Zustan„de des Gemüths. Derjenige, welcher seine Ge„danken durch die immerwährenden Regeln der ge„sunden Vernunft lenkt, hat etwas so unaus„sprechlich angenehmes in seinen Worten und „Werken, daß ihm ein jeder Umstand wohl an„steht : : : Was kann wohl mehr einen Mann „aufgeräumt machen, und, wie wir zu sagen pfle„gen, in beständig guter Laune erhalten, als von „demjenigen beständig unterstützt zu werden, was „ihm niemals fehlen kann, und zu glauben, daß „dasjenige, was ihn betrifft, das beste sey, was „ihm möglicher Weise begegnen könnte, weil es „sonst derjenige, von dem es herrühret, nicht „würde zugelassen haben, daß es ihm jemals be„gegnete.

Zwey und vierzigstes Stück.

Der älteste unter meinen Freunden ist Philet, ein geschickter Rechtsgelehrter, ein rechtschaffener Mann, und, damit ich den vornehmsten Zug zu seinem Gemälde nicht vergesse, ein Kenner der schönen Wissenschaften, und ein witziger Kopf. Ich kenne niemanden, der mit einer solchen Einsicht in die Rechte so viel Geschmack an den Werken des Witzes verbunden hätte. Es ist ihm einerley, ob er ein zweydeutiges Gesetz, oder eine Stelle aus dem Martial erklären soll; und wenn er des Abends, in Gesellschaft seiner Freunde die wunderlichen Klagen eines Poeten beurtheilet: so merken sie es ihm nicht an, daß er sich den Tag über vielleicht bey den Klagen eines Bauern, oder bey den Beschwerden eines Landedelmannes die Zeit hat lang werden lassen. Er bekleidet ein öffentliches Amt, und er verwaltet es mit einer Treue und Klugheit, die ihm Ehre macht. Ein feiner Witz und ein richtiger Geschmack scheinen bey seinem Amte sehr entbehrliche Gaben zu seyn, und die meisten von denen, welche zu dergleichen Bedienungen gezogen werden, hüten sich sehr sorgfältig, mit diesen überflüßigen Eigenschaften groß zu thun. Philet besitzt beyde, und wenn er sich von seinen Amtsgenossen auf eine rühmliche und sichtbare Weise unterscheidet: so machen sich seine Freunde eine Ehre daraus, dieses allein seinem Witze und Geschmacke zuzuschreiben. Er ist unterdessen so höflich, daß

er von seinem Rechte mit seinen Freunden nicht anders redet, als wenn sie es verlangen, ob er gleich nimmer davon redet, daß sie ihm nicht mit großem Vergnügen zuhören sollten. Und er ist viel zu klug, als daß er seinen Amtsgenossen mit seinem Witze beschwerlich werden sollte. Ich weis aber nicht, ob seine gute Absichten ihm bey den letzten auch allemal gelingen. Das weis ich, daß er den Witz überall aufweckt, wo er ihn antrifft, und daß er ihn auch dahin mitbringt, wo er ihn nicht antrifft.

Die meisten von denen, die in einträglichen Aemtern stehen, haben eine Kunst, Geschenke zu fordern, oder anzunehmen. Philet hat eine andere Kunst, die unstreitig viel schwerer ist. Das ist, die Kunst, die Geschenke, die ihm angeboten werden, nicht anzunehmen. Er thut dieses mit einer solchen guten Art, daß diejenigen selbst, die ihn dadurch auf ihre Seite ziehen wollten, nur desto mehr Vertrauen zu ihm bekommen, wenn ihre Sache gerecht ist, und, wenn sie ungerecht ist, sich wenigstens nicht für beleidiget halten. Ich weis, daß er einigemale ohne Unhöflichkeit dergleichen Geschenke nicht ausschlagen können. Er hat sie aber von seinen Clienten nur auf Abschlag angenommen, und sie ihnen an den Gebühren, die er von ihnen fordern konnte, abgerechnet.

Es giebt sehr wenige, die ihren Geschäfften mit solchem Eifer obliegen, als er. Er ist so unermüdet, daß ihn auch seine liebsten Freunde nicht um eine einzige Stunde bringen können, wenn er

sie einmal zur Arbeit bestimmet hat. Er wird ihnen dadurch nur desto schätzbarer, ob er gleich nichts von seinem Werthe bey ihnen verlieren würde, wenn sie ihn auch ganze Tagel genießen könnten. Seine Verrichtungen sind von der Art, daß man ohne ein gewisses Maaß von Unbarmherzigkeit nicht dazu geschickt zu seyn scheint. Er hat es also gelernt, zuweilen unerbittlich zu seyn. Allein, das verhindert ihn nicht, daß er nicht großmüthig und zärtlich seyn sollte. Er ist nur deswegen zu gewissen Zeiten ein harter Mann, weil er ein rechtschaffener Mann ist, und er bleibet auch alsdenn noch ein Menschenfreund, wenn ihm die Erfüllung seiner Pflicht die Nothwendigkeit auferlegt, Klagen anzuhören, ohne sich dadurch von seinem Vorsatze abwendig machen zu lassen.

Wenn die wahre Lebensart in der Kunst besteht, einem jeden nach seinem Stande und Charakter so zu begegnen, daß er mit uns zufrieden ist: so muß man es meinem Freunde einräumen, daß er außerordentlich wohl zu leben weis. Seine Geschäffte nöthigen ihn, mit hunderterley Leuten umzugehen, und er geht auf eine solche Art mit ihnen um, daß sie alle gleich zufrieden mit ihm sind. Er weis sich das Vertrauen der Niedrigen und die Hochachtung der Großen zu erwerben, und er ist noch in keiner Gesellschaft gewesen, wo er nicht gefallen hätte. Da er eine große Fertigkeit erlangt hat, die Gemüther der Menschen kennen zu lernen: so wendet er diesen Vortheil nur dazu an, daß er ihnen angenehm werde. Er ändert seinen Scherz, so oft

er eine Person von einer andern Gemüthsart antrifft, und hat, wie er sagt, einen andern Witz bey seinen Edelleuten, einen andern bey seinen Bauern, einen andern bey den Bürgern, und einen bey seinen Freunden. Dem ungeachtet ist sein Scherz einmal so schön, als das andre. In der Ausführung seiner Entschlüsse ist er gesetzt und beständig. Kein einziger Zufall bringt ihn aus seiner Gelassenheit. Er weis immer Mittel, die Fehler des Glücks oder anderer Menschen wieder gut zu machen, und er fasset seine Entschlüsse keinen Augenblick eher, oder später, als er muß. Diese Leichtigkeit zu handeln verläßt ihn niemals, weder, wenn er einen Scherz fortsetzet, noch wenn er wichtige Absichten zu befördern sucht, deren Erhaltung ihm schwer gemacht wird.

Er ist sehr geübt, das Lächerliche an dem Menschen wahrzunehmen, und er ist eben so geübt, es auf eine solche Weise zu zeigen, daß diejenigen nicht dadurch beleidiget werden, an denen er es zeigt. Er verfolgt die Thorheiten überall, wo er sie antrifft, er verfolgt sie bis in die geheimsten Winkel. Aber wenn sie ihm nicht mehr entwischen können, so giebt er ihnen, daß ich so rede, Quartier, und läßt sie in ihren Winkeln ihres Friedens genießen, wenn sie sich nur nicht wieder hervor wagen. Seine Satyre ist so schön, daß sie den Kennern allemal gefällt, und so richtig, daß diejenigen, die sie treffen soll, es allemal fühlen, daß sie getroffen werden. Ich will diesen Zug nicht weiter ausbilden. Ich möchte meinen Freund sonst kenntlicher ma-

chen, als er zu seyn wünscht. Das einzige will ich noch hinzu setzen: Da er die Gesetze so gut versteht, so weis er auch die Rechte der Satyre vollkommen. Er weis genau, wie weit sich ihre Freyheit erstrecket, und ich ziehe ihn bey meinen Blättern auch aus der Ursache zu Rathe, damit ich sicher seyn kann, daß ich nicht zu unvorsichtig gewesen bin.

Johann Andreas Cramers Betrachtungen über Gott und seine Werke.

Die Erkenntniß Gottes die herrlichste Erkenntniß.

Die Seele, welche glücklich seyn will, muß groß seyn; groß in ihren Wünschen, und damit ihre Wünsche mit der Unendlichkeit ihrer Begierde nach Glückseligkeit übereinstimmen mögen, groß in ihren Gedanken und Erkenntnissen. Weite Aussichten erweitern den Geist, der, je enger der Kreis seiner Einsichten ist, sich auch in einem kleinern Kreise des Vergnügens befindet. Was die Sinne empfinden; was die Ohren hören und die Augen sehen, kann nur so lange groß zu seyn scheinen, als wir nicht die Mängel und Unvollkommenheiten der Dinge erblicken, die uns in Verwunderung setzen. Ihr Anblick tödtet, so zu sagen, die Verwunderung; das Erstaunen stirbt, das Große wird klein, das Erhabene niedrig, so bald die Seele zur Erkenntniß deß, was größer, vollkommener und erhabener ist, empor steiget. So müsse sie denn alle Kräfte ihrer Aufmerksam-

keit

keit und Betrachtung allein auf den richten, dessen Größe die Unendlichkeit ist, und sie müsse nicht eher ruhen, bis sie sich zu der unermeßlichen Vollkommenheit deß aufgeschwungen hat, der über allen Mangel und über alle Schranken erhoben ist! Sie müsse ihre vornehmste Sorge seyn lassen, Gott kennen zu lernen, weil nichts größers ist, als die Gottheit!

Warum sind die Werke Gottes so geschmückt? Warum herrscht in Allem, was wir sehen, eine solche Pracht? Warum begegnen unsern Blicken überall so mannichfaltige und unzählbare Schönheiten, von denen jede immer einen andern und immer eine einen größern Reiz und Glanz hat, als die andere? Warum finde ich, wenn ich nur nicht muthwillig blind seyn will, überall neue Gegenstände der Verwunderung, neue Veranlassungen zum Erstaunen? Darum, daß es meinem Erstaunen über den, der unaussprechlich größer, erhabener und herrlicher ist, als alles, was er meinen Sinnen zu empfinden vergönnet hat, niemals an Nahrung fehlen möge; darum, daß ich sagen könne: Sind die Werke so vollkommen: wie herrlich muß der nicht seyn, der sie gemacht? Ist die Schönheit dessen, was er geschaffen hat, so unermeßlich groß, so ist der unaussprechlich größer, der die Schöpfung mit einem Gedanken umspannt? Hat die Sonne einen Glanz, den meine Augen nicht ertragen können: so darf ich mich nicht verwundern, daß der, der sie angezündet hat, in einem Lichte wohnet, worinn ihn kein Mensch gesehen hat und sehen wird. Sollte er weniger wunderbar

derbar seyn, als das, was seine Hand gebildet hat? Je wunderbarer seine Werke sind, desto mehr muß er selbst mein Erstaunen verdienen. Wären wir fähig, ihn zu fassen, so würde er Gott, oder wir würden nicht Menschen seyn. Von diesem Gegenstande ist nichts wahr, als was uns in ein ewiges Erstaunen setzt.

Ich stehe in der stillen Mitternacht auf, wo die Aufmerksamkeit meines Geistes weder durch das Geräusche der Eitelkeit außer mir, noch durch die Unruhe der Arbeit, der Sorge und der Leidenschaft in mir gestört wird, und verliere mich in dem Anblicke des gestirnten Himmels, wo nun statt einer Sonne am Tage zehntausend und noch mehr Sonnen in einer unermeßlichen Entfernung vor mir angezündet sind! Ein ruhiges, aber fast ein allmächtiges Erstaunen überfällt mich! Welch eine herrliche Offenbarung Gottes! Welch ein Schauplatz seiner Größe! Welches Auge kann ihn fassen! Welch eine Höhe! wenn ich hinauf schaue; welch eine Tiefe, worinnen ich mich selbst kaum gewahr werde, wenn mein Auge aus der Höhe zurück kömmt! Kreise über Kreise von einem Umfange, den vielleicht der erste Engel kaum ausmessen kann! Ohne Ende Sonnen über Sonnen, und ohne Zweifel um sie her Welten, die größer sind, als die Sandkorn von Erde, auf der ich wohne! Was für ungeheure Massen von Licht müssen das seyn, daß noch ein Schimmer von ihnen bis zu meinem Auge herab dringen kann! Welch eine Ordnung und Schönheit, welch eine schnelle Bewegung derselben! Welch eine Entfernung, wor-

innen

innen sich die äußersten Grade der Höhe, der Breite und der Tiefe verlieren! Das ist groß; unaussprechlich groß; das ist der Verwunderung und des Erstaunens würdig! Aber wie viel größer ist der, der sagen kann: Der Himmel ist mein Stuhl, und die Erde meiner Füße Bank. Meine Hand hat alles gemacht, was da ist, spricht der HErr. Wie viel größer der, den aller Himmel Himmel nicht fassen können? Wie viel größer der, der höher, als der Himmel, tiefer, als der Abgrund, länger, denn die Erde, und breiter, als das Meer ist? Wornach messen wir die Größe der Größten unter den Menschen, der Könige? Nach der Größe und der Pracht ihrer Werke, nach den Colossen ihrer Bildsäulen, nach den Steingebürgen ihrer Palläste, nach den meilenlangen Gärten, worinnen sie Flüsse in Becken sammlen, und Wolken gegen Wolken spritzen lassen? Welch eine Kraft haben diese kleinen Werke, uns in Verwunderung zu setzen! Wie groß, rufen wir aus, müssen diese seyn, die sie aufführen! Welche Macht, welche Schätze müssen sie besitzen! Mit welch einer Kraft muß denn nicht der unermeßliche Schauplatz der Natur auf unsere Verwunderung wirken! In welchem Erstaunen müssen wir hier verstummen oder ausrufen: Wie unendlich groß ist der, der sagen kann: Der Himmel ist mein Stuhl, und die Erde meine Fußbank.

Wo können sich also meine Aussichten mehr erweitern; wo kann ich größere Erkenntnisse und Gedanken einsammlen, als in der Betrachtung der

der an Pracht und Gewalt so grenzenlosen Gottheit, um allen Kräften meiner Seele die Stärke zu verschaffen, die mich zum Genusse unendlicher Freuden geschickt machen? Je mehr sich mein Geist auf Erden erweitert; je größer er durch die Betrachtung des Größten hier geworden ist, desto mehr wird er dort fassen können. So will ich denn nun meine Aufmerksamkeit zwischen Gott und der Natur theilen, aber nur, um in dieser, als in einem Spiegel, das Bild des Wesens zu finden, das ich nicht von Angesicht zu Angesicht sehen kann. Ich will die mannichfaltigen Schönheiten und Vollkommenheiten, die durch das weite Gefild der Schöpfung zerstreuet sind, sammeln, und wenn mich ihre unzählbare Menge in Verwunderung setzt, will ich zu mir selbsten sagen, daß sie weniger gegen die Vollkommenheiten ihres Schöpfers, als ein Tropfen gegen das Weltmeer sind! Ich will von ihren herrlichen Eigenschaften alle Endlichkeit und Einschränkung absondern, um einen würdigen Begriff von allen Vollkommenheiten ihres Schöpfers zu erhalten, und wenn meine Verwunderung über ihre Herrlichkeit durch die Entdeckung ihrer Mängel und Unvollkommenheiten vermindert worden ist, will ich ausrufen! Ist die Schöpfung mit allen ihren Mängeln so schön: wie groß und bewundernswürdig ist der, dessen Herrlichkeit ohne Flecken, reiner als das Licht und heller als die Sonne ist! Ich will dich erhöhen, mein Gott, du König, und deinen Namen immer und ewig loben. Ich will dich täglich loben, und deinen Namen immer und ewig rühmen. Ich

will reden von deiner herrlichen schönen Pracht und von deinen Wundern, daß man deine große Güte rühme und deine Herrlichkeit erzähle. Mein Mund soll des HErrn Lob sagen, und alles Fleisch lobe seinen Namen immer und ewiglich!

Die Glückseligkeit derer, die Gott zu kennen suchen.

Wie hoch sollten wir nicht die Glückseligkeit schätzen, daß wir fähig sind, Gott zu erkennen und zu lieben; daß wir durch die ganze Einrichtung unser Natur gleichsam genöthiget werden, uns nicht, gleich den Thieren bloß auf den Genuß des kurzen sinnlichen Vergnügens einzuschränken; daß es, je länger es genossen wird, immer mehr von seinem Reize verliert; daß wir, je mehr sich unsere höhere Kräfte entwickeln und ausbilden, immer unzufriedener werden müssen, je weiter wir uns von dem Besitze des Besten und Vollkommensten entfernt sehen! Es ist die erhabenste Beschäfftigung des Menschen, Gott zu erkennen, aber was noch mehr ist, auch die seligste. Je näher wir dadurch unsrer wahren Würde kommen, desto näher kommen wir auch durch seine Erkenntniß unsrer einzigen wahren Wohlfahrt. Wenn schon die Wahrheiten, welche uns mit endlichen und eingeschränkten Dingen bekannt machen, eine fast unbeschreibliche Anmuth für unsern Geist

haben:

haben: können denn wohl diejenigen weniger gewähren, welche das Wesen der Wesen, die Quelle und den Ursprung alles dessen angehen, was unsre Aufmerksamkeit und Betrachtung an sich zieht?

Dieß sind Wahrheiten, die uns nur so lange nicht rühren, so lange wir mehr Thiere, als Menschen sind; so lange die Vernunft ihre Stimme vergebens erhebt, weil sie von der Sinnlichkeit übertäubt wird; so lange wir das Auge, den Geschmack, das Ohr, und die körperliche Empfindung für die einzigen Wegweiser zum Vergnügen halten, ob sie uns gleich zu keinen andern Freuden führen, als zu solchen, die eben so geschwind verwelken, als sie aufblühen.

Wo wir Vollkommenheiten finden, finden wir Freude. Bloß ihr Anblick ist genug, die Seele aufzuheitern; man fängt das Gute schon an zu genießen, wenn man es nur kennt. Woher käme der angenehme Eindruck, welchen die Erzählungen von den großen Eigenschaften und Tugenden längstverstorbener Menschen auf uns machen, bey denen wir auf keine persönlichen Vortheile und Wohlthaten rechnen können? Es ist schon genug, zu wissen, daß etwas schön und herrlich sey, um sich darüber zu freuen. Unzählbare Schönheiten können nicht einmal anders genossen werden, als durch Vorstellung derselben: ihre Erkenntniß ist auch Genuß. Wie kann ich den nächtlichen Himmel in seiner Pracht; wie kann ich die meisten Schönheiten der Natur, wie kann ich die Ordnung, die Uebereinstimmung und Kunst in allen ihren Werken anders genießen, als daß ich sie betrachte!

Welche Glückseligkeit muß es denn nicht seyn, den Vollkommensten auch nur zu kennen!

Die Freude ist die natürliche Frucht des Vollkommenen, und es giebt keine andere Quelle unsres Verdrusses, als der Mangel desselben. Was uns angenehm seyn soll, muß uns wenigstens vortrefflich zu seyn scheinen; mit dem Scheine desselben verschwindet auch seine Anmuth. Die Gränzen von der Güte und Schönheit eines Gegenstandes sind die wahren Gränzen unsers Vergnügens darüber. Nur darum, weil wir diese Gränzen nicht immer sehen, oder sie verkennen, legen wir tausend kleinen und eiteln Vergnügungen einen höhern Werth bey, als sie haben. Je mehr wir an einem uns angenehmen Gegenstande Vollkommenheiten entdecken; je vortrefflicher er nicht allein wegen der Menge, sondern auch wegen des hohen Grades seiner Vorzüge ist, eine desto größere und lebhaftere Freude wird er uns verursachen, wenn wir sie kennen! Was für ein Strom von Entzücken muß sich denn nicht in unsre freudenbegierigen Seelen ergießen, wenn wir das Wesen kennen, welches die ewig unerschöpfliche Fülle aller Vollkommenheit und Schönheit ist? Oder wird man vielleicht aus der Quelle selbst seinen Durst nach Vollkommenheit und Freude löschen können, wenn man sich schon in einem kleinen davon abgeleiteten Bache erquicken kann? Aber Gott kennen, heißt freylich nicht einige Wahrheiten von ihm in seiner Kindheit mit Mühe und Verdruß ins Gedächtniß verwahret zu haben, ohne zu verstehen, welche Schätze man besitze, ohne über sein majestätisches

Wesen, über seine unendlichen Eigenschaften und den deutlichen Abdruck derselben in seinen Werken nachzudenken, ohne seine Vorstellungen von ihm zu der Deutlichkeit, Richtigkeit, Gewißheit und Lebhaftigkeit zu bringen, die sie haben sollen. Ein Vergnügen, das vornämlich den Verstand angeht, kann nicht ohne den gehörigen Gebrauch desselben genossen werden; noch vielweniger kann die Erkenntniß des höchsten und besten Wesens die Seele aufheitern, wenn sie sich selbst ohne Aufhören diesem glanzreichen, wohlthätigen und begeisternden Lichte entzieht.

Wir freuen uns über einen weisen und mächtigen Mann, und unsre Freude ist um so viel lebhafter, je edler der Gebrauch seiner Macht ist, und je mehr wir Beweise seines ausnehmenden Verstandes in seinen Werken entdecken, selbst wenn wir in keiner solchen Verbindung mit ihm stehen, daß wir von dem weisen und edlen Gebrauche seiner Macht einigen Nutzen für uns erwarten könnten. Unsre Seele ist so gebildet, daß sie eine Macht, die Vollkommenheit hervorbringt oder befördert, und eine Weisheit, die nützliche Entwürfe macht und glücklich ausführt, in allen ihren Unternehmungen nach vortrefflichen Absichten und Regeln handelt, mit Freuden bewundern wird. In welchem Widerspruche mit ihrer eigenen Sehnsucht nach Vergnügen und mit ihrer ganzen Bestimmung müßte sie nicht stehen, wenn sie gegen die Vorstellung der vollkommensten Macht und den Anblick einer Weisheit, gegen welche die Klugheit aller Erschaffenen in ein unmerkliches Nichts verschwindet, unempfindlich bleiben; wenn sie nicht dadurch zum

Gefühle der lebhaftesten Freude erhoben werden könnte?

Jedoch alles, was vollkommen und schön ist, verursachet uns um so vielmehr Vergnügen, je mehr es zu unsrer eignen Vollkommenheit beyträgt. Wenn es seine wohlthätigen Wirkungen bis auf mich erstrecket, so sehe ich es nicht als ein Gut an, sondern als mein Gut. Ich preise ein jedes Volk glücklich, welches einen weisen und gütigen Beherrscher hat. Ich kann mich darüber freuen, wenn ich auch nicht zu seinen Unterthanen gehöre. Aber wenn er mein Beherrscher ist; wenn ich die Früchte seiner vortrefflichen Anstalten genieße; wenn ich mich als ein Augenmerk seiner väterlichen Sorgfalt betrachten kann; wenn ich durch seine Gesetze und Unternehmungen glücklich werde, wie viel größer ist nicht meine Freude? Wie viel mehr wird mich nicht alles rühren, was ich von ihm höre oder sehe? O wie selig bin ich denn nicht, daß ich Gott kenne! Er, das Urbild aller Vollkommenheit und Schönheit, die immer überfließende Quelle alles Guten, er ist mein Gott! Er ist nicht ein Wesen, das mich etwa nichts weiter angeht, als daß mir der Anblick seiner Herrlichkeit vergönnet ist; er ist ein Gut, das mein Gut, meine Ehre und die immer wirksame Ursache meiner Freude und Glückseligkeit ist; er ist mein Gott. Wenn irgend eine Traurigkeit meine Seele überfällt, und ich überwältige die Empfindung derselben nicht; wenn ich mich beklage, daß ich keine Freude habe, weil diese oder jene Wünsche meines Herzens nicht befriediget werden: Bin ich zu

bedau=

bedauren? Habe ich es nicht mir zuzuschreiben, daß meine Seele finster ist? Wenn sich auch die ganze Welt in eine freudenleere Einöde für mich verwandelte; wenn für mich der Himmel keine Pracht, die Sonne kein Licht, die Natur keine Güter hätte! Gäbe es darum kein Vergnügen für mich? Stehet mir nicht immer die reichste Quelle desselben offen? Kenne ich Gott nicht, und ist nicht Gott, das vollkommenste, beste und herrlichste Wesen, mein Gott?

Hochachtung, Ehrerbietung, Bewunderung, Liebe, Zärtlichkeit, Vertrauen und Hoffnung sind die angenehmsten Bewegungen, welcher ein vernünftiges Wesen fähig ist. Das Vergnügen, welches sie der Seele geben, ist zwar von einer ruhigern und sanftern Art, als das Vergnügen der Sinne; aber wenn es nicht, wie dieses, berauscht, so verschwindet es auch nicht so schnell, wie die Trunkenheit desselben; es ist nur edler und dauerhafter, weil es geistiger ist. Ein Gemüth kann nicht elend seyn, welches sich von diesen Empfindungen begeistert fühlt, wenn nur der Gegenstand derselben Vorzüge genug hat, sie zu erwecken und zu unterhalten. Muß darüber nicht der Verstand entscheiden? Kann ich etwas achten, bewundern und lieben, ohne es zu kennen? So bald ich seine Vorzüge einsehe, so bald empfinde ich Achtung und Liebe gegen dasselbe, und alles Vergnügen, welches aus diesen Bewegungen des Gemüths entspringt. Ich werde mich also gewiß freuen, wenn ich an Gott denke, und mich mit der Betrachtung seiner Vortrefflichkeit beschäfftige.

Ich werde mich unaussprechlich freuen, weil ich unaussprechliche Vorzüge an ihm entdecken werde. Ich werde zu der äußersten Hochachtung, zur höchsten Bewunderung, zur feurigsten Liebe, zur innigsten Zärtlichkeit gereizt werden. Ihre Empfindungen werden alle andere Empfindungen verdunkeln; ich werde ganz mit Vertrauen und Zuversicht erfüllt seyn; meine Seele wird sich zu den erhabensten und größten Hoffnungen erweitern. Kann ein Mensch sich in einem glücklichern Zustande befinden? Kann er nichts mehr wünschen, als so glücklich zu seyn, so kann es auch keine seligere Beschäfftigung geben, als die Erkenntniß Gottes.

Wie unruhig ist ein gutgearteter Mensch, wenn er einem Unbekannten große Wohlthaten schuldig ist! Wie unvollkommen ist die Freude über das Gute, das er ihm zu danken hat! Wie brennt er vor Verlangen, ihn kennen zu lernen! wie groß ist sein Entzücken nicht, wenn er ihn endlich ausgeforscht hat! Das Vergnügen über Wohlthaten kann groß seyn, wenn große Bedürfnisse dadurch befriedigt werden; aber größer wird bey einem jeden Gemüthe, das edler Empfindungen fähig ist, die Freude über die Wohlthäter selbst seyn. O Gott, welche Seligkeit ists, dich zu erkennen! Wie viel fehlte dem Vergnügen über deine Geschenke, wenn ihm das Entzücken über den Geber fehlte!

O wie selig bin ich, daß ich den Einzigen kenne, der alle Vollkommenheiten besitzt, und unter ihnen nicht einen Vorzug, dessen Kenntniß mir

nicht unaussprechliche Freude gewährt! Weil ich Gott kenne, so weis ich, daß ich kein Werk eines unweisen und blinden Zufalls bin. Ich weis, daß ich mein Daseyn, meine ganze Natur, alle ihre Kräfte, alle meine Fähigkeiten einer unendlichen Güte zu danken habe; daß meine Bestimmung keine andere, als die Bestimmung glücklich zu seyn, und immer glücklicher zu werden sey; daß das beste Wesen mich nicht zum Elende erschaffen haben könne. Weil ich Gott kenne, so weis ich, daß die weiseste und gütigste Vorsehung alles regiert; daß ich zwar kaum den Anfang ihrer Werke verstehe, aber doch schon deutlich genug einsehe, daß, wenn der Anfang desselben so herrlich ist, der Fortgang desselben noch herrlicher seyn müsse. Weil ich Gott kenne, so weis ich, daß er, wie David sagt, überall seine Hand über mich hält. Wer kann mir schaden, wenn er mir nicht schaden will? Der HErr ist mein Licht und mein Heil, für wem sollte ich mich fürchten? Der HErr ist meines Lebens Kraft, für wem sollte mir grauen? Was kann ich nicht von dem Besten erwarten? Was kann ich nicht von dem Unendlichen hoffen? Giebt es wohl noch angenehmere Gedanken, Vorstellungen, die mehr Kraft hätten, als sie, die Seele zu beglücken? Und entspringen sie nicht aus der Erkenntniß meines Gottes?

Keine Freude ist göttlicher, als die aus seiner Erkenntniß entspringt; denn keine ist der Seligkeit, die er selbst empfindet, ähnlicher, als sie. Woraus entspringet seine Seligkeit, als aus dem vollkommnen Bewußtseyn, das er ewig von sei-

nen majestätischen und unendlichen Vollkommenheiten hat; daß er nichts will, und nichts thun kann, als was ihnen und der Hoheit seines Wesens anständig ist; daß niemand, als er selbst, sein unendliches Wohlgefallen verdient? Darum ist er vollkommen; darum ist er ewig selig. Ich nehme also Theil an seiner Seligkeit, wenn ich ihn kennen lerne; ungeachtet meiner Endlichkeit und Einschränkung genieße ich eine göttliche Freude, und je vollkommener meine Erkenntniß meines Gottes wird, desto seliger muß ich werden; denn bey ihm ist die lebendige Quelle, und in seinem Lichte sehen wir das Licht.

Heißt deswegen nicht die Erkenntniß Gottes in seinem Worte das ewige Leben? Versichert es nicht der, der die Wahrheit selbst ist: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Was ist das ewige Leben, als die ewige Seligkeit? Wenn ich ihn nicht kenne, was für wahre Freude kann ich denn hier hoffen und dort genießen? Der Mangel seiner Erkenntniß ist der ewige Tod; wenn ich sie entbehre, so entbehre ich den Himmel. Wenn ich sie verliere, so verliere ich ein Leben voll immer dauernder Freuden. Die Erkenntniß Gottes hier im Spiegel seiner Werke ist der Anfang, und die Erkenntniß dort von Angesicht zu Angesicht ist die Vollendung unsrer Seligkeit: Das ist, Vater, das ewige Leben, daß wir dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.

Ueber die Absichten in der leblosen Körperwelt.

Wo Verhältniß und Uebereinstimmung ist; wo wir in der Verbindung und Folge der Dinge nebeneinander und aufeinander eine solche Anordnung entdecken, nach welcher die Beschaffenheit des einen immer durch das andere, um eines gewissen Nutzens willen, bestimmt und eingeschränkt wird: da erkennen wir Endzwecke, und Endzwecke lassen sich ohne ein verständiges Wesen nicht denken. Wir erkennen aus dem Gebrauche eines Kunststückes seine Absicht, und aus der Absicht den Künstler. In einem Gebäude erblicken wir eine Verbindung mannichfaltiger Theile miteinander. Es sind Oeffnungen darinnen, damit das Licht hineindringen möge; diese Oeffnungen sind mit einer durchsichtigen Materie verschlossen, damit der Einfluß der Luft zurück gehalten werde; wir sehen Treppen angelegt, um von den untern Zimmern in die obere Abtheilungen des Gebäudes zu kommen; diese Treppen bestehen aus Stufen von einer gewissen bestimmten Höhe, damit man auf denselben ohne Ermüdung hinaufsteigen könne. Alle Zimmer sind von einander abgesondert, und doch können wir vermöge ihrer Einrichtung aus einem in das andere kommen; jedes hat seine eigene Anordnung und Beschaffenheit nach dem Gebrauche, dazu es bestimmt ist. Der Gebrauch eines jeden

war die Absicht und zugleich die Regel, nach der es angelegt wurde. Diese Absicht, die sehr mannichfaltig und zusammengesetzt seyn kann, ist der Mittelpunkt, worauf sich alles in dem ganzen Gebäude bezieht. Wir sehen in verschiednen Zimmern an der Decke Leuchter aufgehängt, und wenn es Nacht wird, Lichter darauf angezündet, und wir sagen, es geschehe darum, daß die Zimmer erleuchtet werden mögen. Das ganze Gebäude ist so eingerichtet, daß ein Hausvater mit seiner Familie vergnügt darinnen wohnen, im Sommer sich darinnen vor der Hitze und im Winter vor der Kälte verwahren, und seine verschiednen Geschäffte mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit, wo er will, verrichten kann. Diesen Nutzen des Gebäudes nennen wir die Absicht desselben, und nach der Beschaffenheit dieser Absicht und ihrer Ausführung beurtheilen wir den Baumeister. Ein Mensch würde für wahnwitzig erklärt werden, wenn er uns überreden wollte, entweder dieß Gebäude wäre von ungefähr entstanden; die Steine, aus denen es zusammen gefügt ist, die Balken, die Säulen, die so ordentlich mit einander verbunden sind, hätten sich durch eine innere Nothwendigkeit ihres Wesens getrieben, oder versammelt, durch einen blinden Zufall mit einander vereinigt, ein so regelmäßiges Gebäude aufzuführen; oder es wäre zwar von einem Baumeister aufgeführet worden, aber er hätte bey der Erbauung desselben gar nicht die Absicht gehabt, es zu einer bequemen, gesunden und anmuthigen Wohnung einzurichten; er hätte nach gar keiner Regel, nach keinem Entwurfe und Risse gearbei-

arbeitet; er hätte gerade zur Zeit des Baues in einem hitzigen Fieber gelegen, wo er seiner Sinne und seiner Vernunft beraubt, zu gar keiner Ueberlegung fähig gewesen wäre. Auf diese Weise wäre das Gebäude fertig geworden, würdig eines großen und sehr verständigen Baumeisters, bequem zur Wohnung, zum Nutzen und Vergnügen eines Hausvaters mit seiner Familie, ohne daß der, der es aufführte, ein einzigesmal daran gedacht hätte, es zu dieser Arbeit geschickt zu machen.

Was ist die ganze Welt, wenn wir die Menschen, die Thiere und Thierpflanzen, worinnen auch Seelen, obgleich Seelen von der niedrigsten und unvollkommensten Art zu wohnen scheinen, davon absondern, als ein großes, bequemes, schönes, angenehmes und prächtiges Gebäude für unzählbare Gattungen unzählbarer lebendiger Geschöpfe? Wie die Häuser nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihrer Bewohner willen da sind, so verhält es sich auch mit dem ganzen Weltgebäude, das keine eigne innere Vollkommenheit hat, sich nicht auf sich selbst bezieht, nicht um seinetwillen, sondern theils um der Lebendigen willen da ist, theils zur Entdeckung und Verherrlichung der unendlichen Eigenschaften ihres Urhebers für diejenigen dient, welche seiner Erkenntniß fähig sind. Wer kann läugnen, daß alles darinnen nach Absichten und Endzwecken geordnet und eingerichtet ist. Ist das Licht der Sonne nicht darum in eine so ungeheure flammende Kugel zusammen gesammelt, damit sie alle Gegenden der Welt erleuchten, erwärmen und beleben könnte! Richtet sich nicht ihr bestimmter

Abstand

Abstand von der Erde nach den verschiedenen Absichten, die wirklich dadurch erreicht werden? Warum hat sie diese und keine andere Größe, als damit jedes Geschöpf durch sie erquickt, und der Erdboden mit einer angenehmen und fruchtbaren Wärme durchdrungen werden möchte? Wäre sie in einem gleichen Abstande von uns größer: so würde die Glut ihrer gewaltigen Flammen alles verzehren; wäre sie in eben derselben Entfernung von der Erde kleiner: so würden alle Lebendigen vor Kälte erstarren; alle Brunnen, Flüsse und Seeen würden zu einem ewigen Eise gefrieren, und ein immerwährender Winter würde die Natur aller Schönheit, Pracht und Fruchtbarkeit berauben. Eben diese Wirkungen würden erfolgen, wenn zwar die Größe der Sonne unverändert bliebe, ihre Entfernung aber verändert würde. Diese Größe, diesen Abstand hat sie nun seit Jahrtausenden; sie ist weder größer noch kleiner geworden, und wenn es gleich wahrscheinlich ist, daß sie seit der Zeit ihres Daseyns verschiedene Veränderungen erlitten hat, so haben sie doch in ihrem Verhältnisse gegen die Erde und den darinnen gegründeten wohlthätigen Wirkungen derselben nichts verändert. Sie hat sich nicht von uns entfernt; sie ist uns auch in einem so langen Zeitraume, als die Zeit ihres Daseyns begreift, nicht so viel näher gekommen, daß wir von ihrer Annäherung gefährliche Folgen zu fürchten hätten. Noch wird es nach einerley Gesetzen Tag und Nacht; noch wird die Erde nach einerley Regeln um sie her bewegt; noch nimmer hat sie die Laufbahn verlassen, in welcher sie diesem

sem majestätischen Gestirne, dieser Quelle des Lichts, der Wärme, der Fruchtbarkeit und des Lebens bald näher ist, bald weiter von ihm absteht, und stuffenweise eine Jahrszeit nach der andern hervorbringt, damit sie überall von Lebendigen bewohnt werden könne. Wer sieht nicht in dieser wundervollen Einrichtung vielerley wichtige Absichten vereinigt, die alle in einem allgemeinen letzten Endzwecke, in der Erhaltung und Wohlfahrt aller Lebendigen, als in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zusammen treffen? Wer kann nicht aus diesem einzigen Endzwecke vollkommen begreifen, warum die Sonne in ihrem Abstande von der Erde weder größer noch kleiner ist; warum sie eben diesen Abstand von uns einnimmt, und keinen andern; warum sich ihr die Erde bis auf einen gewissen Punkt nähert, ohne einen Schritt weit über ihn hinaus zu schweifen; warum sie, wenn dieser Punkt erreicht ist, gleich wieder zurück kehrt, damit ihre verschiedene Theile mit ihren Bewohnern zu allen Zeiten gleichartige Veränderungen erfahren mögen? Erkläret nicht dieser einzige Endzweck den regelmäßigen Anfang und Untergang der Sonne, wodurch der Arbeit und Ruhe der Lebendigen ihre bestimmten Zeiten angewiesen werden? Weder der Sonne noch der Erde kann etwas daran gelegen seyn, daß sie so und nicht anders beschaffen sind, als sie sind, da sie kein Leben, kein Bewußtseyn, keine Empfindung von Lust und Schmerz haben. Sie verlöhren und gewönnen nicht, wenn ihre Beschaffenheit und Gestalt und Einrichtung ganz anders wäre. Wären sie anders gestaltet, größer, kleiner, näher bey

einander oder entfernter von einander; beobachteten sie in ihren Bewegungen und Veränderungen keine bestimmten Regeln und Gesetze; so verlöhren sie vielleicht alle ihre Schönheit; allen Nutzen, den sie nur haben; aber nicht für sich, weil sie keines Gefühls ihrer Vollkommenheiten fähig sind, sondern bloß für die Lebendigen. Was ist denn klärer und unläugbarer, als daß sie bloß in Absicht auf die Lebendigen das sind, was sie sind?

Unstreitig ist der menschliche Verstand viel zu eingeschränkt, als daß er alle Absichten der Natur ergründen könnte. Allein wie viele muß ich nicht entdecken, wenn ich nur sehen, wenn ich nur einige Aufmerksamkeit brauchen will. Ich kenne die Natur des Lichtes nicht. Ist es ein flüßiges Wesen, welches uns und die ganze Erde umströmt, und um von uns empfunden zu werden, nur durch die Sonne oder andere flammende Körper erschüttert werden darf? Oder ist es das Feuer selbst, das uns durch den Ausfluß seiner unendlich feinen Theile in einer gewissen Entfernung von uns mit einem sanften Schimmer erleuchtet, wie es uns in einem kleinen Abstande verbrennen würde, wenn seine Theile dichter beyeinander wären, und deswegen mit einer größern Heftigkeit wirkten? Alles das weis ich nicht. Aber warum hat es eine so unbegreifliche Geschwindigkeit und Beweglichkeit auf allen Seiten, als daß unzählbare Gegenstände auf einmal unzählbaren Augen sichtbar werden möchten? Ist der Flug seiner Stralen nicht darum so schnell, damit wir in Geschwindigkeit auch die allerentferntesten Körper wahrnehmen können?

War-

Warum sind die Theile desselben so unendlich fein, als in der Absicht, auch in den unaussprechlich kleinen Augen die Bilder der Dinge sichtbar zu machen, die sie sehen müssen, um ihre Bestimmung zu erfüllen? Warum sind sie nicht dichter beysammen, sondern so sehr auseinander zerstreuet, als in der Absicht, um uns weder durch ihren Glanz zu verblenden, noch durch ihre mächtige Hitze zu beleidigen? Warum brechen sie sich auf eine so mannichfaltige Weise, als in der Absicht, uns die verschiednen Gegenstände des Gesichts richtig von einander unterscheiden zu lassen? Warum bestehet jeder Stral des Lichts aus verschiedenen Farben, als darum, daß die nach der verschiednen Bildung ihrer Theile das Licht auf eine verschiedene Weise auf unser Auge zurück werfen, und uns mit verschiednen Farben geschmückt erscheinen mögen? Wie viele Absichten, die sich alle in der Wohlfahrt und dem Vergnügen der Lebendigen vereinigen, sich alle darauf, als auf einen letzten Endzweck beziehen? Was wäre uns das Leben nütze, wie viele Quellen von Freuden würden uns versiegen; wie klein und enge würde der Kreis unsrer Geschäffte und Verrichtungen seyn, wenn wir in beständiger Nacht und Finsterniß sitzen müßten?

Die Luft ist uns so unentbehrlich, als das Licht! Wer kann so blind seyn, und die Absichten dieses Elements verkennen? Warum ist diese feine alles durchdringende Materie so durchsichtig, als daß sie zum freyen und ungehinderten Durchgange der Lichtstralen, auch von den entferntesten Gestirnen, geschickt

geschickt seyn möchte? Wie nöthig ist sie zum Leben und Odemholen aller Lebendigen; wie nöthig zur Bewegung aller fliegenden und schwimmenden Thiere; wie nöthig zur Ausbreitung des Schalles, zum Gleichgewichte der Erde gegen die übrigen Weltkörper, zur Erzeugung des Thaues, des Regens und der Winde; wie nöthig, die Erde fruchtbar zu machen, das Wachsthum der Pflanzen zu befördern, und die aufsteigenden faulenden und giftigen Dünste durch ihre Erschütterung zu zerstreuen! Wie unzählbar sind die Vortheile, welche besonders das menschliche Geschlecht der Luft und dem Winde schuldig ist, und wir könnten in diesem mannichfaltigen Nutzen die Absicht dieser feinen, flüßigen, durchsichtigen Materie verkennen, die so leicht ist, und doch durch die Art ihrer Schwere und ihres Druckes so viele ungeheure Körper in einer beständigen Verbindung erhält?

Der Nutzen des Wassers ist weder geringer, noch unentbehrlicher. Niemand kann läugnen, daß es nach gewissen und weisen Regeln des Gleichgewichtes zum Vortheile aller Lebendigen auf dem ganzen Erdboden vertheilt sey. Ein Meer hält das Gleichgewicht gegen das andere, und jedes ist so reich, daß es überall Ausdünstungen genug giebt, die Wolken anzufüllen, gegen Norden die Kälte der Luft, und gegen Süden die Hitze derselben zu mildern, überall das Erdreich mit dem nöthigen Thaue oder Regen zu erquicken, die Fruchtbarkeit desselben zu vermehren, und aus seinem unerschöpflichen Schatze die Quellen, Bäche und Flüsse mit frischem Wasser reichlich zu versorgen. In der

Mitte der Erde, unter der Linie ist die größte Sammlung von Wasser, als gegen Norden, und in welcher Absicht? Offenbar darum, weil wegen des geraden Falles der Sonnenstrahlen die Erde in Gefahr wäre, von ihren Flammen entzündet zu werden, wenn nicht dadurch ihre Kraft geschwächt würde. Auch gegen den Nordpol zu ist mehr Wasser als Land, damit durch die Ausdünstungen desselben die Heftigkeit der Kälte vermindert werde, und die Erde auch bewohnbar bleiben möchte. So hat das Meer gegen Süden mehr Salz, als gegen Norden, und in welcher Absicht? Offenbar darum, weil es gegen Süden mehr in Gefahr ist, in Faulniß zu gerathen, als gegen Norden. Wie vielerley Absichten, die alle in dem Besten der Lebendigen gegründet sind.

Wer kann die Weisheit und Kunst genug bewundern, die überall aus der Anlage und Einrichtung des ganzen Erdbodens hervorleuchtet! die Gestalt derselben ist beynahe der Figur einer Kugel gleich. In welcher Absicht? Damit sie überall von Lebendigen bewohnt werden könnte. Diese Absicht könnte nicht erreicht werden, wenn sie nicht überall Wärme und Licht genug hätten; wenn nicht überall das Wasser auf eine leichte und hinlängliche Weise vertheilt werden könnte; wenn die Winde gehindert würden, überall die zuträglichste Bewegung für die Erde zu haben. Könnte wohl zur Erhaltung aller dieser Endzwecke eine Figur bequemer seyn, als diejenige, die sie hat? Wärme und Licht, diese beyden großen Vortheile aller Geschöpfe werden dadurch auf der ganzen Erde gleich

vertheilt, und ohne diese Bildung derselben würde der bewundernswürdige Wechsel von Tag und Nacht, von kalter und heißer, trockner und nassen Witterung unmöglich seyn. Wäre sie viereckigt, cylindrisch, würfelförmig, oder von einer andern eckigten Figur, so würde ein Theil der Erde, und zwar der größte, ganz von Wasser überschwemmet, und der andere ganz trocken seyn; einigen Gegenden würde alle heilsame Erschütterung des Windes fehlen, und in andern würde durch einen ewigen Sturm alles verwüstet werden. Betrachten wir die Beschaffenheit der ungeheuren Masse, aus welcher diese schöne, reiche und prächtige Wohnung aller Lebendigen erbaut ist: welche Ursachen zur Bewunderung der vollkommensten Weisheit! Wäre sie weicher und schwammigter, als sie ist: so würden sie darauf versinken. Wäre sie fester, härter und undurchdringlicher: wie könnte sie bearbeitet werden, und so mannichfaltige Kräuter, Wurzeln, Pflanzen und Bäume erzeugen und ernähren! Der Erdboden besteht aus verschiedenen ordentlich liegenden Strichen und Gängen verschiedener Mineralien, Metallen und Erdarten. Wem können die mannichfaltigen Vortheile unbekannt seyn, die besonders die Menschen dadurch erhalten? Woher empfiengen die Lebendigen das süsse Wasser, dessen sie zum Leben, zur Erquickung und Wohlfahrt so sehr bedürfen, wenn es nicht durch die Lagen von Sand, die wir tief in der Erde entdecken, geläutert, und, so zu sagen, filtrirt würde? Wir sehen auf der Oberfläche derselben eine bewundernswürdige Abwechslung von

Ebnen,

Ebnen, Thälern, Hügeln und Bergen! Wie sichtbar sind die Endzwecke derselben! Wenn der Erdboden überall eine gleiche und glatte Ebne wäre: wie viel würde er von seiner Anmuth und Schönheit verlieren? Wie viel gesünder ist er nicht bey dieser Abwechslung von Bergen und Thälern; wie viel bequemer zur Wohnung von vielerley Arten von Lebendigen; wie viel geschickter vielerley Arten von Pflanzen und Gewächsen zu erzeugen! Gäbe es keine Berge, so würden weniger Menschen und Thiere auf der Erde wohnen können; wir würden weniger Pflanzen, Kräuter und Bäume, wir würden keine Mineralien und Metalle haben; es würde uns an Quellen und Flüssen gebrechen; und was könnte die aufsteigenden Dünste verhindern, sich zu zerstreuen, und gegen Mitternacht und Mittag zu verfliegen; was könnte sie zusammen halten und verdicken, wenn es nicht die hohen und spitzigen Gebürge thäten, die von Morgen gegen Abend laufen, und sich durch so große und weitläuftige Länder erstrecken? Wer muß nicht gestehen, daß die ganze Anlage, Figur, innre und äußere Beschaffenheit der Erde nach den weisesten Gesetzen veranstaltet und eingerichtet sey, und zwar nach Gesetzen, welche sich alle auf die Lust und Glückseligkeit der Menschen beziehen? Kann man sich wohl eine größere Thorheit denken, als die Einbildung, daß alles das von ungefähr so sey, wie es ist? Es gehört bey den Menschen Verstand und Scharfsinnigkeit dazu, in die Absichten der Natur einzudringen, und das ewige nothwendige Wesen, von dem alles ist, sollte eine blin-

de unverständige Ursache seyn, die ihre Thätigkeit ohne Absicht, ohne Regel und Entwurf geäußert hätte! Kann man sich eine größere Thorheit denken, als eine solche allen Sinnen und aller Erfahrung so sehr widersprechende Einbildung?

Entweder die erste, nothwendige, ewige und selbstständige Ursache aller Dinge ist ein verständiges Wesen, welches nach Absichten und Regeln in allen seinen Handlungen verfährt, oder wir müßten wider unsre Sinne und Erfahrungen, wider die ganze innerliche Einrichtung unsers Verstandes annehmen, daß alle einzelnen Dinge und Elemente, aus denen die Welt besteht, Verstand hätten, sich ihrer selbst bewußt wären, und mit Ueberlegung und Wahl wirkten. Die Sonne müßte beschlossen haben, keine andere Bewegung, Lage und Figur, und Beschaffenheit zu haben, als diejenige, welche mit den Wirkungen und Absichten übereinkömmt, die dadurch erreicht werden. Eben dieses müßte von dem Lichte, der Luft, dem Feuer, dem Wasser, dem ganzen Erdboden und allen seinen verschiedenen Theilen behauptet werden. Man müßte noch mehr annehmen, und glauben, alle diese körperlichen Dinge kennten einander, hätten sich mit einander verabredet, eins um des andern willen so zu seyn, als jedes ist, und zwar nicht um ihres eigenen Vortheils und Nutzens willen, weil sie keiner Empfindung von Vergnügen, Lust und Glückseligkeit fähig sind, sondern bloß zum Besten ihrer lebendigen Bewohner. Man müßte glauben, sie hätten beschlossen, hätten sich mit einander verstanden, so zu seyn, als sie sind, ohne

zu wissen, daß es jemals Lebendige geben würde; diejenige, deren Anfang wir kennen, hätten, ehe sie waren, den Verstand und Vorsatz gehabt, wenn sie nun entstünden, eben so beschaffen zu seyn, als die ihnen ähnlichen Dinge vor ihnen waren, und eben so, wie sie, mit dem Besten der Lebendigen zu harmoniren, und die allgemeine Uebereinstimmung zu erhalten. Tausend solche Ungereimtheiten und Widersprüche müßte der Unglückliche glauben, der so unsinnig seyn, und keine erste, nothwendige, ewige und verständige Ursache aller Dinge verehren und anbethen wollte. Er müßte annehmen, daß alles, was wir kennen, einen Anfang, keinen innern nothwendigen Grund seines Daseyns und seiner Beschaffenheit habe, leblos, ohne Bewußtseyn und Empfindung, blind, unverständig und unfähig zu einer Wahl und Ueberlegung sey, und dennoch auch in seinen Eigenschaften und Kräften und ihren gesammten Wirkungen und Veränderungen, Verstand, Ueberlegung, Wahl und Klugheit äußere. Wenn ein Mensch im Ernste so verkehrt denken könnte: wie zerrüttet müßte nicht sein Verstand seyn, welch ein Chaos verwirrter, grundloser und sich selbst widersprechender Vorstellungen und Gedanken?

Nein, das ewige Wesen, welches alle Dinge erschaffen hat, ist verständig, und wer kann mit seiner Vorstellung die Höhe seiner Weisheit erreichen? Welch ein Schauplatz der schönsten Harmonie und Ordnung sind nicht alle seine Werke, und welch ein weitläuftiger und unermeßlicher Schauplatz! Die Anzahl der von einander ver-

schiednen Körper ist so unaussprechlich; jeder hat sein Eignes: jeder seine besondere Kräfte, die oft wider die Kräfte des andern zu streiten scheinen. Die Luft hat andre Wirkungen; das Feuer hat andre Wirkungen; das Wasser hat andre Wirkungen; ein Körper ist leicht, ein andrer schwer; einer hat diese, ein andrer eine andre Wirkung; alle durchkreuzen einander, ohne einander zu verwirren. Jedes Gestirne beschreibt in dem unermeßlichen Raume des Himmels einen andern Kreis. Und dennoch ist im Ganzen keine Unordnung; die Sonne setzt ihren Lauf ungehindert und frey fort, und eben so frey sind die andern Welten in ihrer Bewegung. Es sind, so zu sagen, unzählbare und unaussprechlich von einander verschiedne Räder, und jedes greift in das andre: überall ist die herrlichste Eintracht, und je mehr wir von dem Werke Gottes einsehen, desto größer wird unsre Vorstellung und Ueberzeugung von dieser Uebereinstimmung und Eintracht, die eben daraus entspringt, daß immer jede Absicht ein Mittel zur Erreichung einer andern werden muß, und bey allem Reichthume der Schöpfung doch überall das Gesetz der vollkommensten Sparsamkeit beobachtet wird. Wer kann alles dieses überdenken, ohne auszurufen: **O welch eine Tiefe beyde der Erkenntniß und Weisheit Gottes!**

Ueber die Absichten in dem Pflanzenreiche.

Wie groß ist der Reichthum von Beweisen in der ganzen Natur, daß das erste, nothwendige, ewige und selbstständige Wesen, welches alle Dinge hervor gebracht hat, einen unendlichen Verstand besitzen müsse! Wenn ich bloß das Reich der Pflanzen betrachte: wie viele Ursachen finde ich da, seine unbegreifliche und gränzenlose Weisheit zu bewundern! Ich mag über die Erzeugung derselben, über ihren Wachsthum, über ihre Einrichtung und die Beschaffenheit ihrer Theile, über ihre Erhaltung und Fortpflanzung, oder ihren mannichfaltigen Nutzen für die Menschen und Thiere nachdenken; überall entdecke ich Absicht; überall die vortrefflichsten Regeln und Gesetze für dieses weitläuftige und so sehr bevölkerte Reich!

Wenn wir von den Pflanzen auch nichts anders wüßten, als was jedes noch so ungeübte Auge bemerken kann, nur dieß einzige, daß ein Saamenkorn, wenn es in die Erde, diesen so fruchtbaren Schooß der Natur ausgesäet ist, erst eine Wurzel in den Boden senke, dann einen Stamm aufwärts in die Luft treibe, welcher Knospen, Zweige, Blätter, Blumen und Früchte trägt, worinnen Saamen zu neuen Pflanzen enthalten sind, damit die Gewächse einer jeden Art verewiget werden möge: kann man denn, ohne die äußerste Unvernunft,

diese beständige Folge des Saamens auf die Pflanzen, und der Pflanzen auf den Saamen, die nun so lange gedauret hat, mit allen dazu erforderlichen Werkzeugen einem bloßen Zufalle zuschreiben? Erde, Regen, Luft und Wärme sind zur Erzeugung derselben unentbehrlich; aber würde wohl, wie unentbehrlich sie auch ihnen sind, eine einzige Pflanze zur Wirklichkeit kommen, wenn es keinen Saamen gäbe?

So bald der Saame in der Erde die nöthige Feuchtigkeit empfangen hat, sehen wir ihn aufschwellen; die äußere Haut, welche Wurzel, Stamm und Blätter verbirgt, zerreißt; die Wurzel bricht hervor, gräbt sich in die Erde, und bereitet die nöthige Nahrung für den Stamm, der sich aus der Erde herauf arbeitet, seine Blätter auseinander breitet, die erst weiß sind, dann gelb und endlich mit einem lieblichen Grün gefärbt werden. In jeder Pflanze erblicken wir mannichfaltige Röhren und Canäle, die in einem Kreislaufe den ihr nöthigen Saft durch alle Zweige, Knospen, Blätter und Blumen vertheilen, bis aus diesen, nach einer vorhergegangenen Befruchtung, Früchte hervorwachsen, reifen und in sich den Saft zu andern Pflanzen gleicher Art enthalten. Was für Ordnung, was für Weisheit und Kunst in allen diesen Veränderungen! Wer braucht ein tiefsinniger Naturforscher und mit den verborgenen Geheimnissen der Schöpfung bekannt zu seyn, und sie zu sehen und zu empfinden?

Wenn ich bloß die Saat von Korn betrachte, die zur Nahrung meines Lebens so nöthig ist, wel-

che Wunder von Weisheit erblicke ich nicht! So bald die Hülsen, die den Keim umschließen, zerrissen sind, und dieser Wurzeln geschlagen hat, worauf der künftige Halm ruhen kann, so wagt sich die Saat erst als ein schwaches Fäserlein aus der Erde hervor, und ist doch gleich gegen alle Witterung gehärtet, so zart sie auch noch ist. Dann wächst sie nach und nach zu einem knotigten Halme, und erfrischt mit ihrer Farbe das Auge des Menschen. Aus diesem steigt die Frucht noch in Blätter, wie in Scheiden eingehüllt, bis sie stark genug ist, sich ganz hervor zu drängen, aber mit Spitzen, als mit einem Wall zur Sicherheit vor den Vögeln verwahrt. Ist hier nicht Absicht? Ist hier nicht Ordnung, Verhältniß und Regel? Offenbaret sich hier nicht unendlicher Verstand? O daß ich doch keinen beschatteten Baum, keine wallende Saat, keine blumenvolle Wiese, keinen prächtigen Wald sehen, keine Blumen brechen, in keinen Garten treten möchte, ohne zu bedenken, daß es Gott, ein Wesen von einem unerforschlich großen Verstande ist, durch den der Baum kühlenden Schatten wirft; Gott, durch den die Blumen solche süße Gerüche aushauchen; Gott, durch den Wälder und Wiesen, Berge und Thäler mit einem so anmuthigen Grün bekleidet werden; Gott, durch den Wein, Oel und Most aus der Erde wächst, das Herz des Menschen zu erfreuen, ohne auszurufen: HErr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet!

Welche offenbare weise Absicht bloß in der Wahl der Farbe, womit alle Pflanzen geschmücket sind! Wären alle Felder weiß oder roth gefärbt: wer könnte den Glanz davon ertragen, und in die Länge aushalten! Wäre die allgemeine Farbe dunkler und finstrer: welch ein trauriger Anblick würde nicht die ganze Natur für uns seyn! Welch ein Mittel zwischen allen Farben ist nicht das erfrischende Grün! Welch eine Verwandtschaft hat es nicht mit der Bildung unsrer Augen, die es nie ermüdet und allezeit erquickt! Und doch ist gleichwohl in dieser einzigen Farbe eine solche bewundernswürdige Mannichfaltigkeit, indem nicht ein einziges Gewächs in seinem Grün so licht oder so dunkel ist, als das andre. Ist hier nicht Ordnung? Ist hier nicht Regel? Ist hier kein Entwurf, keine Wahl aus Absicht?

Die Mannichfaltigkeit der Pflanzen geht beynahe ins Unendliche. Wer kann die Summe aller ihrer Geschlechter und Arten genau berechnen! Und jede Gattung ist in ihrer Gestalt und Bildung, in den Theilen, woraus sie besteht, in dem Gewebe ihrer Blätter, in der Art ihrer Lage, wie sie sich falten und ausbreiten, wie sie sich in die Höhe heben, oder zur Erde senken, so sehr von einander verschieden! Aber welch eine Regelmäßigkeit in allen; welch ein richtiges Verhältniß in dem Baue und Gewebe einer jeden, wie viel Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung in der Mannichfaltigkeit und welche unnachahmliche Schönheiten in allen! Ist hier nicht Regel? Ist hier kein Entwurf, keine Wahl aus Absicht?

Wer kann sich über die weisen Anstalten zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gewächse und Pflanzen aller Art genug verwundern? Wie sicher sind in denen, welche den Sommer und Winter über in der Luft erhaben stehen, ihre künftigen Blätter, Zweige, Blühten und Früchte in den Knospen verwahrt! Mit welchen festen Häuten und Schaalen umgeben und bedeckt! Wie ziehen sich nicht einige zusammen, wenn sie von einem Thiere berühret werden; wie schließen sich nicht andere, besonders im Anfange der Blühte, und krümmen ihre Blumen und Blätter, und was ihnen sonst zum Schutze dient, zusammen, wenn es kühl wird, oder wenn es regnet, oder sich andre Zufälle ereignen, welche dem zarten Saamen nachtheilig seyn könnten? Einige haben Hacken an ihren Zweigen; und zu welchem Ende? Offenbar darum, daß sie sich an andern Pflanzen anhalten können, um ihren schwachen Körper zu unterstützen, oder sich an ihnen in die Höhe zu winden. Andere schwitzen einen natürlichen Leim von sich, und zu welchem andern Ende, als sich an diesem und jenem Körper anzuheften, nicht allein sich zu erhalten, sondern auch die ihnen nöthige Nahrung aus demselben zu saugen! Was ist mannichfaltiger und zugleich kunstvoller, als die Art, wie der Saame aller Gewächse ausgestreuet, und von einem Orte zum andern gebracht wird! Einiger Saame ist mit leichten Fasern oder Haaren, als mit Flügeln versehen, damit er von dem Winde fortgetragen werden kann; eine andere Art liegt in besondern mit Springfedern versehnen Gehäusen,

sen, damit sie durch ihre Schnellkraft ihn in der gehörigen Weite zerstreuen mögen, wenn sie auseinander springen, so bald sie ein lebendiges Geschöpf berührt, oder so bald sie ausdorren, oder angefeuchtet werden; mancher reizt auch die Vögel durch seinen angenehmen Geschmack oder Geruch, oder nährende Kraft, daß sie ihn verschlucken, hin und her tragen, ihn durch die Wärme ihrer Eingeweide fruchtbar machen, und ihn dann fallen lassen, daß er aufgehen, blühen und neuen Saamen tragen könne. Kann dieß alles das Werk einer blinden und unverständigen Ursache seyn? Ist hier nicht Regel? Ist hier kein Entwurf, keine Wahl aus Absicht?

O welch undankbare und verabscheuungswürdige Geschöpfe müßten wir seyn, wenn wir die göttliche Absicht, uns wohl zu thun, in dem mannichfaltigen Nutzen der Kräuter und aller Arten von Gewächsen und Früchten nicht erkennen wollten! Wie viele köstliche, gesunde und nahrhafte Speisen werden nicht daraus bereitet! Wie viele dienen nicht zu unsrer Kleidung! Wie viele gebrauchen wir zu unsern Wohnungen; wie viele, um uns die nöthigen Geräthe und tausend Bequemlichkeiten und Vergnügungen zu verschaffen! Wie viele sind offenbar zur Erleichterung und Linderung unsrer Schmerzen, zur Heilung der hartnäckigsten und gefährlichsten Krankheiten bestimmt! Zu welchem Ende ist die peruvianische Rinde erschaffen, als daß sie wider gewisse Fieber eine in ihrer wohlthätigen Wirkung unfehlbare, wider andere Krankheiten aber eine sehr nützliche und heilsame Arzney

seyn

seyn soll? Wie viele Absichten werden nicht oft durch eine Art von Pflanzen erreicht! Wer weis nicht dieses von den Bäumen. Was ist nach den glaubwürdigsten Erzählungen mannichfaltiger, als der Nutzen der amerikanischen Aloe, die ganz zu Zäunen dient, und die Stelle des Holzes vertritt; deren Stengel Balken zu Hütten, deren Blätter eine sichere Bedeckung derselben abgeben; aus deren Fäden eben so gute Tücher, Schuhe und Kleider verfertigt werden können, als aus dem Lein, dem Hanfe oder der Baumwolle?

Jedoch die mannichfaltigen Gewächse, welche den Erdboden bedecken, dienen nicht allein den Menschen, sondern verschaffen auch den Thieren einen mannichfaltigen Nutzen. Hängt nicht hauptsächlich von ihrem Genusse die Erhaltung ihres Lebens ab? Ist nicht eben darum des Grases auf der Erde am meisten? Giebt es nicht deswegen für alle Arten von Thieren auch gewisse besondere Grasarten? Ist dieß ohne Absicht und Wahl möglich?

Ist es nicht augenscheinlich, daß die häufigsten Kräuter und Gewächse diejenigen sind, welche Menschen und Thieren die nützlichsten und unentbehrlichsten sind, und ihm die meisten Vortheile gewähren; nicht augenscheinlich, daß diese auch am leichtesten erhalten, ausgebreitet und vermehrt werden können? Wie unläugbar ist dieses von der Fruchtbarkeit des Kornes, das zur Nahrung des Menschen und der Bevölkerung des Erdkreises so dienlich ist! Ist dieses ohne Absicht und

Wahl

Wahl möglich? Dieß sind alles keine tiefen Einsichten in die Natur; zu diesen Betrachtungen gehört keine gelehrte und weitläuftige Erkenntniß der Schöpfung; sie bestehen aus Anmerkungen, die oft gemacht sind, und keines noch so schwachen Verstandes Fähigkeit übersteigen, die aber nicht oft genug erneuert werden können.

Von den Absichten im Thierreiche.

Frage doch das Vieh, das wird dich es lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dirs sagen, oder rede mit der Erde, die wird es dich lehren, und die Fische im Meer werden dir es erzählen. Wer weis solches nicht, daß des HErrn Hand das alles gemacht hat; daß in seiner Hand ist die Seele alles deß, das da lebt, und der Geist alles Fleisches eines jeglichen? Welch eine Schule des Verstandes und der Weisheit! Wie viele Lehrer in dem weitläuftigen Reiche der Thiere, welche alle bestimmt zu seyn scheinen, uns würdige und erhabne Begriffe von der unendlichen Erkenntniß und Kunst ihres Schöpfers und Erhalters beyzubringen! Wer kann auf ihren Unterricht aufmerksam seyn, ohne durch unzählbare Beweise überzeugt zu werden, daß Gott seine beyden grossen Absichten von der wundervollen Einrichtung

richtung der leblosen körperlichen Welt, theils die Offenbarung und Verherrlichung seiner unendlichen Vollkommenheiten, theils die Lust und Wohlfahrt seiner zahllosen Lebendigen durch unzählbare vortreffliche und über allen Tadel sich erhebende Mittel vollkommen erreicht habe? Wer ist so blind, oder so fühllos, daß er dieses nicht aus der allen Begriff übersteigenden Mannichfaltigkeit der lebendigen Geschöpfe, aus ihren Gestalten, Bildungen und Sinnen, die nach ihren verschiednen Bedürfnissen, und der einer jeden Art eignen Lust und Wohlfahrt eingerichtet sind, aus den in dieser Absicht ihnen anerschaffnen Trieben und Fertigkeiten, aus ihrer Nahrung, Bewegung, Erhaltung und Fortpflanzung mit der vollkommensten Ueberzeugung erkennen könnte, wenn er auch in der Wissenschaft der Natur noch so sehr ein Fremdling ist, und nur bloß seine Augen brauchen will?

Die Menge, Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Lebendigen muß nothwendig einen jeden, der einiges Nachdenkens fähig ist, in das äußerste Erstaunen setzen, und ihm von dem Verstande ihres herrlichen Urhebers einen sehr großen und erhabnen Begriff verschaffen. Noch kennen wir gewiß nur wenig Arten der Thiere, welche unsern Erdboden bevölkern, und doch rechnen fleißige Beobachter der Natur bloß von bekannten vierfüßigen Thieren über hundert und fünfzig Gattungen, ohne die besondere Arten und Familien derselben mitzuzählen, von den Vöglen über fünfhundert Gattungen, von den Fischen eben so viele, von den Schaalfischen über dreytausend, von

den

den Insekten aber, die noch gesehen worden sind, über zwanzigtausend Gattungen. Jede Gattung hat so viele besondere Arten und Familien unter sich, daß ihre Zahl nicht berechnet werden kann; jede ist an einzelnen Thieren, die eine mehr, die andere weniger zahlreich und fruchtbar. Welche ungeheure Summen machen sie nicht aus! Wem schwindeln nicht die Gedanken bey ihrer Vorstellung! Wie ist eine jede Art stuffenweise immer vollkommner, als die andre, so daß sie alle von dem kleinsten und sichtbarsten Wurme an bis zu dem Menschen herauf, durch unzählbare Ordnungen, die sich schwer von einander unterscheiden lassen, zwar in gewissen Werkzeugen und Eigenschaften alle einander ähnlich, aber doch selbst in dem ähnlichen nach eines jeden Thieres Art unendlich von einander unterschieden sind! Und doch entsteht in dieser unzählbaren Menge und Mannichfaltigkeit der Lebendigen niemals die geringste Verwirrung. Jede Art bleibt ewig von der andern unterschieden; jede bleibt mit der andern immer in einem gewissen festgesetzten Verhältnisse; keine ist noch durch einen schädlichen Ueberfluß der andern verdrungen und aufgerieben worden, sondern sie dauren alle in gebührender Menge, Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit fort. Es wimmelt alles im Wasser, in der Luft, auf der Erde und unter der Erde von Lebendigen, von denen jede Gattung und Art nach ihrem eignen Entwurfe gebaut ist, jede nach besondern Regeln genährt, gekleidet, vertheidigt, erhalten und fortgepflanzt wird. O wie unendlich muß der Verstand seyn,

der

der Verstand seyn, der alles dieses erfunden, und durch die Macht seines Willens zur Wirklichkeit gebracht hat!

Die Mannichfaltigkeit der Thierarten in Absicht auf den Bau und die Bildung ihres Körpers geht für unsern Verstand ins Unendliche, und vieler Menschen Lebensalter würde, wenn sie auch gar keine andere Beschäfftigung hätten, doch nicht zureichen, bloß die Figuren, die ihre organischen Körper haben, anzumerken und zu beschreiben. Wie vielerley sind nicht die Gestalten der gehenden, hüpfenden, springenden, fliegenden und kriechenden Thiere! Wie vielerley die Gestalten bloß der Fische in den Flüssen, Seen und Meeren! Bey aller Aehnlichkeit, die sie in dem Baue ihrer Leiber mit einander gemein haben, ist doch die Verschiedenheit derselben von einander in der Form, in der Beschaffenheit, Menge und Lage ihrer sinnlichen Werkzeuge und Gliedmaßen, und in den Bewegungen und Verrichtungen, zu denen sie geschickt sind, unbegreiflich. Wie aber auch die Figur ihres Körpers beschaffen seyn mag, also ist doch zwischen derselben und der Anordnung aller seiner Theile, nach ihrer besondern Beschaffenheit, und nach ihrer eignen Bestimmung das vollkommenste Ebenmaaß beobachtet, so daß an einem jeden Thiere ohne den Verlust seines Lebens, seiner Lust und Wohlfahrt kein Sinn, kein Gliedmaß und Theil anders geordnet seyn könnte. Wie sehr sind nicht die Thiere, die mit den Sinnen des Auges, des Gehörs, des Geruches und Geschmackes begabt sind, durch die Einrichtung, Bildung und Lage dersel-

den voneinander unterschieden! Und was leuchtet nicht allein daraus für ein unendlicher Verstand hervor! Obgleich alle Augen einander in der Figur darinnen gleichen, daß sie rund sind, so ist doch in der Rundung derselben eine sehr große Mannichfaltigkeit wahrzunehmen. Ihre Stellung im Kopfe, wo sie dem Gehirne, als dem empfindlichsten Theile jedes organischen Körpers, am nächsten, auch am sichersten sind, ist nach dem Gebrauche und der Nothdurft der Thiere unendlich von einander unterschieden. Bey den Menschen und einigen andern Lebendigen ist die Lage so, daß das Auge gerade vor sich hinsehen, und fast einen halben Zirkel vor sich erreichen kann. Die Augen der Vögel hingegen sind so angelegt, daß sie beynahe einen ganzen Zirkel übersehen, um desto leichter ihre Speise und die Gefahr, die ihnen drohet, entdecken zu können. Bey einigen stehen sie so, daß sie leicht hinter sich zurück, und auf beyden Seiten sehen. Sie können sich bey unzählbaren Lebendigen, vermöge der Beweglichkeit des Kopfs aufwärts, niederwärts, vorwärts und rückwärts bewegen, um allenthalben die Gesichtsstrahlen leicht und deutlich aufzufassen. Fehlet ja einigen die Beweglichkeit der Augen oder des Kopfs, so ist dieser Mangel der Augen durch ihre Menge oder auf eine andere Weise ersetzt. So haben die Spinnen vier, sechs und acht Augen, alle an der Stirne, vorn am Kopfe, welcher rund ist, und keinen Hals hat, alle hell und durchsichtig, wie ein Armband mit Diamanten besetzt; um die Fliegen, von deren Raube sie sich nähren sollen, überall, und

schnell,

schnell, ohne einige Bewegung des Kopfes wahrzunehmen. Welch eine noch größre Verschiedenheit würden wir nicht zwischen den Thieren, bloß in Absicht auf diesen einzigen Sinn bemerken, wenn wir die innre Bildung derselben und ihren Gebrauch genug kennten, da schon jedem Menschen bey einer geringen Aufmerksamkeit so viel davon bekannt werden kann, daß immer ein Thier besser im Hellen, ein anders besser im Dunkeln, einige schärfer am Tage, andre schärfer in der Nacht sehen können. Eben so verhält es sich mit dem Sinne des Gehörs. Das Ohr des Menschen schickt sich am besten für eine aufgerichtete Gestalt. Bey den Vögeln hat es eine Bildung, die zum Fliegen am bequemsten ist; nicht hervorragend, sondern dicht anliegend und verdeckt, damit sie besser durch die Luft hindurch dringen können. Eben so richtet sich bey den vierfüßigen Thieren die Figur des Ohres nach ihrer besondern und eignen Bestimmung. Bey einigen ist es groß, aufgerichtet und offen, daß sie die geringste annähernde Gefahr gleich vernehmen können; bey andern ist es verdeckt, als bey Thieren, die unter der Erde leben; es ist kurz, und liegt tief, damit nichts Schädliches hinein kommen möge. Welch eine bewundernswürdige Weisheit! Welch eine Erfindung und Kunst, die aus der Bildung aller dieser Thiere hervorleuchtet!

Wer kann über die mannichfaltigen angebohrnen Triebe und Fertigkeiten der Thiere zur Bewegung, zur Nahrung ihrer selbst, zur Sorge für die Nahrung ihrer Brut, zum Schlafe im Winter,

ter, zur Sammlung des Vorraths auf den Winter, zur Wanderung, zur Vertheidigung gegen Verfolgung, zur Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschlechtes genug bewundern; Fertigkeiten, welche sie nicht aus vergangenen Erfahrungen, noch aus Beyspielen, Nachahmung, Unterricht und Uebung haben? Es müßte einer gar nichts von der Natur der Thiere wissen, oder seine Augen und seinen Verstand verläugnen, wenn er in ihren Künsten, die ihnen erblich sind, keinen höhern Verstand, keine Absicht und Weisheit, die alles Vermögen der Thiere und selbst alle Wissenschaft der Menschen unendlich übertrifft, erkennen, nicht sehen wollte, daß sie bey ihrem Urheber die vollkommenste Erkenntniß voraussetzen.

In welch Erstaunen versetzt einen aufmerksamen Zuschauer der Natur bloß die Fertigkeit der Thiere zu mannichfaltigen Bewegungen und die dazu bequeme Einrichtung ihres Körpers? Was gehören nicht dazu für Gliedmaßen; welch eine Biegsamkeit und Gelenkigkeit derselben; wie viele Muskeln und Nerven, zu geschweigen, daß alle Knochen und Knorpel des ganzen Körpers darnach angeordnet seyn müssen! Einige bewegen sich langsam; andre geschwind; andre mit zween Füßen; andre mit mehr Füßen; einige mit Füßen und Flügeln zugleich, andre ohne Füße und Flügel. Die Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Bewegung richtet sich allezeit nach den verschiednen Bedürfnissen eines jeden Thieres. Diejenigen, welche wohl verwahret und bewaffnet sind, und Muth, Witz und Stärke genug empfangen haben, sich

gegen

gegen ihre Feinde zu vertheidigen, bewegen sich gemeiniglich langsamer, als die, denen es an diesen Waffen fehlt. Der Mensch und das Vieh, deren Umstände einen weiten Raum erfodern, haben eine geschwindere Bewegung mit den dazu nöthigen Werkzeugen; das Gewürm hingegen, welches seine Speise, sein Nest und seinen Aufenthalt nicht weit zu suchen hat, oder sich auch allenthalben einige Zeit ohne Nahrung erhalten kann, braucht weder Füße noch Flügel, und kann sich mit einer krümmenden Bewegung behelfen, zu welcher aber eine eben so künstliche Einrichtung seines Körpers gehört, als der Bau der Beine und Flügel bey andern Thieren. Wer gab den Schlangen und andern Insekten die Kraft, ihren Körper zusammen zu ziehen und auszudehnen, sich im Ringe zusammen zu rollen, und sich dann durch einen innern Stoß oder Schwung von einem Orte zum andern zu bewegen, und dadurch die zu ihrer Erhaltung nöthige Beute zu erhaschen? Wer baute die Fische so, daß sie, vermittelst ihrer Blase, nach Belieben in die Höhe und Tiefe fahren können? Wer lehrt die Schnecken ihren Leib zusammen ziehen, und Wasser in sein Gehäus einzulassen, wenn sie auf den Boden niedersenken wollen; wer lehrt sie ihn wieder ausdehnen, und das Wasser heraus spritzen, um leichter zu werden, und wieder in die Höhe zu kommen? Wer lehrt sie, wenn sie in der Höhe sind, sich umwenden, den Saum ihres Körpers auf dem Wasser ausbreiten, oder eine Haut, gleich einem Segel aufspannen, auf beyden Seiten Arme, statt der Ruder, ausstrecken,

und so, wie in einem Schiffe, fortseegeln? Ist es nicht die unendliche Weisheit ihres Schöpfers? Was für eine Kunst offenbaret sich nicht in dem Baue der fliegenden Thiere, ihres Körpers, und besonders ihrer Flügel! Wie geschickt ist ihr ganzer Leib dazu! Vorwärts ist er schmal und spitzig, die Luft zu durchschneiden, hinterwärts wird er immer völliger und dicker. Die Federn sind in einer wunderbaren Ordnung ohne alle Verwirrung über einander, dem Körper zugleich zur Bewegung und zur Bedeckung zu dienen, alle geschlossen, und doch auch fähig, sich auszubreiten, sich in die Höhe zu sträuben, oder den Körper aufzublasen, nachdem es die Bedürfniß des Vogels fodert. Die Flügel, als das vornehmste Werkzeug des Fluges sind an dem bequemsten Orte des Leibes angebracht, um dem Leibe in einer so feinen Materie, als die Luft ist, das richtige Gleichgewicht zu geben! Wie künstlich ist nicht bloß jede Feder desselben gebildet! Der Kiel ist stark und unten hohl, damit er bey seiner Stärke auch leicht seyn möge. Das breite Gewebe der Feder ist auf der einen Seite breiter, auf der andern schmäler, damit die Federn in den Flügeln desto fester zusammen schließen, und der Vogel sich schneller fortbewegen könne. Welch ein Ebenmaaß beobachtet man nicht in der Einsetzung der Federn nach dem Verhältnisse ihrer verschiednen Stärke und Länge! Wie sorgfältig sind die Hauptfedern durch Oberfedern und Nebenfedern bewahrt! Was für eine Menge von Gelenken an dem beinigten Theile der Fittige, die sich auf mancherley Weise öffnen,

schließen,

schließen, und bewegen, um sie im Fluge bald auszustrecken, bald an sich zu ziehen! Welch eine Stärke in den Muskeln der Brust, damit sich die Vögel flüchtiger fortrudern können! Welch eine Kunst in dem Baue des Schwanzes, das Wanken des Leibes und der Flügel in ihrem Auffahren und Niederfahren zu verhindern, und ihren Flug zu regieren! Wie regelmäßig ist die Einrichtung ihrer Beine und Füße zu ihren übrigen Bewegungen! Bey einigen sind die Füße breit und mit Häuten, die sich ausdehnen und zusammen ziehen, versehen, damit sie schwimmen können; bey andern spitzig, und an den Spitzen eingebogen, damit sie desto fester gehen, sich auf den Aesten setzen, ihren Raub fangen und anhalten mögen, bey einigen, die im Wasser zu waten haben, sehr lang, bey andern kürzer, nachdem es eines jeden Lebensart und Bedürfniß fodert. Wer sieht nicht darinnen den weisesten Verstand ihres Schöpfers und Wohlthäters?

Wie wundervoll sind die Anstalten in der Natur zur Nahrung des so sehr bevölkerten Thierreiches! Welche Künste und Fertigkeiten sind nicht den Thieren aller Arten anerschaffen, sich und ihren Nachkommen die nöthige Speise zu verschaffen! Einige, deren Leben mit dem Sommer anfängt und aufhört, sorgen für ihre künftige Brut, daß sie an dem Orte, wo sie ihr Leben anfängt, ihre Speise bereit finde. Darum legen sie, ehe sie sterben, ihre Eyer nicht überall hin, wohin sie kommen, sondern, wenn sie vom Wasser herkommen, ins Wasser, oder wenn sie auf dem Lande leben,

an diese oder jene Pflanzen, nicht an die Blätter, die im Winter abfallen, sondern an die Zweige und Aeste, an den Stamm, in den Mist, in das Holz, in Wolle, oder auch in die Körper andrer Lebendigen, damit es ihnen, wenn sie nun zu leben anfangen, nicht an Nahrung fehle. Andre, die einen oder etliche Winter durchleben, wo nichts für sie wächst, empfinden um diese Zeit einen Trieb zum Schlafe, dem sie nicht widerstehen können, verkriechen sich in der Absicht, weben sich in einem Blatte oder Winkel ein künstliches Bette, oder graben sich ein Lager in die Erde, scharren sich ein, oder legen sich in die Höhlungen alter Mauern oder Bäume, oder auch in den Schilf, und stehen da Frost und Hunger aus, ohne zu hungern und zu frieren, bis sie durch die Wärme des Frühlings wieder belebt, und, so zu sagen, vom Tode erweckt werden. Andre legen sich Vorrathskammern für den Winter an, füllen sie in der Erndte mit der ihnen nöthigen Speise, und verwahren sie darinnen mit einer solchen Vorsichtigkeit, beobachten auch in ihrem Genusse eine solche kluge Eintheilung, als wenn sie genau ausrechnen könnten, wie viel ein jedes von ihnen in sechs Monaten zu seiner Erhaltung brauchte. Andre, als viele Vögel und Fische wandern und ziehen zu gewissen Zeiten von einem Orte zum andern, theils ordentlicher Weise, weil alsdann ihre Nahrung an den Orten, wo sie sich aufgehalten haben, aufhört, theils außerordentlich, wenn irgend ein Mangel an dem ihnen nöthigen Futter einfällt. Wer pflanzte ihnen diese wunderbare Neigung ein, nach ihren verschiedenen

Bedürfnissen auch ihre Wohnung zu verändern? Wer lehrt sie die bequemste Zeit zu ihren Wanderungen? Was ist bewundernswürdiger, als die Ordnung und Policey, welche sie auf ihren Reisen beobachten, wenn sie in großen Gesellschaften über so weite Länder und Meere fliegen? Wer macht sie so klug, daß sie ihren Weg niemals verfehlen? Wer führt, wer ernährt sie, wer reichet ihnen, was sie bedürfen? Wer hat ihnen die Herbergen angewiesen, worinnen sie ihre Nahrung antreffen? Ein Storch unter dem Himmel weis seine Zeit; Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wieder kommen. Wer erkennt nicht daraus einen höhern Verstand, der nichts ohne Absicht thut, und sich keine Absicht vorsetzt, die er nicht durch die gewissesten und besten Mittel zu erreichen weis?

Und wer erkennt ihn nicht in den witzigen Erfindungen und Künsten der Thiere, ihrer Nahrung habhaft zu werden! Diejenigen, welche bestimmt sind, von dem Ueberflusse andrer Thierarten zu leben, können ihr Futter nicht mit der gelassenen Ruhe finden, als ein Rind oder Schaaf. Sie hätten Schnabel, Stachel, Zähne, Klauen und andre solche Werkzeuge; sie hätten Stärke und Geschwindigkeit vergebens, wenn ihnen die Wissenschaft und Kunst verweigert wäre, sich dieser Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Was eröffnet sich hier nicht für ein weiter Schauplatz der göttlichen Weisheit und Vorsicht! Welche gebohrne Jäger sind nicht so viele Raubvögel!

welche Baumeister die Biber, die von Holz ganze Dämme über Wasser anlegen, um auf denselben die Fische zu belauren, von denen sie leben sollen! welche künstliche Weber die Spinnen, Netze zu verfertigen, um die Fliegen und andere Insekten, als den ihnen bestimmten Raub darinnen zu fangen! Wie listig verfolgen diese ihre Beute; wie witzig wissen jene ihren Raub zu beschleichen! Wie geschickt graben sich andre in die Erde oder in die Sümpfe, um sich der Thiere zu bemächtigen, die ihnen eine angenehme Speise sind! Wie fertig wissen noch andre durch die Schärfe ihres Gesichtes oder Geruches in einer großen Entfernung diejenigen zu entdecken, von deren Blut und Fleisch sie sich nähren müssen! Und wie fertig wissen die, so bloß von Pflanzen sich erhalten, gesunde und schädliche Grasarten von einander zu unterscheiden! Aus der Klugheit der Raubthiere erkennt man zwar, daß sie von ihrem weisen Schöpfer mit einer besondern Fertigkeit und Kunst begabt worden sind, das zu thun, was sie thun. Aber man erkennt zugleich daraus, daß sie nicht da sind, einige Thierarten ganz auszurotten, sondern nur ihrem Ueberflusse Gränzen zu setzen, und sie alle untereinander in einem gewissen beständigen Gleichgewichte zu erhalten. Dieser Absicht wegen waren sie unentbehrliche Glieder in der Kette der Natur; aber eben darum ist ihre Anzahl, verglichen mit der Zahl der nützlichen Thiere, so sehr geringe. Die schädlichsten und stärksten Thiere sind deswegen gemeiniglich die unwitzigsten. Sie vermehren sich um dieser Absicht willen nicht so

stark,

stark; als andre; sie müssen einander selbst aufreiben; ihre Jungen müssen andern zur Speise dienen; einige schlafen auch deswegen den ganzen Winter hindurch, oder können, wie die Bären und Wölfe, lange hungern. Darum verdauen diese so langsam; darum sind jene, wie der Crocodil, so steif und ungelenkig, daß ihnen die meisten von den Thieren, denen sie nachstellen, leicht entwischen können. Diesen Endzweck noch gewisser zu erhalten, sind den schwächern Thierarten tausend Mittel, Künste und Waffen zu ihrer Vertheidigung gegönnt worden. Einige schützt ihre Farbe, welche der benachbarten Erde, dem Grase, dem Laube, oder den Aesten so ähnlich ist, daß sie von ihren Feinden mit Mühe entdeckt werden. Andre verbergen sich, oder spinnen sich zu ihrer Sicherheit ein. Diese retten sich durch die Geschwindigkeit oder Mannichfaltigkeit ihrer Bewegungen in ihrem Laufe oder Sprunge, wenn jene durch die Schärfe des Gesichts oder des Geruchs die ihnen von ferne drohende Gefahr wahrnehmen, und sich ihr bey Zeiten zu entziehen suchen. Einige beschützen sich dadurch, daß sie im Wasser untertauchen; andre dadurch, daß sie das Wasser trübe machen; andre vertheidigen sich mit ihrem Geheule, oder Zischen, andre durch einen zornigen und schrecklichen Anblick; andre durch den Gestank ihres Unflates. Andre Thiere verlassen sich wider ihre Feinde auf ihre Panzer oder Waffen; diese sind mit Schuppen, Stacheln, Schaalen und andern fast undurchdringlichen Häuten und Decken verwahrt; jene vertheidigen sich mit Hörnern,

starken Federn, Spitzen, Klauen, Zähnen und Stacheln. Jedes kennt seine schwache Seite, und hütet sich, sie seinem Feinde bloß zu geben; jedes kennt auch die Schwäche derer, die es zu fürchten hat, und sucht ihm im Streite auf der Seite beyzukommen, wo es ihm am leichtesten widerstehen kann. Alle haben so viel Schärfe der Sinne, Stärke, Geschwindigkeit, Vorsicht und List, als erfodert wird, der Macht, Hurtigkeit und List ihrer Feinde das Gleichgewicht zu halten, und ihnen so viele von ihrer Art zu entreißen, als nöthig sind, sie immer in einem gleichen Verhältnisse der Menge fortzupflanzen und zu erhalten. Wer kann so blind oder so boshaft seyn, daß er nicht hierinnen einen an Absichten und Mitteln unendlich fruchtbaren Verstand erkennen sollte?

Und wie deutlich leuchtet er nicht aus der wundervollen Erzeugung und Fortpflanzung aller Thierarten hervor? Alle Thiere, bey denen ein zwiefaches Geschlecht bemerkt wird, empfinden auch einen mächtigen Trieb, sich zu paaren und zu begatten, und alle, die diesen Trieb empfinden, finden ein Geschlecht, mit dem sie sich paaren und Junge erzeugen können. Zu diesem Endzwecke stimmet alles überein. Alle wissen die bequemste Zeit ihrer Begattung; jedes kennt den Gatten seiner Art, und unterscheidet ihn von allen andern Lebendigen, obgleich unter den mannichfaltigen Arten von vierfüßigen Thieren, besonders unter den Vögeln, Fischen und Insekten eine solche Aehnlichkeit anzutreffen ist, daß die Menschen sie kaum durch die

sorg=

sorgfältigste Beobachtung von einander unterscheiden können. Woher haben sie diese genaue Kenntniß? Warum verwechseln sie einander nicht? Warum entstehet unter den verschiednen Arten der Thiere, so lange sie ihre natürliche Freyheit behalten, keine solche Vermischung, wodurch sie ausarten, und die ersten Gattungen ganz von der Erde verschwinden könnten? Ist es nicht ein Wunder der Weisheit, daß die Thiere, wo Weiblein und Männlein einander weder an Gestalt noch Farbe gleichen, sich doch nicht von einander verirren? Wer lehrt sie das Geschlecht der andern Art in der Ferne an der bloßen Stimme kennen, und zwar unter den unzählbaren ähnlichen Stimmen, die im Walde, auf dem Felde und in der Höhe der Luft ertönen, einander genau und ohne Irrthum von einander unterscheiden? Welch eine Mannichfaltigkeit weiser Anstalten zu dem großen Endzwecke die Geschlechter der Lebendigen zu verewigen? Wer darf einen blinden Zufall zur Quelle der klügsten Handlungen machen? Wer muß nicht den ersten Grund aller zur Fortpflanzung nöthigen Triebe und Fertigkeiten bey den Thieren in einem höchst vollkommnen Verstande und Willen suchen? Nur dieser konnte in dem weitläuftigen Reiche der Thiere eine solche Einrichtung machen, daß einige von ihnen in einem so vollkommnen Zustande gebohren werden, daß ihre Aeltern sich um ihre Erhaltung und Erziehung nicht bekümmern dürfen; andre hingegen zwar nicht gleich nach ihrer Geburt sich selbst helfen können, aber auch solche Aeltern haben, welche sich

ihrer mit der bewunderungswürdigsten Sorgfalt und Treue annehmen, bis sie ihre Hülfe nicht mehr brauchen. Wie fleißig und zärtlich füttern nicht diese ihre Jungen! Sie scheuen keine Mühe und Gefahr zu ihrer Sicherheit und Vertheidigung. Die furchtsamsten Thiere, welche sonst vor Menschen und andern Thieren fliehen, widersetzen sich ihren Feinden, und wagen sich um ihrer Jungen willen in die größte Gefahr. Sie suchen sie an Oerter zu tragen, wo sie ungestört und in Ruhe aufwachsen können. Sie schmeicheln ihnen, und rufen sie mit einem liebreichen Glucken, um sie zu füttern! Sie legen ihnen ihre Speise vor, zertheilen sie, wenn sie ihnen zu groß ist, lehren sie ihre Nahrung finden und aufnehmen; sie säugen, wärmen und führen sie, bis sie sich selbst versorgen können. Woher haben sie diese Triebe? Wer hat sie so fertig gemacht, sie zu befriedigen, als der unendliche Verstand ihres Schöpfers?

Was wir auch in dem Reiche der Thiere bewundern, beweist das Daseyn eines Wesens, welches die Schätze aller Erkenntniß und Weisheit besitzt. Wer hätte außer ihm diese weite Welt mit so vielen Lebendigen von unendlich verschiednen Arten erfüllen, und sie mit dem, was ihnen zum Leben und Wohlseyn nöthig seyn kann, versorgen; wer hätte außer ihm so viele nach ihrem verschiednen Geschmacke ernähren, allen so bequeme Bekleidungen, Behausungen, Waffen und Rüstungen, allen so viel Witz, List und so mancherley Triebe und Künste, der Ungemächlichkeit des

Wet=

Wetters zu widerstehen, sich vor feindlichen Anfällen zu beschützen, sich und ihr ganzes Geschlecht zu erhalten, anerschaffen; wer hätte außer ihm unter so verschiednen Geschlechtern und Gattungen der Thiere das Gleichgewicht erhalten können? Wer wäre außer ihm vermögend gewesen, einem jeden Lebendigen das ihm bequemste Element anzuweisen, eine so bewundernswürdige Menge von Gliedern, Gelenken, Knochen, Muskeln und Nerven zu erfinden, sie so geschickt zusammen zu setzen und zu verbinden, um jedem Thiere nach seiner Lebensart und allen seinen Umständen die bequemste Bewegung zu geben? Mit welchem Rechte erklärt nicht die Offenbarung diejenigen für Thoren, welche in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott! Frage doch das Vieh, das wird dichs lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dirs sagen; oder rede mit der Erde, die wird dichs lehren, und die Fische im Meere, die werdens dir erzählen. Wer weis nicht, daß des HErrn Hand alles dieß gemacht hat?

Wenn wir sehen, daß ein König seine Reiche zu bevölkern weis; daß er viele Unterthanen, die vielerley Künste, Wissenschaften und Gewerbe verstehen, in sein Land zieht; daß er zwischen allen das gehörige Gleichgewicht zu erhalten weis, so daß keine Classe der Einwohner zu mächtig werden, und die andre verdrängen kann; wenn es gleichwohl bey aller Menge des Volks an keinem Ueberflusse zu ihrer Erhaltung und selbst zu ihrem

Ver-

Vergnügen fehlt; wenn in allen seinen Provinzen Ordnung, Uebereinstimmung und Policey herrscht, und alles durch weise Gesetze so regiert wird, daß jeder Stand die Erhaltung und Glückseligkeit des andern befördert: so schließen wir daraus auf die Größe seines Geistes, wir sagen, daß er nach Absichten handle, die eines vollkommnen Regenten würdig sind; wir eignen ihm eine vorzügliche Weisheit zu. Und wir wollten eine mit so unzählbaren Lebendigen bevölkerte Welt, die alle so mannichfaltige Künste wissen; alle so glücklich versorgt sind; alle neben einander bestehen, ohne einander zur Last zu fallen; alle seinen Gesetzen mit Lust und willig gehorchen, nicht für das Werk der weisesten und vollkommensten Absichten halten, ihrem Schöpfer und Beherrscher keinen unendlichen Verstand zueignen?

Der Leib des Menschen nach seinen äußerlichen Theilen das Werk eines weisen Schöpfers.

Die Wunder der Schöpfung außer mir, in denen ich Absichten entdecke, von denen ich auf den unendlichen Verstand ihres Schöpfers schließen kann.

kann, sind so mannichfaltig und unzählbar, daß, wenn ich Ewigkeiten lebte, und jede Stunde zur Betrachtung derselben anwendete, ich dieses Meer von Weisheit nicht erschöpfen würde. Wie viele Menschen haben sich nicht seit so vielen Jahrtausenden schon mit ihrer Untersuchung beschäfftiget, und noch immer haben sie ein Feld vor sich, das sie mit ihren schärfsten Blicken nicht übersehen können! Je länger sie forschen, je mehr sich der Umfang ihrer Einsichten erweitert, desto mehr Endzwecke sehen sie, und alle durch die vollkommensten Mittel erreicht. Wenn kann ich mich selbst; wenn kann ich nur den kleinsten Theil meiner selbst genug kennen lernen? Welch ein absichtvolles Wesen bin ich nicht! Wenn ich nur meinen Leib und seine äußerlichen Theile anschaue, wie mannichfaltige Ursachen in ihrer Lage, Ordnung und Zusammenfügung, in ihren Verhältnissen, in ihrem Ebenmaaße, in ihrer Uebereinstimmung mit einander über die Weisheit des Baumeisters dieser bequemen und herrlichen Wohnung meiner unsterblichen Seele!

Unter den äußerlichen, dem ersten Anblicke sichtbaren Theilen meines Körpers, ist das Haupt, das sichere Behältniß des Gehirns, die Quelle aller Empfindung und Bewegung. Das Vordertheil desselben zeigt das Antlitz, des Menschen schönsten Theil und den Schauplatz aller Empfindungen und Leidenschaften der Seele, wo alle die wundervollen Oeffnungen sind, durch welche wir den Eindruck und Begriff der äußerlichen Gegenstände empfangen, die vornehmsten Sinne, an den

Seiten die Ohren, welche durch Hülfe des Schalles uns mit so vielen Vorstellungen bereichern; die Augen, die hellen Spiegel, worinnen sich so viele prächtige Werke der Natur mit ihren mannichfaltigen Schönheiten abbilden; die Nase, dieser Canal so vieler lieblichen Gerüche, und der Mund mit der Zunge, diesem Werkzeuge alles angenehmen Geschmackes. Hier sehe ich die Lippen, deren mannichfaltige Bewegungen mit der Hülfe der Zunge und ihrem Anschlage bald an den Gaum, bald an die Zähne so viele Veränderungen der Stimme und des Schalles hervorbringen. Hier sehe ich die Zähne, von denen einige mit ihrer Schärfe die Speisen zerschneiden, andre sie mit ihren Spitzen zerreißen, andre breit, flach und uneben sind, sie, gleich Mörserkeulen, zu zermalmen, und in dem Munde so viele Drüsen, reichen Quellen von Feuchtigkeiten, alle Theile des Mundes schlüpfrich und weich zu erhalten, und die Nahrung durch ihre Vermischung mit ihr zur Verdauung geschickter zu machen.

Unter dem Haupte ist der Hals, worinnen er sich, wie in einer Angel bewegt, und sich wenden kann, wie er will.

Auf den Hals folgen die Schultern, welche so gebaut sind, daß schwere Lasten auf denselben getragen werden können.

An den Schultern sind die Arme befestigt, beweglich eingerichtet und vermögend, nach unsern Bedürfnissen, w..s wir brauchen wollen, oder, was uns beschwert, aufzufassen, zu heben, zu-

rück

rück zu stoßen, und zu bewegen. Die Hände dienen uns sowohl zu den stärksten als feinsten Arbeiten. Sie selbst können, zum Exempel, weder schneiden noch sägen; aber wir können mit ihnen alle die Werkzeuge verfertigen, die uns dazu und zu andern Endzwecken nöthig sind. Die Gelenke und Knochen der Arme erleichtern und unterstützen ihre Bewegungen. Die Finger, die einander so ungleich sind, werden gleich, so bald sie sich schliessen und etwas zusammen halten wollen. Durch den kleinen Finger und den Daumen wird die Hand vollkommen geschlossen. Weil die Hände bestimmt sind, uns zu vertheidigen, und alles von uns zu entfernen, was uns schaden könnte, so ist kein Ort am ganzen Körper, den sie nicht erreichen könnten.

Die Brust verwahrt das Herz und die Lunge, aus festen und starken Knochen und Ribben erbaut, deren Seiten die Höhle derselben verursachen. Zwischen der Brust und dem Bauche liegt das Zwerchfell, das in seinem Umkreise eine fleischerne Wand vorstellt, und in der Mitten aus Sehnen gewebt ist, die Brusthöhle zu verlängern, wenn es sich spannt, und sie auch zu verkürzen, wenn sie nachläßt, und sich gleichsam von unten hinauf wölbt, damit sowohl das Athmen erleichtert, als der Auswurf der unnützen Theile der Nahrung befördert werde.

Unter dem Zwerchfelle ist der Bauch, worinnen der Magen, die Leber und die Milz mit den Gedärmen liegen, durch welche sich der Körper seiner Unreinigkeiten entledigt.

Diese ganze Masse ruht auf den Hüften, Schenkeln und Beinen, die, gleich den Armen, an verschiedenen Stellen Gelenke haben, Ruhe und Bewegung zu befördern.

Die Füße unterstützen alles, und ob sie gleich in ihrem Verhältnisse gegen den ganzen Körper klein zu seyn scheinen, so sind sie doch stark genug, diese ganze Last zu tragen. Die Zähen tragen viel dazu bey, indem sie dienen, den Fuß fester gegen die Erde anzudrücken. Der ganze Leib hilft selbst dazu, indem er sich natürlicher Weise in einem gewissen Schwerpunkte erhält, wodurch alle verschiednen Theile desselben im Gleichgewichte gegen einander bleiben.

Das Fleisch und die Haut bedecken den ganzen Körper, und verwahren mit den an verschiednen Stellen hervorsprießenden Haaren die innern Theile wider die schädlichen Wirkungen des Wetters. Das Fleisch ist ein weiches zartes Gewebe, welches die Gebeine von allen Seiten bedeckt. Es besteht aus verschiednen Fäden, welche Fiebern heißen, verschiedne Richtungen in ihrer Lage haben, und sich verlängern und verkürzen, und die verschiednen Theile des Körpers zusammenziehen, ausdehnen, beugen und bewegen können.

Die Muskeln entspringen aus den Knochen, an welche sie befestiget sind, diejenigen ausgenommen, welche zum Auswurfe der Unreinigkeiten bestimmt sind, und sich durch ihre besondre Einrichtung von andern unterscheiden.

Der

Der Theil des Muskels, der aus dem Beine hervorragt, heißt der Kopf, der mittlere der Bauch, das Ende der Schwanz, und dieser ist die Sehne. Beyde Enden desselben haben die meiste Stärke, weil der eine dient, ihn zu halten, der andre, die Bewegung hervorzubringen, zu deren Wirkung er bestimmt ist.

Einige Muskeln bewegen sich in Gemeinschaft, nach einer Richtung, um einander zu helfen; andre wirken in entgegen gesetzten Richtungen; wenn diese sich verkürzen, verlängern sich andre, und verursachen dadurch die mannichfaltigen verschiednen Bewegungen des Körpers.

Aufmerksame Zergliederer des menschlichen Körpers können den kunstvollen Bau der Muskeln, die Menge derselben, die Stärke ihres Zuges, ihre Befestigung, ihre gewaltige Kraft, die bey einigen, wenn sie sich zusammenziehen, so groß ist, daß mit derselben viele tausend Pfunde gehoben werden könnten, die Geschwindigkeit ihrer Wirkung und ihren mannichfaltigen Gebrauch nicht genug bewundern, eben so wenig als das Gespinnst der Haut, das sie bedeckt, und zugleich eben so stark, als zärtlich ist.

Welche Menge, und welche Mannichfaltigkeit bloß der äußerlichen sichtbaren Theile unsers Körpers, und doch sind diejenigen, aus denen dieses Gemälde besteht, nur die vornehmsten und allerwesentlichsten! Welch eine Vollkommenheit und Schönheit derselben! Welche kunstvolle Verhältnisse eines gegen den andern! Welch eine wun-

derbare Verknüpfung zwischen allen! Welch eine Harmonie und Uebereinstimmung unter ihnen! Wie sie alle eins um des andern willen geordnet sind, alle in der ausgesuchtesten Lage und Stellung, daß keiner den andern in seinen verschiednen Bewegungen und Wirkungen hindern könne! Wie sie einander helfen und unterstützen; wie keiner den andern entbehren kann! Nicht ein einziger vergebens, keiner wider den andern, lauter Triebfedern in dieser erstaunenswürdigen Maschine, die in einander eingreifen, um die verschiednen Absichten derselben zu erfüllen! Welch ein Ganzes! Wie schön und vollkommen! Wer könnte sich zu unsern Angelegenheiten und Geschäfften eine beßre und bequemere Gestalt denken? Wie unfähig wäre der Mensch zu unzählbaren Verrichtungen, wenn er ein vernünftiges kriechendes, oder ein vierfüßiges Geschöpf wäre! Wie wenig würde er von dem thun können, was er itzt thun kann, wenn sein Schöpfer ihm bloß den Gebrauch der Hände versagt, wenn er sie, seine Füße und andre Theile des Körpers nicht mit so mannichfaltigen Gelenken versehen hätte? Mit einer andern als dieser geraden und aufgerichteten Gestalt hätte ich keine Herrschaft über so viele andre Geschöpfe erhalten, nicht so viele nützliche Dinge erfinden, mich nicht mit so vielerley vortrefflichen Künsten beschäfftigen, mich nicht so fertig drehen und wenden können. Hände und Füße hätten nicht die Geschicklichkeit gehabt, die sie nun haben, dem Willen meiner Seele zu gehorchen. Eine andre, als diese Gestalt, hätte mir eine freye

Aus=

Aussicht und den Anblick des Himmels verweigert. Wie bequem sind alle Theile geordnet, um den Leib im Gleichgewichte zu erhalten! Keine Seite ist der andern zu schwer; theils halten die Schultern, Arme und Seiten eine Gleichheit, die zu diesem Endzwecke dient; theils befördern ihn die Eingeweide mit ihrer Schwere und das Gewicht des Hintertheiles von unserm Körper.

Wie offenbar ist nicht mein Leib bloß nach seinen äußerlichen und sichtbaren Theilen, wegen ihrer Gestalt, Bildung, Ordnung, Lage, Wirkung und Uebereinstimmung, ein Werk der besten und weisesten Absichten! Wie viel Recht habe ich, auszurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich so wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennet meine Seele wohl! Laß mich frohlocken, o mein Schöpfer, daß ich ein Werk deiner Hände bin! Danken, preisen, bewundern, loben müsse ich dich ewig, daß du in dem Baue und der ganzen Einrichtung meines Leibes deine unendliche Weisheit und Macht hast verherrlichen wollen! Wenn ich mit meinen Augen sehe, wenn ich mit meinen Ohren höre; wenn ich durch meine andern Sinne so viele angenehme und wohlthätige Empfindungen erhalte; wenn ich meine Hände, meine Füße und meine übrigen Gliedmaßen brauche, sollte ich dich billig anbeten; allezeit sollte ich dir immer Dank und Lob opfern! Aber nur allzuoft vergesse ich diese Pflicht, deren Erfüllung doch so viel zu meiner Glückseligkeit und wahren Freude beytragen würde! Verzeihe mir, gütigstes Wesen, mein

Gott, und mein Schöpfer, vergieb mir diese Schwachheit, und erwecke mich öfter, gerührter und dankbarer daran zu denken, daß du mich durch deine Weisheit und Kraft so wunderbar bereitet hast.

Lehre mich, meinen Leib, seine Gliedmaßen und Theile zu keinen andern Absichten, als zu den deinigen zu gebrauchen, damit nicht durch meinen Misbrauch dein herrliches Werk verunstaltet und geschändet werden möge. Ich danke dir darüber, daß ich so wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennet meine Seele wohl!

Der Mensch
nach seinen innerlichen Theilen
das Werk eines weisen Schöpfers.

Wenig Menschen sind zur Kenntniß der innerlichen Theile ihres Körpers fähig; es gehöret außer einer besondern Aufmerksamkeit auch eine eigne Wissenschaft und Kunst dazu, zu dieser Einsicht zu gelangen; über dieß ist es schwer, durch bloße Beschreibungen dasjenige, was durch den Fleiß der Menschen in der Beobachtung der innern Beschaffenheit von den Wundern Gottes darinnen entdeckt worden ist, ohne die Hülfe der Sinne, oder der Gemälde, Unwissenden verständlich genug zu machen. Aber auch ein unvollkommner Versuch, uns

uns durch die Betrachtung unsrer innern Theile zu überzeugen, daß wir nach Absichten geschaffen, und das Werk einer unendlichen Weisheit sind, kann nicht ganz vergebens seyn. Auch das Stammeln von ihr ist Anbetung. Lerne also, o Mensch, der du deinen Schöpfer nie dankbar genug bewundern kannst, von den innern Theilen deines Leibes, und von der darinnen verherrlichten Weisheit desselben so viel erkennen, als du aus einem bloßen Grundrisse und einigen Zügen eines sehr vollkommnen Meisterstückes lernen kannst.

Welch ein wundervolles und unnachahmliches Gewebe ist nicht das Herz, das in der Brust liegt! Die Gestalt desselben gleichet einer stumpfen Pyramide, und seine Lage ist so, daß es sich mit der Spitze ein wenig nach der linken Seite neigt. Es hat zwey Höhlen, welche Herzkammern genannt, und durch eine fleischerne Wand von einander abgesondert werden. Da ist eine Blutader, welche das Blut von den obern Theilen des Leibes in die rechte Höhle des Herzens bringt; eine andre, welche das aus den untern zurückkehrende Blut in eben diese Höhle leitet; noch eine Schlagader, durch welche es daraus in die Lunge getrieben wird; wieder eine Blutader, wodurch es aus der Lunge in die linke Herzkammer zurückkehrt, woraus es eine andre große Schlagader in den ganzen Körper vertheilt. An der rechten Höhle liegt ein Läppchen, worein das Blut fällt, ehe es sich in die rechte Höhle ergießt, und ein andres von gleichem Nutzen befindet sich an der linken Herzkammer, damit

es sich darinnen so lange aufhalten könne, als das Herz sich zusammenzieht.

Wer kann über den unaufhörlichen Schlag desselben genug erstaunen, wodurch es sich ohne Unterlaß zusammenzieht und wieder ausdehnt? Unter der Ausdehnung verkürzt es sich und schwillt auf; unter der Zusammenziehung wird es kleiner und verlängert sich. Die Fleischzasern, aus denen es gewebt ist, beweisen, daß es eine Muskel sey, dessen Bewegung das Blut theils schlägt und erhitzt, theils mit Gewalt in die Schlagadern treibt, nachdem es solches während seiner Erweiterung empfangen hat. Also muß durch einen beständigen Kreislauf das Blut aus den Schlagadern in die Blutadern, aus diesen in das Herz, aus dem Herzen in die Lunge, wo es mit der Luft und durch die Luft ein neues Leben empfängt, aus der Lunge wieder in das Herz, aus dem Herzen in die Schlagadern des Hauptes und des ganzen Leibes fließen.

Gehöret, rufet hier ein großer Zergliederer aus, so viel Einsicht, so viel Erfahrung, so viel Aufmerksamkeit und Wissenschaft dazu, die kunstvolle Beschaffenheit des Herzens nur verstehen zu lernen, nachdem es gemacht ist: Wie unsinnig wäre es, sich einzubilden, daß derjenige, der alles dieses gemacht hat, unwissend und unerfahren sey, keinen Verstand habe, und ohne Absicht wirke! Lieber wollte ich, daß ich keine Vernuft hätte, wenn ich so viel Mühe anwenden sollte, mir die Wissenschaft solcher Dinge zu erwerben, welche, durch ich weis nicht was für eine Kraft, gemacht

wären,

wären, die nicht wüßte noch verstünde, was sie machte. Nein, ich sehe, o unsterblicher Gott, deine Kraft und Weisheit in deinen Werken, und von einer heiligen Entzückung ergriffen rufe ich aus: Groß ist der HErr! Groß ist der Baumeister der Menschen, Gott! Groß und wunderbar! Schöpfer aller Dinge, wie groß bist du!

Die Lunge ist ein blasenartiger weicher Theil, der, indem er sich gleich einem Blasebalge, ausdehnt und zusammenzieht, die Luft itzt einathmet, itzt wieder aushaucht. Sie breitet sich in dem ganzen Raume der Brust auf beyden Seiten aus, nahe bey dem Herzen, um es durch die eingeathmete Luft abzukühlen, und zugleich zu verhindern, daß das Blut sich nicht allzusehr verdünne. Die Zusammenziehung und Ausdehnung der Lunge wird im Unterleibe empfunden, welcher nach der Bewegung des Zwerchfelles durch die Hülfe besondrer Muskeln bald steigt, bald fällt. Ihre vornehmste Wirkung ist das Odemholen, eine von den nothwendigsten Verrichtungen des animalischen Lebens. Wie unentbehrlich ist es nicht, den Geruch zu befördern, den Speichel und viele beschwerliche Unreinigkeiten auszuwerfen, zu gähnen, zu niesen, zu schnauben, zu sprechen, zu singen, und andre mannichfaltige Veränderungen der Stimme hervorzubringen, den Druck alles dessen, was durch die Oeffnungen des Unterleibes aus dem Körper fortgetrieben werden soll, zu befördern, die überflüßigen Feuchtigkeiten durch die Schweißlöcher auszudünsten, die zur Milch bereitete Nahrung mit

Blut-

Blutwasser und dem Blute besser zu mischen, diesem seine Purpurfarbe zu geben, und vielleicht die Lebensgeister durch die mit dem Blute vermischte Luft zu erneuern, oder zu unterhalten!

Die Brust wird inwendig von einer feinen Haut, Pleura genannt, überzogen; ein leicht entzündeter Theil, dessen Entzündung, wenn sie nicht eine schleunige Hülfe dämpft, eine schnelle Zerstörung des ganzen Körpers verursachen kann, weil die Lunge leicht dadurch angegriffen wird.

Unter der Lunge liegt der Magen, gleich einem Beutel gestaltet, die Nahrung zu empfangen und zu verdauen. Wenn er leer ist, hängt er nieder, und wird in die Höhe gehoben, wenn er angefüllt ist, wider fressende Säfte mit einem dicken Schleime überzogen, der von kleinen Zasern gehalten wird, daß er von den durchgehenden Speisen nicht weggefegt und mit ihnen ausgeführt werden könne. Auf der rechten Seite ist die Leber, die eine Seite des Magens umwickelt, und durch ihre Wärme die Verdauung befördert. Sie sondert die Galle vom Blute ab, die sich in einer besondern Blase, wie in einer kleinen Flasche, sammelt, und in die Eingeweide ergießt, durch den Reiz, den sie ihnen mittheilt, den Auswurf der Unreinigkeiten zu erleichtern.

Der Leber gegen über ist die Milz, ein schwammichter Sack, worein das Blut durch eine große Schlagader gebracht und in die Blutadern zurück geführt wird, ein Theil, dessen wahre Bestimmung noch nicht erforscht ist.

Hinter der Leber und der Milz sind die Nieren, auf jeder Seite eine, wo die Feuchtigkeiten abgesondert und gesammelt werden, die sich in die Harnblase ergießen, und aus dieser durch ihre besondern Canäle aus dem Körper ausgeführt werden.

Unter diesen Theilen liegen die Gedärme, an beyden Enden des Gekröses befestigt und bestimmt, die verdauten Speisen durch verschiedne Krümmungen abzusondern und auszuwerfen.

Das Gekröse ist eine große in die Runde ausgebreitete Haut, die sich schlangenförmig verschiednemal übereinander wickelt, und die Gedärme nöthigt, sich auf eine ähnliche Weise übereinander zu falten. Auf dem Gekröse sieht man eine unzählige Menge kleiner Adern, die feiner als die Haare sind, die Milchadern genannt, weil sie einen der Milch ähnlichen weißen Saft enthalten, so klein, daß man sie nur sehen kann, wenn der Körper eines Thieres bald darauf geöffnet wird, nachdem es seine Nahrung genommen hat. Mitten im Gekröse ist eine große Drüse, wo sich die Milchadern als in ihrem Mittelpunkte vereinigen. Ihre Lage beweist, daß sie ihren milchartigen Saft aus den Eingeweiden erhalten, und in diese Drüse bringen, damit er aus ihr in andre Theile weiter gebracht werde.

Alle Eingeweide haben ihre gemeinschaftliche Haut, die sie bedeckt, voll Drüsen, welche sie durch ihre Feuchtigkeit schlüpfrig machen, voll Falten, um die verdauten Speisen aufzuhalten, und voll

Mus-

Muskeln, die ihnen nöthigen Bewegungen zu ertheilen und zu befördern.

Dieser ganze untere Theil des Leibes, der bey dem Magen anfängt, wird von der Brust durch das Zwerchfell abgesondert, einen Muskel, der das Odemholen befördert, indem er beständig steigt und fällt, und eine ähnliche Bewegung im Unterleibe verursacht. Er ist durchlöchert, um die Gefäße durchzulassen, die nach den untern Theilen gehen sollen. Die Leber und die Milz sind daran befestigt, und seine Erschütterung verursacht nicht nur das Lachen, sondern befreyet auch die Milz von den Feuchtigkeiten, die sie beschweren.

Dieß sind die vornehmsten Theile in der Höhle der Brust und im Unterleibe. Außer diesen giebt es verschiedene, die zu diesen führen.

Am Eingange des Halses sind der Schlund und die Luftröhre. Durch den Schlund werden die Speisen in den Magen gebracht, der nichts als eine Erweiterung von dem untersten Theile desselben ist, und durch das Zwerchfell durchgeht. Durch die Luftröhre dringt die Luft in die Lunge, wo sie sich in unzähligen kleinen Aesten verliert, und sie aufbläst. Sie besteht aus vielen kleinen Ringen, die lauter Muskel sind. Indem die Lunge die Luft durch diesen Canal zurückstößt, bildet sie die Stimme, und entledigt zugleich die Brust von den überflüßigen Feuchtigkeiten, die sie beschweren.

Die Luftröhre hat bey ihrem Eingange einen kleinen Deckel, der sich öffnet, um demjenigen den

Weg

Weg zu öffnen, was durch diesen Canal ausgeworfen werden soll. Er öffnet sich mehr und weniger, um die Töne der Stimme zu verändern und zu vervielfältigen, und schließt sich wenn wir schlucken, um den Speisen, die über ihn in den Magen hinabglitschen, den Eingang in die Luftröhre zu verwehren. Allenthalben ist sie mit einem Gewebe von Blutgefäßen umgeben, worunter viel kleine Drüsen liegen, die durch ihre Feuchtigkeiten diesen Canal schlüpfrig erhalten.

Unten am Magen an der Oeffnung des Ausganges ist ein gleicher Deckel, der sich öffnet, wenn er von den Speisen niedergedrückt wird, und sich schließt, damit die Speisen nicht zurückkommen können, die ihren Weg in einem langen Darme fortsetzen, worinnen die Absonderung dessen, was zur Nahrung dienlich ist, von den unnützen Theilen der Speise anfängt.

In dem erhabensten Theile des Körpers, dem Haupte, liegt das Gehirn, bestimmt, die Eindrücke der äußerlichen Gegenstände zu empfangen, und zugleich dem Körper die nöthigen Bewegungen mitzutheilen, ihnen zu folgen, oder vor ihnen zu fliehen. Diese verschiednen Bestimmungen zu erfüllen, mußte es zugleich weich und fest genug seyn, und wirklich hat es beyde Eigenschaften. Das Gehirn hat mancherley Krümmungen, Wendungen und Höhlen, die von den Zergliederern Kammern genannt werden, und besteht aus drey Theilen, dem Gehirne im besondern Verstande, dem Gehirnlein und dem verlängerten Markte, von denen das

erste vorwärts, das andre aber hinterwärts liegt. Jenes ist besonders zu den Wirkungen der Sinne geordnet, weswegen die zum Gesichte, Geruche, Geschmacke und Gehöre bestimmten Nerven daselbst gefunden werden, da aus dem Gehirnlein die Nerven entspringen, welche zum Gefühle, zu den Bewegungen, und besonders zur Bewegung des Herzens dienen sollen. Daher pflegen auch die Verwundungen desselben die tödtlichsten zu seyn, weil durch sie die erste Ursache des Lebens angegriffen wird.

Die ganze Masse des Gehirns wird von zwo feinen durchsichtigen Häuten bedeckt, von denen die eine die unmittelbare Einhüllung desselben ist, die andre das harte Hirnhäutlein genannt wird, voll Pulsadern ist, und beständig schlägt, vermuthlich in der Absicht, durch den Druck des Blutes die Lebensgeister feiner zu machen und zu vertheilen.

Was für eine unbeschreibliche Kunst wurde nicht erfodert, das weiche und zarte Gehirn so zu bilden, daß es so mannichfaltige Eindrücke annehmen, nicht zu sehr erschüttert werden, und doch so starke Bewegungen hervorbringen könnte, als wir oft in unserm Körper entstehen sehen.

Was für Kunst zu den innern Theilen des Auges, zu seinem Häutlein, zu seinen verschiednen Feuchtigkeiten, welche zu den verschiednen Brechungen der Lichtstralen dienen, zu den Muskeln, welche das Auge bewegen, und es den äußerlichen Gegenständen, wie einen Spiegel vorhalten, zu den Sehnerven, die sich in dem feinen netzförmigen

migen über den Grund des Auges ausgespannten Häutlein endigen, zu der gläsernen Feuchtigkeit, vor welcher die crystallene Feuchtigkeit liegt, die diesen Namen von ihrer Aehnlichkeit mit einem hellen Chrystalle hat!

Was für Kunst zum äußern und innern Baue des Ohres, besonders zur Trommel, dieser feinen und so wohl gespannten Haut, welcher ein kleiner Hammer, von einer außerordentlich zarten Struktur die Erschütterung der Luft mittheilt, und sie durch ihre Nerven bis zum Gehirne bringt, zu den mannichfaltigen Krümmungen und schneckenartigen Höhlen darinnen, um, wie in einem Trichter, die wellenförmigen Bewegungen des Schalles zusammen zu fassen, zu brechen und fortzupflanzen, zu den in dieser Absicht nöthigen Muskeln und den Drüsen, welche den bittern Auswurf absondern, der diesen offnen Theil vor den Insekten verwahrt, und, wenn sie sich darinn verkriechen, sie tödtet!

Außer diesen Theilen, welche ihre besondern Stellen am Körper einnehmen, giebt es andre, die sich durch den ganzen Leib verbreiten, als die Gebeine, die Schlagadern, die Blutadern, die Wasseradern und die Nerven.

Wie bewundernswürdig sind nicht die Knochen, aus denen das Geripp unsers Körpers besteht, und wie künstlich in einander gefügt, die Knochen des Hirnschädels, die durch Zacken in einander eingreifen, die Wirbelbeine des Halses, mit den Schulterbeinen und Knochen der Arme, der Hände und der Finger, die Wirbelbeine des Rückrads, an wel-

chen die Ribben befestigt sind, das Hüftbein, Schambein und Schenkelbein, die Kniescheibe und die Knochen der Füße und Zähen, mit vielen andern. Wie mannichfaltig ist nicht der Nutzen dieser Gebeine und anderer Knochen mit ihren Gelenken, den ganzen Körper theils aufrecht und beweglich zu erhalten, und ihn zu unterstützen, theils seine edlern Theile zu verwahren und zu beschirmen.

Eine eben so unnachahmliche Kunst offenbaret sich in dem Gewebe der Schlagadern und Blutadern, die den ganzen Leib durchkreuzen, um ihn mit dem Blute, das sie überall vertheilen, zu nähren, selbst mit tausend kleinen Schlagadern und Blutadern versehen, damit es auch ihnen nicht an der nöthigen Nahrung gebrechen möge. Diese Schlagadern, die das Blut empfangen, diese Blutadern, die es zum Herzen zurückbringen, die Klappen sowohl an ihren Mündungen, als in den verschiednen innern Abtheilungen derselben, wodurch das Blut entweder durchgelassen, oder verhindert wird, zurück zu fließen, der Puls in den Schlagadern, der dem Schlage des Herzens gleich ist, der Druck, den dadurch das Blut zum beständigen Kreislaufe empfängt, die größre Stärke und Festigkeit derselben von den Blutadern, damit sie nicht zerspringen, und die wunderbare Verknüpfung und Gemeinschaft derselben mit einander, alles muß den, der es gesehen hat, oder davon unterrichtet wird, in einem beständigen Erstaunen unterhalten.

Außer diesen giebt es hin und wieder viele Wassergefäße, welche gemeiniglich an gewissen

Drü=

Drüsen hangen, durch die ein helles, durchsichtiges, ins Gelbe fallendes Wasser abgesondert, und durch die bestimmten Adern circulirt, in einer besondern Blutader mit dem Blute vermischt, ins Herz geführt, und aus diesem durch die Schlagadern wieder im ganzen Körper vertheilt wird.

Die Nerven, von denen die Zergliederer des menschlichen Körpers zehn Hauptpaare zählen, sind eine Art kleiner Stricke oder Fäden, die aus dem Gehirne entspringen, und sich durch den ganzen Körper bis in die äußersten Enden desselben erstrecken. Wo Nerven sind, ist auch Empfindung. In ihren Höhlungen enthalten sie eine Art von Mark, welches dem Gehirnmarke ähnlich seyn soll. Nach ihrer Bestimmung sind sie Werkzeuge theils der Empfindung, theils der Bewegung. Ueberall, wo der Sitz eines Sinnes ist, da sind auch Nerven, welche zur Empfindung desselben dienen. Es giebt Sehnerven, Gehörnerven, Geruchnerven, Geschmacknerven an der Zunge, wie auch Nerven des Gefühls, die, wie das Gefühl selbst, durch den ganzen Körper verbreitet sind, längst dem Rückrade hinlaufen, da sich von einander trennen, und sich durch alle Theile des Leibes erstrecken. Diese sind auch in den Theilen, die zu den andern Sinnen dienen, weil sie außer der ihnen eigenthümlichen Empfindung auch Gefühl haben sollen. Daher können die Augen, die Ohren, die Nase und der Mund Eindrücke annehmen, die bloß von dem Gefühle abhangen, und von den ihnen eignen Nerven nicht gewirkt werden. Die Nerven verursachen aber nicht allein alle Empfin-

dung, sondern setzen auch alle Muskeln des Körpers in Bewegung; daher alle diejenigen Theile, welche mannichfaltiger Bewegungen fähig seyn sollen, als die Augen, die Ohren und die Zunge, außer den ihnen eignen Nerven noch andre haben, durch deren Hülfe sie bewegt werden.

Alle diese Theile haben ganz feine und unsichtbare Oeffnungen, welche Schweißlöcher genannt werden, damit die leichtesten und feinsten Materien, die im Körper überflüßig sind, verdünsten sollen.

O welch eine tiefe unaussprechlich große Kunst und Weisheit offenbaret sich bloß in diesen vornehmsten innern festen Theilen des menschlichen Körpers! Von welch einer mannichfaltigen Art, Bildung, Einrichtung, Lage, Wirkung und Bestimmung sind sie nicht! Und sind die flüßigen Theile unsers Leibes weniger bewundernswürdig? In welch ein Erstaunen über den unbegreiflichen Reichthum der göttlichen Weisheit würden wir nicht gesetzt werden, wenn die verschiednen Feuchtigkeiten und Säfte unsers Körpers, das Blut, der Milchsaft, die Lymphe, die Galle, das Mark, der Nervensaft und die verschiednen Gattungen von Schleim und Gallerten in den unzählbaren Drüsen des Leibes mit allen ihren Eigenschaften, mit der Art ihrer Zubereitung, ihres Abganges und ihrer Ersetzung, mit ihrer Absonderung von einander, mit ihrem Kreislaufe, und nach ihrer mannichfaltigen Bestimmung und Wirkung uns deutlich genug bekannt wären!

Alles ist an dem ganzen menschlichen Körper Kunst, Nutzen und Schönheit; der kleine Raum, den er einnehmen soll, auf das vortheilhafteste gebraucht, alles, was ihn ungestalt, häßlich und unangenehm machen könnte, auf das künstlichste verborgen, und selbst dasjenige, was zum Auswurfe bestimmt ist, auf das beste gebraucht, ehe es aus dem Leibe geführt wird. Wer ist so fühllos, so sehr aller Aufmerksamkeit, alles Nachdenkens und aller Ueberlegung beraubt, daß er nicht über die Betrachtung einer so sehr zusammengesetzten Maschine, als unser Leib ist, in die äußerste Verwunderung gesetzt werden sollte! Wie wunderbar sind die kleinern Maschinen, die darinnen angebracht, und alle nach besondern Regeln ausgearbeitet sind, und so mannichfaltige, so sehr von einander verschiedne Wirkungen hervorbringen, welche sich gleichwohl alle zur gemeinschaftlichen Erfüllung andrer Endzwecke vereinigen! Was für Künste, welche Werkzeuge zu tausend verschiednen Verrichtungen haben wohl die Menschen erfunden, deren Regeln sie nicht aus der Einrichtung ihres Leibes lernen könnten! Welche Gesetze des Zusammenhanges, der Absonderung, des Stosses, der Schwere, des Gleichgewichtes und Druckes, und aller Arten von Bewegung können in ihrem Körper beobachtet und entdeckt werden? Und der Mensch sollte bey gesundem Verstande nur einen Augenblick lang zweifeln können, daß er seinem Körper nach, das Werk einer verständigen Ursache sey, welches unzählbare weise und vortreffliche Absichten durch die vollkom-

mensten und unfehlbarsten Mittel zu erreichen gewußt hat?

Das Leben, die mannichfaltigen Arten der Empfindung, des Gefühls und der Bewegung, welcher die Seele zum Gebrauche ihrer verschiednen Kräfte bedarf, sind, nebst der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes durch sich selbst, die vornehmsten Endzwecke, worinnen das Daseyn und die Wirkungen aller innern und äußerlichen festen und flüßigen Theile unsers Körpers gegründet sind. Die Menge, Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit derselben ist unbeschreiblich groß, zumal, wenn man erwägt, aus wie vielen kleinern bis zur Unsichtbarkeit feinen Theilchen jeder größere Theil zusammen gesetzt ist. Aber in ihrer Beziehung auf die großen Endzwecke unsers Leibes ist von diesen vielen mannichfaltigen und verschiednen Theilen auch nicht ein einziger überflüßig und entbehrlich. Einige sind so nothwendig, daß das Ganze nicht ohne das Daseyn und die Wirkung derselben bestehen kann. Die Zerstörung eines einzigen von ihnen, oder nur die geringste Verletzung desselben zieht die Zerstörung des Ganzen nach sich. Einige können in Absicht auf das Leben, oder in Betrachtung dieser oder jener Empfindung fehlen; aber sie können nicht entbehrt werden, ohne uns andre Empfindungen und Bewegungen zu rauben, oder die Erhaltung und Fortpflanzung unsers Geschlechtes zu verhindern. Wenn einige diese Endzwecke nicht unmittelbar befördern, so dienen sie mittelbarer Weise zur Erfüllung derselben. Die Zubereitung des Blutes, die Absonderung der

Galle

Galle und des Nervensaftes von demselben, sein Kreislauf, und andre solche Wirkungen sind nicht die Ursachen des Gesichtes, des Gehöres und andrer sinnlichen Empfindungen, aber die eigentlichen Ursachen derselben würden außer der Vereinigung mit ihnen ihre Wirkung nicht hervorbringen, noch fortsetzen können.

Eben deswegen ist eine so genaue und innige Verbindung, Gemeinschaft und Zusammenstimmung aller innern und äußern Theile unsers Leibes mit einander veranstaltet worden. Weil ohne Leben und Bewegung keine Empfindungen möglich waren, so stehen alle Theile des Körpers mit dem Herzen und dem Gehirne in der vollkommensten Vereinigung, die nur gedacht werden kann, wie diese beyden herrschenden Theile unter einander selbst in der innigsten Verknüpfung stehen, und in ihren gemeinschaftlichen Wirkungen auf das freundschaftlichste mit einander harmoniren. Das Herz ist es, welches durch die Schlagadern und Blutadern das Blut, wodurch alles in unserm Körper ernährt wird, durch seinen immer gleichen Schlag auf eine gleiche Weise durch den ganzen Körper vertheilt, wie das Gehirn durch die Nerven, die sich in ihm endigen, überall Bewegung, Empfindung und Gefühl hervorbringt. Aus einigen Pulsadern und Blutadern entspringen unzählbare kleinere Schlagadern und Blutadern, die gleich den Wurzeln und Aesten eines Baumes sich in alle Theile des Leibes ausbreiten. Allein obgleich Gehirn und Herz die ersten Quellen des Lebens, der Empfindung und Bewegung sind, so

würden sie doch bald erschöpft werden, wenn die Ströme, die sich aus demselben ergießen, sich nicht gleich den Flüssen, die in das Meer zurücklaufen, in das Herz zurückfließen könnten, oder wenn nicht der Mangel dessen, was sie und der ganze Körper besonders durch die beständige Ausdünstung verlieren, ohne Verzug ersetzt würde. Die zur Verdauung der Nahrung und Absonderung unsrer mannichfaltigen Feuchtigkeiten und Säfte sind darum dem Herzen eben so unentbehrlich, als ihnen das Herz und Gehirn ist, und beyder Wirkungen beziehen sich auf einander. Wie unentbehrlich sind nicht in dieser Absicht die Muskeln, die Drüsen, die Leber, die Gallenblase, ihre Feuchtigkeiten, die Knochen und alle äußerlichen und innerlichen Häute des menschlichen Körpers! Welch ein tiefer Verstand, welch eine unaussprechliche Weisheit mußte nicht das Wesen besitzen, welches zwischen so vielerley und so verschiednen Theilen eine genaue Freundschaft stiften; wie sehr mußte es nach Absicht, Zahl, Maaß und Gewicht handeln, wenn dieser Bund aller Theile des Körpers errichtet werden und bestehen sollte!

Wie viele Absichten werden nicht durch diese Gemeinschaft der Theile erhalten, die außer ihrer Vereinigung unmöglich erfüllt werden konnten. Wie viele Begriffe, die wir empfangen, hangen von den gemeinschaftlichen Wirkungen verschiedner Sinne ab! Wir würden zum Exempel keine Vorstellung von Ausdehnung, Raum und Figur haben, wenn sich nicht Gesicht und Gefühl mit einander vereinigten; eben so würden wir nicht hören, wenn

wir

wir nicht reden könnten, und nicht reden, wenn wir nicht hören könnten!

Die Mannichfaltigkeit der Endzwecke, welche gemeiniglich durch einen jeden Theil unsers Körpers vermöge seiner kunstvollen Einrichtung erhalten werden, ist eben ein so bewundernswürdiger Beweis einer unendlichen Weisheit, als die Mannichfaltigkeit der Theile und ihre freundschaftliche Harmonie mit einander. Dieses ist ein Beweis, der auch dem gemeinsten Verstande begreiflich ist, wenn er nur einige Aufmerksamkeit auf den Bau seines Körpers richten will! Zu wie vielen Absichten dienet nicht die Zunge, dieser kleine Theil unsers Leibes! Sie trägt das ihre zur Nahrung des Körpers bey, sie ist das Werkzeug des Geschmacks; sie ist auch das Werkzeug der Rede, und wie mannichfaltig sind nicht die Töne, die durch ihre verschiednen Bewegungen möglich sind! Wie mannichfaltig sind die Absichten, zu denen Hände und Füße dienen! Wie mannichfaltig die Wirkungen der Lunge! Die Nase ist nicht allein ein Werkzeug des Geruchs, sondern auch ein Canal der Absonderung. Die Werkzeuge, wodurch der Leib seiner überflüßigen und scharfen Feuchtigkeiten entledigt wird, dienen zugleich zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes. Es ist kein Glied an unserm Körper, das bloß zu einem einzigen Geschäffte aufgelegt wäre. Wer beurtheilt aber nicht die Größe der Weisheit eines Wesens nach der Menge und Mannichfaltigkeit der Absichten, die er durch ein und dasselbe Mittel zu erreichen weis!

Eben so bewundernswürdig sind die genauen und richtigen Verhältnisse aller Theile des menschlichen Körpers gegen einander, sowohl was ihre Größe und Figur, als ihre Ordnung und Lage betrifft. Keiner ist größer oder kleiner, als es seine Beziehung auf andre und ihren gemeinschaftlichen Nutzen erfodert. Eben so ist eines jeden Figur und Lage die bequemste und zuträglichste sowohl für ihn selbst, als für andre, welche nur gedacht werden kann. Daß Veränderungen darinnen möglich sind, ohne die vornehmsten Endzwecke des Körpers, das Leben, die Empfindung und Bewegung aufzuheben, das erhellet aus vielen Misgeburten oder ungestalten Körpern der Menschen. Aber wenn diese und jene Abweichungen der Theile in ihrer Größe, Figur und Lage von den ordentlichen Regeln, nach denen unser Körper gebildet ist, mit den vornehmsten und wichtigsten Endzwecken bestehen können: so beleidigen sie doch die Annehmlichkeit und Schönheit unsrer Gestalt, und ist nicht dieß, daß sie so selten sind, und gemeiniglich nur durch die Schuld der Menschen selbst entstehen, auch Absicht und Weisheit?

Ist es nicht Absicht und Weisheit, daß die Theile unsers Leibes, die innern und die äußern, nicht allein unter und gegen einander selbst nach so genauen und richtigen Verhältnissen gebauet sind, sondern auch in so abgemeßnen Verhältnissen gegen alle andre Dinge außer uns stehen! Was würde uns die Einrichtung des Auges, des Gehöres und der Lunge nützen, wie weise und kunstvoll sie auch ist, wenn sie sich nicht auf die Beschaffenheit des Lichtes und der Luft und die Gesetze ihrer Bewegungen und Wirkungen

gründete? Wenn das Wasser, das Feuer, die Früchte, die wir genießen, das Fleisch der Thiere, womit wir uns nähren, alle harten, weichen und flüßigen Körper außer uns ganz andre Eigenschaften hätten, als sie haben: so würde die ganze Einrichtung unsers Leibes zwar wohl ein künstlicher aber ganz vergeblicher Mechanismus seyn, und würde außer seiner Beziehung auf die Dinge außer uns nicht einmal bestehen können. Was für unendliche Erkenntnisse aller Dinge und ihrer Eigenschaften, und der Möglichkeit ihrer Verknüpfung mit einander, und ihrer Beziehungen auf einander wurden nicht erfodert, unsern Leib zu dem zu machen, was er ist, und die Wirkungen und Veränderungen, die durch ihn hervorgebracht werden, zur Wirklichkeit zu bringen!

Wenn man nun noch zu allen diesen Betrachtungen die unläugbare Anmerkung hinzusetzt, daß ungeachtet die Leiber aller Menschen aus einem ähnlichen Stoffe, nach einerley Absichten und Regeln gebildet sind, bey aller Gleichheit und Aehnlichkeit derselben mit einander doch eine solche Mannichfaltigkeit und Unähnlichkeit derselben statt finde, wodurch einer von allen und alle von einem jeden unterschieden werden können; daß diese Unähnlichkeit sich in ihren Sinnen und ihren Empfindungen, in ihrer Stimme, in allen ihren Bewegungen äußert; daß sie sich bis auf die kleinsten und unsichtbarsten Theile ihres Körpers außer ihm und in ihm erstreckt: Wer muß darüber nicht in die äußerste Verwunderung gesetzt werden? Wer sieht sich nicht gezwungen, über den unendlichen Reichthum der göttlichen Weisheit, der aus dieser Einrichtung hervorleuchtet, zu erstaunen?

So ist also in dem ganzen menschlichen Körper nichts ohne Grund und Absicht; alles setzt Entwurf, und den herrlichsten Entwurf der vollkommensten Weisheit voraus, einer Weisheit, die unsern Begriff, und alles, was wir Großes und Herrliches bey ihr denken können, unendlich weit übersteigt. Nichts ist von ungefähr; nichts ohne Endzweck und Nutzen. Es ist nicht unmöglich, daß Menschen sich für die Wirkung eines blinden Zufalls halten, und in der Unvernunft und Thorheit so tief sinken und glauben können, daß kein Gott sey, der sie geschaffen hat. Die Offenbarung bezeugt es, und es giebt Beyspiele eines solchen Unsinns. Aber das ist auch gewiß, daß ein solcher tiefer Verfall der menschlichen Seele nicht ohne einen muthwilligen oder doch sehr verschuldeten Mangel aller Aufmerksamkeit, alles Nachdenkens, aller richtigen Ueberlegung möglich sey; nicht möglich ohne eine völlige Verläugnung der Vernunft und dessen, was sie lehrt, sie sey nun unvorsetzlich, oder boshaft; nicht möglich, ohne einen hohen Grad von sittlichem Verderben. Sobald der Mensch nur aufmerksam auf sich selbst wird, nur so vernünftig denkt, daß er sich selbst, seinen Leib, seine mannichfaltigen Theile, ihre Bildungen, Wirkungen und Absichten kennen lernt, wird er auch voll dankbarer Verwunderung ausrufen müssen: Ich sehe, o Unendlicher, deine Kraft und Weisheit in deinen Werken! Groß ist der HErr! Groß ist der Baumeister der Menschen, Gott! Groß und wunderbar! Schöpfer aller Dinge, Gott, wie weise, wie groß bist du!

Jerusa-

Jerusalems Betrachtungen.

Wichtigkeit der Untersuchung: Ob ein Gott sey?

Ehe wir über die Natur und Vortrefflichkeit der Religion, zu der wir uns bekennen, unsere Untersuchung anstellen, müssen wir zuförderst von gewissen allgemeinen Wahrheiten überzeugt seyn. Die erste und wichtigste von allen ist diese: Ist ein Gott, oder ist keiner? ist ein allerhöchstes vernünftiges Wesen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Ursprung hat, oder sollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit ansehen? Dieß ist mir der nächste und wichtigste Gedanke, den sich meine Vernunft gedenken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden, ich mag über mich den Himmel ansehen, ich mag die Geschöpfe betrachten, womit ich umgeben bin, ich mag meine Augen zuthun, und in meine eigene Empfindungen mich versenken: so ist mir dieser Gedanke mit aller seiner Wichtigkeit überall gleich gegenwärtig. Ich sehe überall eine Schönheit, und

bey

bey der unendlichsten Mannichfaltigkeit eine Harmonie, worinn sich meine Seele mit Entzücken verlieret. Ich sehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuren Weltkörper in dem leeren Raume in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derselben in der unermeßlichsten Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachste Gesetz sich um jene, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innern Natur aufs genaueste abgewogen ist, und die wiederum durch eben dieses Gesetz so viele Cometen in ganz andern Laufbahnen, von allen Himmelsgegenden, durch jene ihre Kreise leitet, ohne daß sie sich in ihrem Laufe stören! Unsre Erde könnte in unzähligen Graden von der Sonne weiter entfernt stehen, sie könnte ihr eben so vielmal näher seyn; und wer wies ihr eben die Entfernung an, daß sie das Maaß von Licht und Wärme bekömmt, welches der Natur aller ihrer Geschöpfe am gemäßesten ist? Ihre Stellung gegen die Sonne könnte ebenfalls unendlich anders seyn; und wer gab ihr unter allen möglichen eben diejenige Lage, die durch die Abwechselungen von Sommer, Winter, Herbst und Frühling alle ihre Gegenden am meisten bewohnbar macht? Wer befahl dem Mond, diese Erde beständig zu begleiten, und wer maß seinen Abstand so genau, daß der Ocean dadurch in seiner beständigen Bewegung erhalten wird, aber auch nie aus seinen gesetzten Ufern treten kann? Wer maß die Fläche

des Oceans gegen die höhere Fläche der Erde, daß von den häufigen Ausdünstungen das Land durch unaufhörliche Regen nicht ersäuft, doch aber auch durch Regen und Flüße hinreichend getränkt wird? Und wer gab endlich den beyden so nahe verwandten Elementen, dem Wasser und der Luft, das verschiedne Gesetz, daß die Luft ihre ausdehnende Kraft nie verlieren, das Wasser hergegen dieselbe nie annehmen, und in die Luft sich verwandeln kann, sondern daß beyde das Maaß und Gewicht unveränderlich behalten müssen, welches der Beschaffenheit und Natur aller Geschöpfe so gemäß ist? Ist kein Gott, kein vernünftiges freyes Wesen, das dieses alles geordnet hat: so sehe ich nichts, so ist mir alles das dunkelste Räthsel, und so ist mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf der Erde antreffe, eben so unerklärlich.

In ihrer ersten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dieß ist der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stuffe hinauf, so finde ich diese rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Crystallen schon unendlich schön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannichfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stuffe höher steige, und sehe, wie diese rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannichfaltig organisiret ist! Der Crystall, der Kiesel, behalten unverändert ihre Gestalt, die sie vielleicht von der Schöpfung her haben; sie bleiben einzeln, wie sie sind, ohne eine sichtliche Aen-

derung

derung oder Vermehrung. In diesem Reiche ist hingegen alles in beständiger Verwandelung; hier wächst, hier lebt alles; und alles in unzähligen Stuffen. In einerley Erde, von einerley Regen befeuchtet, steht alles vermischt unter einander, und alles ist an Geruch, Farbe und Geschmack unendlich unterschieden; es wächst, es vermehrt sich, es stirbt alles zu seiner besondern Jahreszeit, alles in der vollkommensten Harmonie mit der ganzen übrigen Natur; alles verschieden, und alles nach dem einförmigsten Grundgesetze.

Ich gehe noch eine Stuffe höher, und meine Aussicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden sahe ich bey einer unendlichen Mannichfaltigkeit und Schönheit den künstlichen Mechanismus. Aber außer dem Wachsthume ist noch alles todt; es wächst und stirbt noch alles auf der Stelle, wo es gebohren wird, ohne sein Daseyn selbst zu empfinden. Aber hier sehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinsten Empfindungen, die künstlichsten Triebe. Eben die vorige Materie, fast dieselbe Organisation; es entsteht, es wächst, es stirbt alles mit den Pflanzen nach einerley Gesetzen, aber in unendlich neuen Gestalten, in unendlich größrer Vollkommenheit, alles lebt, alles bewegt sich selbst, alles empfindet, und diese Vollkommenheit steigt, wie in den Pflanzen, in unzählichen sich immer gleichen Stuffen. Die niedrigste Pflanze war noch halb Stein; das niedrigste Thier ist sichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aesten fort-

wach-

wachsen; Thiere von einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf haben; einige, die noch auf der Stelle sterben, worauf sie gebohren werden, denen ihre Schaale noch ihre ganze Welt ist; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Gesicht die entferntesten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfen Wasser, ein Blatt eine Welt ist. Und alles ist in seiner Art vollkommen, alles hat seine Gliedmaßen, die nach dem übrigen Baue seines Leibes, nach seiner Bestimmung, nach seiner Nahrung, nach dem Elemente, worinn es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet sind; alles hat seine besondern Triebe, die mit seiner ganzen Natur harmoniren. Indessen herrscht in diesem unruhigen willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles seine abgemeßnen Stuffen, alles seine angewiesene Gegend, die unveränderlichsten Gesetze. Es bleibt alles unverändert in seiner Art; es vermischt sich nichts, es verliert sich nichts, nichts wird unvollkommner, nichts kann sich über die Stuffe seiner Natur erheben; alles stirbt, und erzeugt sich in einer unveränderlichen Proportion fort, wie es seiner Bestimmung und der ganzen Natur gemäß ist. Ein jedes behält sein Maaß von Kräften, sein Maaß von Begierden, seine bestimmte Dauer. Ich finde nirgend eine wahre Vernunft, aber ein geheimes unerklärliches Gesetz, das schneller und gewisser, als alle Vernunft ist, ersetzt diesen Mangel. Alles kennet sein Geschlecht; es weis alles

für seine Nahrung, für seine Wohnung, für seine Fortpflanzung und Erhaltung mit einer Geschicklichkeit zu sorgen, die den scharfsinnigsten Weltweisen in Erstaunung setzt. Und alle diese Mannichfaltigkeit ist nur eine Kette; vom Stein bis zur Pflanze; von der Pflanze bis zum Affen; es sind alles Glieder, die sich berühren. Es ist alles voll, nirgend ein Raum, nichts sich vollkommen gleich, alles stuffenweise. Wo ich mit einem Auge am Ende bin, da entdecken mir die Vergrößerungs- und Gerngläser neue Welten; und vielleicht bin ich auch mit diesen in der Hand noch immer auf den Mittelstuffen dieser unendlichen Leiter. Die Verbindung bleibt indessen immer dieselbe. Pflanzen, Thiere, Wasser, die Planeten, die Sonne selbst, alles ist um des andern willen da; es macht alles nur ein Ganzes, ein vollkommenes Ganzes aus.

Ich selbst bin mir noch ein unendlich größeres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächste Anverwandte der Thiere. Ich entstehe wie sie, ich nähre mich wie sie, ich habe mit ihnen einerley Dauer, dieselbigen Triebe, eben den Tod. Auf der andern Seite habe ich in meiner Gestalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich bin ein Gott gegen sie. Ich habe eine Vernunft, einen freyen Willen; ich herrsche über alles, es wächst alles nur für mich, von der Ceder bis zum Grase, vom Elephanten bis zum Seidenwurm, alles ist nur für mich da. Ohne mich ist die ganze Natur todt, alle ihre Ordnung nichts besser, als

ein Chaos. Der Weinstock genießt sich selbst nicht; die Blume empfindet ihre eigene Schönheit nicht; dem Seidenwurme ist sein Gewebe nichts wie sein Grab; ohne mich liegt der Demant ohne Werth unter den Kieseln. In mir vereinigt sich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich schaffe ihr alle Augenblicke neue Gestalten, ich dringe in ihre innerste Werkstatt, ich entdecke ihre geheimsten Gesetze; ich messe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Aussichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgend ihre Gränzen; es ist alles in mir ewig. Noch mehr, die Quelle meines Vergnügens und Misvergnügens habe ich in mir selbst; ich bin mein eigener Gesetzgeber, mein eigener Richter; ich lobe und tadle, und strafe und belohne mich selbst, und mein Beyfall ist mir wichtiger, als die Lobsprüche von tausend Schmeichlern.

Aber was sehe ich in allen diesem Reichthume, in dieser Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freyes Wesen ist, welches dieß alles hervorgebracht, und diese herrliche Ordnung veranstaltet hat? Ist dieß alles von ungefähr, kömmt es alles aus einer blinden todten Nothwendigkeit; so weis ich nicht, was ich sehe. Eine Maschine, aus Millionen Rädern zusammen gesetzt, die alle eine gemeinschaftliche abgemessene Bewegung, und im Ganzen weder Urheber noch

Endzweck haben; lauter abgemessene Mittel ohne Absicht, lauter bestimmte Absichten ohne Ursache. Die vollkommenste Ordnung und Schönheit ohne Vernunft, eine ewige Bewegung ohne Urheber, lauter Leben aus einem ewigen Tode; die vollkommenste Harmonie unter lauter streitenden Dingen; : : : wie finster! Hier sehe ich nichts mit aller meiner Vernunft. Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthsel. Von lauter sterblichen Vätern von Ewigkeit her, das widersprechendste Geschöpf, von allen Seiten eingeschränkt, und in allen meinen Aussichten und Begierden unendlich; mit einer Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu sterben; ein Herr der Thiere, ein Herr der ganzen Natur, mit allen Schicksalen eines Insekts; ein todter Staub voll göttlicher Kraft; ein denkendes Wesen, das sich über alle Himmel erhebt, und in dem Augenblicke ein Fraß der Würme; mit dem strengsten Gesetze gebohren, ohne Gesetzgeber. Wie räthselhaft! wie finster! Wie viel sehe ich hier mehr, als ein Thier! Dieß ist das wenigste; ich bin mit allen diesen Vorzügen nichts besser, als ein Thier; ich bin schlechter, ich bin unglücklicher, so lange diese Untersuchung für mich nicht entschieden ist. Es ist wahr, ich behalte meine gewissen Vorzüge als Mensch, wenn auch kein Gott ist. Meine Vernunft verlieret dadurch an ihren Fähigkeiten nichts; ich kann in der Erforschung der Wahrheit eben so ungehindert fortgehen, ich empfinde ihre Reizungen mit eben der Lebhaftigkeit; ich behalte alle Reizbarkeit meiner

Sinne, ich genieße alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; die Welt bleibt für mich eben so schön, eben so reich; meine Begierden bleiben eben so lebhaft, eben so mannichfaltig; ich bleibe nichts desto weniger der Herr der Welt. Der Stier ist satt, wenn er die Triebe seiner Natur gestillet; der Tieger ist satt, wenn er seinen Hunger gestillet hat; in meinen Begierden kenne ich keine Grenzen; meine Einbildungskraft kann mir immer neue Reizungen verschaffen. Das Thier geht nur seinem Raube nach; ich kann meinen Geschmack über das Maaß meiner Natur ausdehnen. Der Stier, der Tieger sind an die engen Gränzen ihrer Natur gebunden; ich kenne diese Einschränkung nicht, für mich hat die Natur keine Gränze, ich bin Herr; wenn ich will, kehre ich ihre Gesetze um; ich kenne kein ander Gesetz, als meine Triebe. Meine Vernunft widerspricht mir zwar; mein Gewissen droht mir mit geheimen Ahndungen; aber was habe ich zu fürchten? Morgen bin ich todt. Morgen todt? ewig todt? Ja, wenn kein Gott ist, so habe ich nichts anders, als einen ewigen Tod, zu erwarten. Aber soll dieß eine Beruhigung für mich seyn? O hätte mich doch, wie ich meine Existenz erhielt, das Loos eines Thieres getroffen! so hätte ich die mühselige Chimäre, der Vorschrift meiner Vernunft und meines Gewissens beständig zu folgen, nie gekannt; so hätte ich die Kränkung von so vielen vergeblichen Entwürfen nicht; so kennte ich die Reizungen der Wahrheit und Tugend nicht; so kennte ich die reizenden Aussichten einer Ewigkeit nicht; so wüßte

ich nicht eher, was Tod wäre, bis das Schlachtmesser mir schon alle Empfindung und Furcht davor genommen hätte: da ich jetzt, unter einer jeden Empfindung meines Lebens mit dem Tode ringend, die schröckliche Vorstellung einer ewigen Vernichtung vor Augen habe, und da ich kaum das Alphabet der Natur mühsam gelernt, und die Reizungen der Wahrheit in der Ferne gesehen habe, meine Augen auf ewig schließen muß. Ist dieß der ganze Endzweck der prächtigen Anlage der Natur? Ist dieß der ganze Lohn der vielen Bemühungen, mich zur Wahrheit und zur Tugend zu bilden? Ich wiederhole es mit Bedacht: O wäre ich ein Thier geworden! Ich hätte zwar diese Vorzüge nicht gehabt, aber ich hätte auch keine bessere gekannt; ich hätte die Schönheit der Tugend nicht empfunden, aber ich hätte *auch ihr* strenges Gesetz nicht gefühlt; ich wäre ruhig meinen Trieben gefolget, ich hätte sie gesättiget, und ich hätte den ermüdenden Streit meiner Vernunft und meiner Begierden nie empfunden. Aber was soll ich itzt thun? Soll ich meinen Trieben folgen, oder soll ich dem Gesetze meiner vernünftigen Natur gehorchen? Es ist wahr, ich habe nichts zu fürchten; aber womit besänftige ich die Anklagen, die mir mein Gewissen darüber machen wird? Soll ich mich dagegen ganz unempfindlich zu machen suchen? Was für ein grausames Unternehmen! Und wie will ich mich gegen meine Vernunft rechtfertigen? Was muß ich in meinen eigenen Augen für ein verächtliches, für ein abscheuliches Geschöpf werden, wenn ich die Würde meiner Natur

tur so weit verläugnen, und mich in ein Thier umschaffen will? Soll ich aber der Stimme meiner Vernunft gehorchen? Soll ich mich der Tugend widmen? Ja sie ist schön, entzückend, himmlisch schön. Aber wo diese Tugend die Verläugnung meiner angenehmsten Begierden von mir fodert; wenn ich dieser Tugend, unter dem höhnenden Triumphe des belohnenden Lasters, meine Ruhe, meine Wohlfahrt, mein Leben und was mir noch unendlich schätzbarer als dieß alles ist, wenn ich ihr die Wohlfahrt der Meinigen aufopfern soll: wo soll ich hier den Muth, wo soll ich die Kräfte hernehmen, einer leeren Vollkommenheit mein höchstes Gut aufzuopfern; wo soll ich die Vergeltung für ein solches Opfer nehmen, und wo ist meine Verbindlichkeit, einem solchen Gesetze zu gehorchen? Wenn kein Gott ist, so ist die Erfüllung meiner Begierden das höchste Gut, das ich erreichen kann. Ich Thor! warum will ich mich denn durch ein Gesetz in meiner Glückseligkeit einschränken lassen, da ich keinen Gesetzgeber kenne? Was habe ich zu fürchten, was habe ich zu hoffen? Wenn ich sterbe, ist alles aus; Tugend, Vernunft, Gewissen, es sind alles für mich leere Worte; ich habe als ein Vieh gelebt; ich sey ein Fluch unter meinen Mitgeschöpfen gewesen, oder ich sey als ein Märtyrer der Wahrheit und der Tugend gestorben; wenn ich sterbe, ist alles eins; ich dünge den Kirchhof, und nähre durch meinen Moder wieder andere Thiere. O was für ein blindes widersprechendes Geschöpf! Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele,

so bald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchsten vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat! Was die Sonne meinen Augen ist, das ist dieser erquickende Gedanke meiner Vernunft; in diesem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung sahe, da sehe ich itzo nichts, als entzückende Vernunft; überall die besten Absichten mit den weisesten Mitteln verbunden. Ich sehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der leblosen Geschöpfe und die Triebe der lebendigen zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit seiner wohlthätigen Hand aufs weiseste zu verbinden sucht. Nun bin ich mir auch das Räthsel nicht mehr; ich übersehe meine ganze Bestimmung. Ein allerhöchstes vernünftiges freyes Wesen hat mich auf die höchste Stuffe dieser sichtbaren Natur gesetzt; : : : gewiß nicht, daß ich die Ordnung der Natur zerstören sollte. Es hat mich mit den edelsten Fähigkeiten ausgerüstet; : : : nicht, daß ich nur ein so viel größers Thier seyn sollte. Dieser weise Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moralisches Gefühl von Gutem und Bösem gegeben; er hat es unüberwindlich gemacht; er hat es über meinen Willen erhaben; : : : ein sicherer Beweis, daß es sein Wille ist, daß ich es für mein erstes Gesetz erkennen soll, und daß es ihm unmöglich gleich viel seyn kann, ob ich dieß Gesetz erfülle, oder nicht. Meine Begierden, meine Ruhe, mein Gewinn, machen dagegen keinen Einwurf; gesetzt, daß ich alles aufopfern muß, was bin ich denn, daß ich mich dem

Willen des HErrn meines Lebens, seinem unumschränkten, weisen und wohlthätigen Willen entziehen könnte? Dafür weis ich, wenn ich ihm zu gehorchen mich bestrebe, daß ich ihm auch gefallen werde. Beruhigung genug für mich; nun will ich mit freudiger Aufmerksamkeit auf die Stimme meines Gewissens achten; vor seinem Angesichte kann nichts, kein guter Gedanke verlohren gehen. Nun sehe ich dem Gewinne des Lasterhaften ruhig zu; er pranget mit seinem Glücke, ich beneide ihn nicht; er verhöhne mich mit meinem ruhigen Gewissen, ich vertausche es gegen alle seine Freude nicht. Ist ein solches allerhöchstes Wesen, so verliere ich nichts; ich will ihm keine Vergeltung vorschreiben; mein Schöpfer kann nie mein Schuldner werden: Aber zu einem unendlich weisen und gütigen Gotte habe ich die feste Zuversicht, daß er die Vorzüge, die er mir in die Natur gelegt, mir nicht zur Marter werde gegeben haben, und daß er eher eine neue Welt schaffen, und meinen Staub nach Millionen Jahren eher wieder lebendig machen werde, ehe er mich, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, unbelohnt lassen sollte; und meine Seele sagt sich es selbst, daß sie zu einer solchen Ewigkeit erschaffen sey.

Das Leben des Prinzen Albrecht Heinrichs von Braunschweig und Lüneburg.

Das Braunschweigische Geschlecht, das seit so vielen hundert Jahren die Ehre der Fürsten und eine Wohlthat des menschlichen Geschlechts ist, zieht die Aufmerksamkeit der jetzigen Welt mit so viel neuer Bewunderung auf sich, daß es der angenehmste Gegenstand ist, die Helden, die es hervorbringt, in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Die Fürsehung, welche die Bildnisse eines Carls und seines ihm würdigen Sohns, eines Ludwigs, eines Ferdinands und August Wilhelms der Ewigkeit schon anbefohlen hat, um sie, unserer Zeit zur Ehre, in dem Tempel des Ruhms unter die Scipionen zu setzen, wird auch einem Friedrich, nach seinen ersten ruhmvollen Auftritten, und, nächst Ihm, einem Wilhelm und Leopold die Zeit lassen, sich selbst bey der Nachwelt als Prinzen von Braunschweig bekannt zu machen. Da aber der schöne und glänzende Auftritt des hochseligen Prinz Heinrichs so kurz gewesen, daß Er der Welt schon wieder entzogen worden, nachdem sie ihn kaum erblicket hat, so sind alle diejenigen, die diesen edlen Prinzen näher zu kennen

das Glück gehabt, es der Welt und der Tugend schuldig, Ihn, wie er war, darzustellen.

In den Hauptzügen ist sich diese glückliche Familie durchgehends gleich. Sie sind sich nur wie Geschwister unähnlich. Es sind alles Familienzüge. Die edelste Größe ohne Stolz; die natürlichste Leutseligkeit, die nie gemein oder niedrig werden kann; eine starke und schnelle Vernunft, bey der feurigsten und glücklichsten Einbildung; das zärtlichste Herz, bey einer männlichen Stärke; eine Schärfe in den Sinnen, die alles erreicht und entdeckt; eine Arbeitsamkeit des Geistes, die nicht zu ermüden ist; — dieß ist mit den stärkern Heldenzügen der Charakter in dem männlichen, dieß ist er mit sanfterschönen in dem zärtern Geschlechte. Einen schönern und wohlthätigern Charakter kann die Natur nicht bilden. Um ihn zur Wohlthat für die Welt zu vervielfältigen, läßt sie ihn in veränderter Mischung erscheinen, und derjenige scheint allemal der schönste, den man sich am meisten gegenwärtig macht. Bey einem solchen Geschlechte hört alle Partheylichkeit der Nationen auf. Das ganze menschliche Geschlecht sieht solche Helden als sein Eigenthum an, und rechnet ihre Sicherheit unter die ersten Wohlthaten des Friedens. Auch der Feind zittert bey ihrer Gefahr, und hält ihre Erhaltung für einen Sieg. Wie gerecht ist denn unsre Furcht bey ihrer Gefahr! Wie gerecht sind unsre Thränen bey dem Verluste eines solchen Prinzen.

Wir empfinden noch den ganzen Verlust eines heldenmüthigen Friedrichs Franz! Dieß ist das

zweyte

zweyte Opfer, welches das Braunschweigische Haus für die Ruhe von Europa hingiebt. Sie wird zu theuer für uns gekauft. O Gott! laß es das letzte seyn!

Der zärtlichste Trost, der uns dabey übrig bleibt, ist dieser, daß wir uns sein Bild, so viel wir können, gegenwärtig erhalten. Vortrefflicher, unschätzbarer Prinz! muß dieß noch eine Pflicht für meine zitternde Feder werden?

Der Prinz ward 1742 gebohren. Da ich mit seinem Eintritte in die Welt das Glück hatte, zu dieser vortrefflichen Familie gerufen zu werden, so will ich den Entwickelungen folgen, worinn diese edle Seele nach und nach sich zeigte.

So wie bey der Bildung des Leibes das Herz zuerst sichtbar wird; so entdeckte sich sein moralischer Charakter auch zuerst. Ein freundschaftliches offenes Herz, das nie finster, nie mürrisch, lauter Freude war, und von dem angenehmsten Ungestüme belebt wurde: Eine freymüthige Offenherzigkeit, die sich nie verbarg, sich vor nichts scheuete, nie beleidigte: Eine verschwenderische Gutherzigkeit, die nichts für sich behalten konnte: Ohne allen Zwang und Nachahmung: Original in allem, was Er that und sprach; nie schmeichelnd, allezeit ungestüm freundschaftlich; allezeit geschäfftig; der Schlaf schien sein einziger Feind. Sein Feuer war außerordentlich; aber bey dem offenen guten Herzen und bey den starken Blicken der Vernunft konnte man demselben ruhig zusehen, und denen, die die Züge der Kindheit in Kindern recht

zu beurtheilen wissen, verkündigte es den liebenswürdigsten männlichen Charakter. Dieß waren die ersten Züge, worinn seine Seele sich entdeckte. Hiernach würde Er allezeit noch groß und liebenswürdig genug geworden seyn, wenn Er auch nach der gewöhnlichen Art unsrer großen Welt erzogen, ohne alle Cultur des Verstandes und Herzens, auf der Jagd oder im Vorgemache die männlichen Jahre erreicht hätte. Die Welt, die in diesem Stücke in ihren Foderungen so mäßig ist, würde sich allemal mit einem solchen Charakter noch glücklich schätzen. Aber Er würde dadurch nie der würdige Braunschweigische Prinz, der Sohn von Carl und Philippinen geworden seyn. Der schönste Charakter wird ohne Ausbildung nicht tugendhaft. Er wird einzelne schöne große Handlungen hervorbringen; aber er behält auch seine eigenthümlichen Fehler, die in dem großen Geiste nur oft so viel mehr Nahrung finden. Die wahre Richtung und die zuverläßige Wohlthätigkeit und Größe können ihm die Wissenschaften und die Religion allein geben. Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend gebohren. Die Natur ist sich überall gleich. Sie macht unter den Menschen nur die Anlagen, und schafft, wie in der körperlichen Welt, die verschiedenen Charaktere, in dem Maaß und der Zahl, wie sie sie nöthig hält, groß, mittelmäßig, klein. Sie bekleidet die ganze Erde mit Kräutern; die Cedern pflanzt sie mit sparsamerer Hand, nur so viel, als zu Tempeln und Pallästen nöthig ist. Aber sie schafft alles nur roh; die Bearbeitung überläßt sie der Vernunft des

Men-

Menschen; nur läßt sie ihr Werk nicht umarbeiten. Eben dieß ist auch ihre Oekonomie in der moralischen Welt. Die Grade der Fähigkeiten und Neigungen, und die Verschiedenheit ihrer Mischungen, wurden von der Weisheit des Schöpfers, bey der Wahl der Welt, nach ihrer besten Vollkommenheit berechnet. In diesem Maaße will sie dieselben auch ausgebildet haben. Das Mittelmäßige und Kleine braucht sie auch hier am meisten; aber durch die Ausbildung wird alles gut, wenn ein jedes nur original bleibt. Die Wohlthätigkeit hängt nicht von der Art des Charakters ab; sondern wenn er durch die Erziehung das wirklich wird, was die Natur daraus machen wollen. Sie schafft nur Cäsars und Friedriche, wenn sie außerordentliche Revolutionen in der Welt befördern oder hindern, und wählt sich vor andern ein Geschlecht, wenn sie die Welt vorzüglich segnen will. Aber auch der größte und edelste Charakter muß durch die Cultur zu seiner wahren Vollkommenheit kommen. Wie glücklich würde die Welt seyn, wenn dieß Gesetz der Natur recht gekannt würde. Dieß ist der wahre Grund von der Größe dieses Hauses. Die hohe Geburt ist es allein nicht. So alt diese aus Dürftigkeit so oft wiederholte Schmeicheley ist, so wenig hat sie die Welt noch als eine Erfahrung annehmen können. Großmuth und Menschenliebe werden nur da der Familiencharakter, wo sie das Eigenthum der Aeltern sind; denn da läßt ihn das Exempel der Aeltern und ihre Sorgfalt für eine ähnliche Erziehung, die Gott segnet, nicht ausarten. Nur auf

die

die Art zeugen Helden Helden. Wie ähnlich würden unsre eigne Familien dieser uns regierenden liebenswürdigen Familie werden, wenn wir mit einer weniger unthätigen Bewunderung derselben, aber mit mehr Nachahmung, diesen rechtschaffenen fürstlichen Aeltern ähnlich zu werden suchten, und uns nicht so leicht von dieser großen Pflicht mit dem Solde der Lehrer losgekaufet hielten. Daß wir der Welt unsers gleichen zurück lassen, die die Früchte der Erde nach uns aufzehren, dieß haben wir mit den Thieren gemein. Aber der Nachwelt wohlthätige weise Regenten und vernünftige tugendhafte Bürger zu hinterlassen, dieß ist Menschenpflicht. Kein Stand macht von dieser Pflicht frey; und wenn Fürsten, die im wahren Verstande selbst regiren, es ihr wichtigstes Geschäffte mit seyn lassen; wie sehr haben wir Privatpersonen es zu verantworten, wenn das menschliche Geschlecht über unsre Nachläßigkeit immer gleich roh bleibt, und, ohne von der Erleuchtung und Sittlichkeit unsrer Zeiten etwas zu gewinnen, bey einer jeden neuen Generation eine ganz neue Cultur braucht. Es werden keine ganze aneinander hängende Stunden hierzu erfodert. Rechtschaffne Gesinnungen, die sich auch in der größten Familienvertraulichkeit nicht verläugnen; Handlungen, die auch in der nachläßigsten Gestalt wahre Tugend sind, sind bey einer allgemeinen Aufsicht dazu hinreichend, und bilden in dieser vertraulichen Gestalt den Charakter des Kindes weit eher, als die studirten Sprüche des Lehrers. Nur müssen uns selbst Tugend und Vernunft wichtig seyn.

Bis

Bis ins fünfte Jahr blieb der Prinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinz Friedrich, in dem Frauenzimmer, und sein Herz bekam hier schon die ersten sanften Eindrücke der Tugend von eben den Händen, die die Ehre der Fürstinnen, eine Caroline, eine Amalia, eine Elisabeth bildeten. Mit dem fünften Jahre bekam Er mit seinem Herrn Bruder seine besondere Erziehung, und bald darauf erhielten sie zu ihrer Gesellschaft Ihren jüngern dritten Herrn Bruder, der bey der Ungleichheit der Jahre Ihnen in allen Ihren Beschäfftigungen gleich blieb, und der jetzo auch mit Ihnen einen gleich glänzenden Auftritt in der Welt gemacht haben würde, wenn nicht auch die Jahre ihr Ceremoniel hätten.

Die Aufsicht über die ganze Erziehung wurde dem Herrn geheimen Etatsrath von Walmoden übergeben. Die zärtlichste Hochachtung und Liebe, womit die beyden lebenden durchlauchtigsten Prinzen Ihn verehren, und die der sterbende Prinz in der letzten Stunde seines Lebens Ihm noch so rührend bezeugt hat, sind der Beweis, wie lebhaft Sie seine Verdienste und seine unermüdete Treue erkannt. Dem seligen Kirchmann, der alle die erkenntlichen Thränen verdient, die seine durchlauchtigsten Schüler über seinen Tod geweint, wurde der Unterricht anvertrauet.

Man wird hier vielleicht einen künstlichen Plan erwarten. Aber er war simpel, und der Natur der Seele (die bey fürstlichen Kindern nicht anders, als bey andern Kindern ist,) gemäß, wenn

der

der Verstand und das Herz zugleich gebildet werden sollen. Die Kunst, die die Natur verläßt, kann in ihren Wirkungen nicht anders, als mißlingen; und es ist oft nicht so wohl der Mangel der Erziehung, als die zu künstliche, wodurch so mancher Geist, der nach der Absicht der Natur wirklich groß seyn sollte, nicht zu der Vollkommenheit kömmt, wozu er bestimmt war. Die Religion, die alte und neue Geschichte, die Kenntniß der Erde, die Mathematik, die Lesung der alten Schriftsteller, die neuern Sprachen, die Alterthümer, gehörten alle zu diesem Entwurfe. Die Religion, das große Mittel den Verstand und das Herz zu bessern, war der Grund. Ich meyne, die wahre Religion. Nicht die, die in leeren sinnlichen Beschäfftigungen besteht, wobey der Verstand nichts denkt, und das Herz nichts fühlt. Nicht die Sammlung unverständlicher Formeln, wobey sich das Kind das Denken in der Religion, auch aufs Alter, abgewöhnt. Auch die nicht, die, ohne die Vernunft zu kennen, von nichts als Vernunft spricht, und zu delicat ist, den Namen der heiligen Schrift und des Erlösers zu nennen. Ich rede von der Religion Jesu, der großen Philosophie des Menschen. (Denn die Philosophie, die den Menschen nichts mehr lehrt, als ein rafinirtes Thier zu seyn, die ist mit einem unterdrückten Gewissen bald ganz gelernt.) Aber dieß ist die wahre und große Philosophie, die den Menschen mit seinem Gott und mit seinem eigenen Herzen bekannt macht; die ihn die Eigenschaften und den Willen dieses höchsten Wesens und zugleich seine eigene Natur,

die Würde seiner Seele, ihre große Bestimmung und das Verhältniß lehret, das er mit seinem Schöpfer und mit seinen Mitgeschöpfen hat; die ihn lehret, wie er für sich vollkommen und ruhig werden, und für seine Mitgeschöpfe nach dem Bilde seines Schöpfers sich nützlich und wohlthätig machen soll; die seinen Neigungen und Begierden allein die rechte Richtung und ihm selbst den Muth und die Hülfen giebt, auch da tugendhaft zu seyn, wo die gegenwärtigen Reizungen es nicht zu seyn, die innere Schönheit der Tugend überwieget. Eine größere Philosophie hat der Mensch nicht. Dieß ist sie, die die Vernunft von jeher so ernstlich suchte, aber nie in ihrer vollen Verbindung mit einer deutlichen Gewißheit fand; die sie nur, wie Blicke eines nächtlichen heitern Himmels, in einer Welle sah, und die der göttliche Lehrer des menschlichen Geschlechts, unser Erlöser, der Welt zuerst ganz und in ihrem vollen Lichte bekannt gemacht hat: Eine Philosophie, welche die Vernunft, so lange sie die Tugend und Menschenliebe ehret, nothwendig ehren muß; und die sie auch ohne Wahrheit als die edelste Beschäfftigung des Verstandes und als die glücklichste Erfindung für die Menschen verehren müßte. Cicero und Plato sind durch die Wahrheiten derselben, die sich einzeln in ihren Schriften finden, die größten Geister des Alterthums; und die Henriade und Alzire haben alle ihre Stärke von ihr geborget.

Mit einer solchen Lehre, die in den ersten Empfindungen des Menschen so sehr gegründet ist,

läßt

läßt sich auch, wo sie mit Klugheit vorgetragen wird, in den zärtesten Jahren schon der Anfang machen; und es wird am glücklichsten der Anfang damit gemacht, wenn der Verstand durch die sinnlichen Zerstreuungen noch nicht verwöhnt, und das Herz noch durch keine falschen Eindrücke verhärtet ist. In gewisser Art sind die Fähigkeiten der Seele, und die Begierde zu erkennen, in der Kindheit am stärksten, und wenn diese Begierde in die Seele erst hereingebracht werden muß, so ist es ein Zeichen, daß der erste Trieb schon erstickt worden.

Die Historie und die Lesung der alten Römischen Schriftsteller waren in diesem Unterrichte mit der Religion von Anfang vereinigt.

Die Historie, die große und die sicherste Anweisung zur Klugheit; die, was die Religion von der Fürsehung und dem menschlichen Herzen lehret, mit der Erfahrung des ganzen menschlichen Geschlechts bestätigt, und mit diesen fremden Erfahrungen die Kürze des eigenen Lebens ersetzt: Die schönen Wissenschaften, wovon die Lesung der Alten die einzige Quelle ist, die dem Verstande die rechte Biegsamkeit und Ausdehnung und dem Herzen die zarte Reizbarkeit geben, ohne welche die Schönheit der Wahrheit und Tugend nie ganz empfunden werden kann, die beyde zu dem großen Endzwecke der Erziehung mit Religion so glücklich verbunden werden.

Die erste behielt der selige Kirchmann nebst der Religion bis an seinen Tod für sich, und sie wurde nachher in der Verbindung mit der Staats-

wissenschaft von dem Herrn Hofrath Baudiß mit seiner ihm eigenen Gründlichkeit fortgesetzet.

In den schönen Wissenschaften wurde der Herr Professor Gärtner Kirchmanns Gehülfe, der die Empfindung des Schönen und die Liebe zur Tugend bey seinen Schülern so glücklich zugleich zu erwecken weis. Einige Jahre nachher kam der Unterricht in der Mathematik in Application auf die Kriegswissenschaft von dem Herrn Major Mercker und nachher von dem Herrn Major Schneller hinzu, der hernach die Ehre hatte, Sie, wie Sie sich darinn die Theorie großer Generale erworben hatten, ins Feld zu begleiten. Der Herr Oeding gab Ihnen durch seine Anweisung im Zeichnen auch den richtigen Geschmack in dieser schönen Kunst. Ein jeder von Ihnen hatte seinen Unterricht allezeit besonders, um dem Schüler und dem Lehrer so viel mehr Vertraulichkeit zu geben. Es war ein Vergnügen in diese Zimmer zu kommen, denen der emsigste Fleiß alles Ansehn einer Schule, und der gefälligste Wohlstand das Ansehen eines fürstlichen Vorgemachs gab. Um acht Uhr des Morgens giengen die Beschäfftigungen ordentlich an, und währten ununterbrochen bis um eins. Von drey Uhr nach der Tafel wurden Sie bis um sechs Uhr fortgesetzt. Die Aufwartungen bey Ihren fürstlichen Aeltern, die Besuchungen der Schauspiele, die Promenaden kamen nachher, und alles in der Ordnung, wie es der Wohlstand, die Gesundheit und der größere Endzweck der Erziehung zuließen. Die Gesellschaft der Tafel war Ihre Recreation, und Ihr aufgeweckter Geist gab

Ihnen

Ihnen allezeit Nahrung genug, sich unter sich in ihrer freudigen Munterkeit zu erhalten. Kindischen Müßiggang braucht die Seele zu ihrer Erquickung gar nicht, noch weniger die leeren Spiele, wobey man vielmehr alle Kräfte der Seele, aus der falschen Einbildung, nur ausarten läßt, daß nützliche sinnliche Zeitvertreibe Kindern weniger ergötzend, als solche Spiele seyn sollten. Ihr nie entwöhnter glücklicher Eifer, alle mögliche Erkenntnisse sich zu erwerben, ließ Ihnen bey der äußersten Anstrengung alle ihre angenehme Lebhaftigkeit, die durch die Abwechselung unter den Wissenschaften und dieser mit den Leibesübungen hinreichend unterhalten wurde. Ihr sinnlicher Zeitvertreib waren Naturalien und Münzen, wovon sich ein jeder ein klein Cabinet sammlete. Ein Zeitvertreib, der Kinder spielend eine Menge schöner Kenntnisse lehrt; der das Auge bey Zeiten gewöhnt, die Schönheiten der Natur mit Empfindung zu sehen; und auch in der größten Einsamkeit das Alter gegen die Hektik der Seele, gegen die Langeweile und deren noch gefährlichere Mittel schützt. Des Abends nach der Tafel war das erste Geschäfft, die Relationen an den Herrn Vater aufzusetzen, worinn ein jeder besonders von seinen Beschäfftigungen des ganzen Tages stundenweise Rechenschaft geben mußte, um Sie dadurch zu gewöhnen, sich selber Rechenschaft von der Anwendung ihrer Zeit zu geben; und sie waren dem rechtschaffenen fürstlichen Vater, bey allen seinen in die tiefste Nacht fortgehenden Landesväterlichen Geschäfften, wichtig genug, sie jedesma-

desmalen mit der größten Aufmerksamkeit durchzugehen.

Auf die Art gieng in Ihrer ganzen Jugend keine Stunde verlohren; und diese sparsame Anwendung der Zeit ließ Ihnen noch Raum genug übrig, von der Historie, der Moral und den schönen Wissenschaften alles für sich auch zu lesen, was darinn im Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen sich für Sie schickte. Sie ließ Ihnen sogar noch Raum genug übrig, zum Vergnügen ganze Bücher aus den alten Schriftstellern in die französische oder italienische Sprache zu übersetzen, und überdem noch eine Menge von eigenen Aufsätzen zu machen, die Sie noch im Alter mit Vergnügen lesen, und die Ihnen zugleich das beruhigendste Zeugniß Ihrer glücklich angewandten Jugend seyn werden.

Zehn bis zwölf Jahre gieng diese Erziehung in der einförmigsten Ordnung fort, und das täglich sichtbare Wachsthum des Geistes machte den einzigen Unterschied. Auch hierinn folgte diese fürstliche Erziehung der Natur, die die eitle Eilfertigkeit der Aeltern, vor der Zeit vernünftige Regenten, große Weltweise und nützliche Bürger durch die Kunst zu treiben, damit bestraft, daß sie sie nie zur rechten Reife kommen läßt. Es ist genug, daß wir mit der rechten Jahrszeit reif sind, wenn die Welt die Früchte von uns erwartet. Die Natur, die in Ihrer ganzen Oekonomie so sparsam ist, und die größten Thiere ihre ganze Vollkommenheit in ein paar Jahren errei-

chen

chen läßt; diese läßt dem Menschen zu seiner Erziehung sechzehen bis achtzehn Jahre. Ein großer Beweis von der erhabnern Natur des Menschen und von der Größe seines Berufs. Ein unwidersprechlicher Beweis, daß nach der Absicht der Natur Menschen erziehen, etwas ganz anders, als wachsen, und die Welt für den Menschen etwas ganz anders als eine Wiese ist.

So vorzüglich unsre Fähigkeiten sind, so viel wichtiger und erhabner ist auch unser Beruf. Gott hat uns eine Vernunft gegeben; ein Vorzug, wodurch wir einer ewigen Glückseligkeit fähig werden! Eine Vernunft, sein Bild! womit er dem Menschen zugleich die Herrschaft über diese Erde gab; womit er uns, als seinen Statthaltern hier auf der Erde, unsre eigene Wohlfahrt, die Wohlfahrt unsrer vernünftigen Mitgeschöpfe, die Vollkommenheit und Ordnung der ganzen Erde anvertrauete. Niemand ist von diesem Berufe ausgeschlossen; ein jeder hat durch den Stand, den die Weisheit Gottes ihm angewiesen, auch zur Erfüllung dieses großen Berufs für sein Theil die Anweisung bekommen; und so viel größer der Stand ist, so viel ausgedehnter werden die Pflichten, so viel größer die Rechenschaft, die wir unserm Schöpfer dafür schuldig sind; dem es unmöglich gleich viel seyn kann, ob seine weisen und wohlthätigen Absichten von uns erfüllet oder nicht erfüllet werden; wir müßten denn sagen, daß Weisheit und Thorheit, Müßiggang und Fleiß, Laster und Tugend zur Beförderung dieser Absichten gleich viel

beytrügen; dieß hieße aber so viel, als Gott selbst läugnen. Wie wenig ist also in den längern Jahren, die die Natur den Menschen zur Erziehung, das ist, zur würdigen Vorbereitung zu diesem grossen Berufe, gelassen hat, etwas überflüßiges? und wie glücklich können wir dieselben angewandt schätzen, wenn in dieser Zeit die Seele alle die Cultur erhält, die hiezu erfordert wird? Die Fürsehung ließ den rechtschaffenen Kirchmann so lange leben, bis der Grund von allem dazu gelegt war. Mit dessen Tode traten nun auch nach und nach die männlichen Jahre ein; und der verewigte Prinz fieng zugleich nunmehr an, die unveränderlichen Züge anzunehmen, worinn ihn die Welt beständig kennen sollte.

Bis hieher habe ich die drey durchlauchtigsten Brüder in meiner Erzählung nicht trennen können. Das gleiche Maaß Ihrer Kräfte, die genaueste Aehnlichkeit in Ihrer ganzen Denkungsart und allen Ihren Empfindungen und Neigungen, und die zärtlichste Eintracht machte sie gleichsam nur zu einer Seele. Jetzt soll das Bild des höchstseligen Prinzen allein mein Gegenstand bleiben.

Die Ordnung, der Fleiß, die Neigungen, der Geschmack änderten sich mit den Jahren bey Ihm nicht; es wurde nunmehr eigne Wahl; die Wissenschaften behielten alle bey Ihm ihren Werth nach ihrer innern Würde. Mit dem sechszehnten Jahre ward Er wegen seiner Einsicht und seines Herzens für würdig erkannt, von seinen durch-

lauch-

lauchtigsten Aeltern als ein Mitglied der Kirche aufgenommen zu werden. Ich hatte das Glück, und ich werde allemal daran als eines der rührendsten und wichtigsten Geschäffte meines Berufs gedenken, daß ich, wie von seinen Herren Brüdern, also auch von Ihm sein Glaubensbekenntniß angenommen; und der vortreffliche Ueberrest seines Lebens und sein schöner Tod sind der Beweis, wie lebendig seine Erkenntniß und wie redlich damals sein Gelübde gewesen. Indessen blieb die Religion auch nachher unveränderlich seine wichtigste und angenehmste Wissenschaft. Ich habe von dem hochseligen Prinzen noch einen Aufsatz von der Wahrheit der christlichen Religion in Händen, den er noch im letzten Jahre zu seiner mehrern Befestigung für sich selbst auszuarbeiten anfieng. Er ist nicht vollendet, er ist aber voll von den schönsten und stärksten Gedanken, und ein so viel größerer Beweis von seiner Einsicht, da die Ordnung der Gedanken ganz sein eigen ist. Denn seine Begierde, ihre Wahrheiten immer deutlicher zu erkennen, wuchs mit seiner Einsicht; und mit dem Wachsthume seiner Erkenntniß wurde seine Vernunft immer heiterer, sein Herz immer edler und größer. Nichts war Ihm angenehmer, als im Ganzen die harmonische Verbindung zu übersehen, die die Wahrheiten der geoffenbarten Religion mit den Eigenschaften Gottes haben, und wie genau sie zugleich nach dem Maaße der menschliche Kräfte und nach den Bedürfnissen unsrer Natur abgemessen sind. Zuweilen nahmen wir gewisse einzelne Lehren, als die von der Wahrheit

und Wohlthätigkeit der Offenbarung, von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung; von der Erlösung; und nichts machte Ihm diese Wahrheiten verehrungswürdiger, als wenn wir die genaue Aehnlichkeit und Harmonie dieser höhern Oekonomie in dem moralischen Reiche Gottes mit der Oekonomie in dem Reiche der Natur betrachteten. Eine Weile saß Er still, und dachte Ihnen mit einem starren Tiefsinne nach, um sie sich in ihrer vollen Deutlichkeit und Stärke einzuprägen; dann sprang Er vor Freuden auf; (denn seine außerordentliche Lebhaftigkeit verließ Ihn nie;) setzte sich wieder nieder, und beklagte mit der menschlichsten Bescheidenheit alle diejenigen, die das Unglück hätten, diese beruhigende Ueberzeugung nicht zu haben. Und Er empfand diese seine Glückseligkeit so lebhaft, daß Er nach seinem guten Herzen, theils durch Mittheilung seiner eigenen Gedanken, theils durch Anpreisung der besten Bücher, alle Menschen derselben theilhaftig machen zu können wünschte. Eine Liebe, die Er auch unter der eifrigsten und freudigsten Vorbereitung zum Feldzuge, ja auch selbst in dem Felde nicht vergaß. Indessen blieb diese seine Liebe allemal viel zu bescheiden, als daß Er sie jemanden mit Ungestüm hätte aufdringen sollen: und seine Religion war dem Sinne des Erlösers viel zu gemäß, als daß Er jemanden des Irrthums wegen hätte hassen können. Das Urtheil hierüber ließ Er Gott, der das Maaß der Einsicht, und wie viel der Irrthum des Menschen Schuld ist, allein prüfen kann. Auch den lasterhaftesten Feind der Religion

gion sah Er mit Mitleiden an. Er schätzte sich glücklich mit seiner Erkenntniß, und schuldig, derselben gemäß zu leben. Dieß machte Ihn gegen sich selbst äußerst strenge, aber gegen die Schwachheit seines Nächsten auch eben so gelinde. Der richterische Stolz, der sich so leicht unter unsre Einbildung, daß wir Christen sind, mischt, wenn unser Nächster etwan nicht mit uns einerley Einsicht hat, oder wenn wir eben nicht einerley Fehler mit ihm, oder in dem Mechanischen der Religion, dem Leichten im Gesetze, wie es der Heiland nennet, etwas vor ihm voraus haben, war in seinen Augen eine der traurigsten Verunstaltungen des Christenthums. Bey der feurigsten Liebe Gottes beherrschte Ihn die Menschenliebe ganz: nicht die natürliche Gutherzigkeit allein, die in dem besten Herzen noch allezeit ihre eigensinnigen Ungleichheiten hat. Die Religion hatte ihr die wahre Allgemeinheit und Zuverläßigkeit gegeben. An dieser hatten alle Menschen Theil; hier fanden alle Fehler ihre Entschuldigung; auch die kleinen Fehler. Seiner Scharfsinnigkeit und dem feinen Geschmacke in Ansehung des Wohlstandes, womit diese Familie gleich gebohren wird, entwischte auch die kleinste Lächerlichkeit nicht; und in seiner Jugend erweckte dieß die feinsten und unschuldigsten Satyren. Aber in seinen letztern Jahren erlaubte Er sich auch die nicht mehr. Der Ihn kannte, sahe es in seinem Blicke, daß Er sie entdeckt, aber zugleich sahe man auch in seinem Gesichte die angenehmste Verwirrung, die die Furcht, es merken zu lassen, erregte. Denn

nichts

nichts war Ihm schrecklicher, als jemanden zu beleidigen. Dafür ist Er auch aus der Welt gegangen, ohne einige Beleidigung empfunden zu haben.

Zornig konnte Er bey aller seiner Hitze gar nicht werden. Er nahm sich es zuweilen vor, unwillig zu scheinen; aber Er mußte über sich selbst lachen, wenn seine vorgesetzten Bestrafungen in seinem Munde Abbitten wurden. Dieß hätte nach dem Berufe, den Er sich gewählet, eine Schwachheit bey Ihm werden können. Aber die Fürsehung, die sein kurzes Leben abgemessen, ließ Ihm auch diese Freude ganz, ehe Er sie zu mäßigen brauchte.

Wohlzuthun war seine einzige Paßion und seine einzige Glückseligkeit; und um daran Theil zu haben, war es genug, ein Mensch zu seyn. Auch sein Feind würde gleichen Antheil daran gehabt haben, wenn Er einen gehabt hätte.

Den Armen war sein Herz ein beständig offener Schatz. Es war Ihm ordentlich ein Geschäfft, sie aufzusuchen; Er war auch gleich mit ihrer ganzen Noth bekannt, und die kostbarsten Kleinode wurden in seiner Hand oft gemeine Almosen. Da Ihn die Gutherzigkeit nie zur Empfindung von Eitelkeit (dem unersättlichsten und härtesten Geize, der für andre nie etwas übrig hat) hatte kommen lassen; so hatte auch nichts für Ihn einen Werth, als in so weit Er andre damit vergnügt machen konnte. Indessen mußte man Ihm doch zuweilen die Vorstellung thun, seine Wohlthaten zu mäßigen, damit Er sich das Vergnügen, nach

Verdienst wohlthun zu können, allezeit erhalten möchte.

Zur Freundschaft war sein feuriges zärtliches Herz ganz gemacht. Für alle Menschen war es warm; für seine Freunde war es glühend; und Er schien es nur zu haben, um für sie damit zu empfinden. Ihre Angelegenheiten waren gleich ganz die Seinigen, und machten Ihm vor Freude und Kummer ganze Nächte schlaflos. In der Wahl galt das Verdienst bey Ihm mehr, als der Stand; und der geringste hatte öffentlich an seiner Gunst eben den Theil, den Er ihm ingeheim bezeigte. Sein Umgang mit ihnen war leicht, edel und offenherzig. Durch diese großmüthige Offenherzigkeit gab Er dem Niedrigsten allen Muth, und benahm ihm dadurch die Ihn so verhaßten ängstigen Demüthigungen; dagegen machte Ihn seine sich immer ähnliche Tugend sicher, daß auch der Vertrauteste sie nicht mißbrauchen konnte. Stolz und Schmeicheleyen waren gleich weit von Ihm entfernt. Für diese war sein Herz zu groß, und für jene zu menschlich und zu dankbar; denn die Freundschaft war ihm die größte Wohlthat, für die Er nicht erkenntlich genug seyn konnte. Er glaubte sich immer gegen die geringste Freundschaften zu arm; und alle seine Vergeltungen waren nur Pfänder seiner künftigen thätlichern Erkenntlichkeit. Nächst seinen durchlauchtigsten Aeltern und Geschwistern hatten die, welche an seiner Erziehung gearbeitet, an seine Freundschaft den nächsten Anspruch. Die Namen seiner Lehrer starben in seinem Tode auf seinen Lippen; und

der

der zärtlichst dankbare Abschiedsbrief an den Herrn geheimen Etatsrath von Wallmoden war eine mit von den allerletzten rührenden Beschäfftigungen seiner edlen Seele.

Leutseligkeit und Politesse waren Ihm übrigens Pflichten, die Er allen Menschen schuldig war. Seine Gutherzigkeit machte sie Ihm natürlich, und die Religion zur Pflicht. Denn es war Ihm ein wesentliches Stück der Religion, sich gegen alle Menschen so zu bezeigen, daß ein jeder mit Ihm vergnügt sey. Sein zartes Gefühl ließ Ihn auch keine Gelegenheit dazu verlieren; und seine Lebhaftigkeit und Redlichkeit sicherte jeden vor aller Kunst und Verstellung. Sein Herz, das gute ehrliche Herz, war allezeit ganz in seinem Gesichte.

Auch der Wohlstand, sich in allem seinen Betragen seiner hohen Geburt gemäß zu bezeigen, war Ihm eine Pflicht. Feind von aller steifen Affectation; aber die Ordnung des Wohlstandes war Ihm heilig. Er kannte jedoch keinen Wohlstand, der Ihn genöthiget hätte, den Ihm allezeit heiligern Wohlstand seiner Religion zu verläugnen, oder sich dieser zu schämen. Es findet sich unter seinen Papieren ein Aufsatz von dem Charakter eines ehrlichen Mannes, den Er mit einer Lebhaftigkeit und Stärke schildert, daß man sieht, daß Er sein ganzes Herz darinn abgedruckt hat. Ich darf es ohne Erlaubniß nicht wagen, denselben bekannt zu machen; sonst würde die Welt nach allen Zügen das lebhafteste und schönste Bild von

seinem

seinem eigenen vortrefflichsten Charakter darinn antreffen.

Das Gebet war Ihm noch eine der wichtigsten und angenehmsten Pflichten in der Religion; die man aber am wenigsten bey Ihm gewahr wurde. Bey den öffentlichen Gelegenheiten bewies Er einen Eifer, der sein Herz nie verläugnete; der aber die Augen nie an sich zog. Ingeheim betete Er viel; oft ganze Nächte: Aber nicht, daß Gott, um seines Eigensinns willen, die weise Ordnung der Welt ändern sollte. Das Gebet war für Ihn das Mittel, sich in seiner Verbindung mit seinem Gott beständig zu erhalten; und der vornehmste Inhalt war das Verlangen, tugendhafter und vollkommner zu werden; ein Verlangen, das der Ordnung der Welt nie entgegen ist. Dabey aber blieb sein Wesen und sein Gesicht immer heiter, und man sah darinn nie die schwermüthige oder künstliche Finsterniß, die dem wahren Christenthume so wenig natürlich ist. Die Religion war Ihm äußerst ernsthaft; aber sie ließ Ihm alle seine natürlichen und jugendlichen Annehmlichkeiten; alle seine Lebhaftigkeit und Freude. Möchte sie doch allezeit in dieser ihrer wahren Gestalt erscheinen! Seine Conversation war allezeit aufgeweckt und scherzhaft; Er empfand und genoß alle Vergnügungen; auch die sinnlichen; aber Er genoß sie alle nach ihrem Werthe, und darüber wurde die heitere Freude seines Gemüths nie dadurch gestört. Er tanzte gern; im Reiten war Er kühn; Er spielte ungern; das Schauspiel liebte Er; seine Paßion und sein Geschäfft

wurde

wurde keins. Seine einzige Paßion (was ist ein solcher Mensch für ein edles Geschöpf!) war, gut zu seyn und gutes zu thun; und Er ist aus der Welt gegangen, (was für ein schönes Leben!) ohne eine andre gehabt zu haben. Ob es bloß Wirkung der Religion war, oder ob die glückliche Mischung seines Temperaments Ihm dabey zu Hülfe gekommen, will ich nicht entscheiden. Er war so, zum Beweise, daß wir so seyn können; und war so bey der äußersten Lebhaftigkeit; und Er war es in Ansehung aller Leidenschaften ohne Ausnahme. Ohne die höhere Hülfe der Religion hätte Er unmöglich so seyn können; denn sein Feuer war viel zu groß; und Er war ein Mensch. Aber auf der andern Seite schien es Ihm so wenig Ueberwindung zu kosten, so zu seyn, daß man den Einfluß seines glücklichen Naturells nicht ganz dabey bey Seite setzen konnte. Der Hauptgrund war die frühe Gottesfurcht.

Die schönen Wissenschaften behielten allezeit ihre besondere Reizung für Ihn. Virgil, Gärtner, Young, Ebert, Gellert, waren Ihm allezeit die angenehmste Gesellschaft.

Die Kriegswissenschaft war in den letzten Jahren seine Favoritbeschäfftigung. Der Krieg war Ihm nicht die Freystatt der Unwissenheit und der Ausschweifung, worinn eine hohe Geburt, oder ein langes Leben, den Mangel der Verdienste ersetzen. Er war Ihm, wie er es seinem ganzen Heldengeschlechte ist, das Theater, wo der Geist, wo die Menschlichkeit, wo alle Tugenden sich in

ihrer wohlthätigsten und edelsten Größe zeigen können; und seine natürliche Unerschrockenheit, seine Feindschaft gegen alle wollüstige Verzärtelung, nebst der edelsten Ehrliebe, sich der Welt nützlich zu machen, würden Ihm diesen Stand zu seinem Berufe gemacht haben, wenn er zur Wohlthat für die Welt auch nicht schon der eigenthümliche Beruf seines ganzen Geschlechts wäre. Zu einem solchen Stande aber, von dem das Leben, die Ruhe und das Vermögen der Menschen so unmittelbar abhängt, und der Helden entweder zu Göttern oder Mördern macht, glaubte Er sich nach dem Exempel seines ältesten Herrn Bruders nicht ernstlich genug vorbereiten zu können; und man muß den Fleiß, den er mit seinen andern Herren Brüdern darinn erwies, selber gesehen haben, um ihm glauben zu können. Sie lasen alles, was von alten und neuen Autoren über diese Wissenschaft geschrieben ist; Ihre eignen Aufsätze und Ihre Risse würden ganze Bände ausmachen; und um die wichtigsten Regeln beständig vor Augen zu haben, machte sich ein jeder insbesondere aus den besten Schriftstellern einen allgemeinen Auszug unter besondern Capiteln, in der Absicht, denselben beständig bey sich zu führen, und Ihre Einsicht und Ihr Geschmack war sich darinn so gleich, daß wenn Sie Ihre Gedanken mit einander verglichen, sie von einander abgeschrieben schienen.

Aber nun war die väterliche Zärtlichkeit noch zu überwinden übrig, daß Sie auch noch in dem gegenwärtigen Kriege, in der Schule Ihres durch-

lauchtigsten großen Onkels, und unter der Anführung Ihres Herrn Bruders, die Erfahrung mit Ihrer großen Theorie verbinden lernen möchten. Es war Ihnen schon länger als zwey Jahre die schmerzlichste Vorstellung, daß Sie an einem Kriege, worinn die Völker um die Ehre der Tapferkeit und die Feldherren nur um den Vorzug der Klugheit und Großmuth zu streiten schienen, nach allen Ihren angewandten Bemühungen keinen Antheil haben; daß Sie, als deutsche Prinzen, beim merkwürdigen Kriege, worinn die halbe Welt, von den orkadischen Inseln bis zum caspischen Meere, über das Schicksal von ihrem Vaterlande streitet, unthätig und unbekannt zusehen, und sich darinn der Welt nicht auch als Brüder des Erbprinzen von Braunschweig und als würdige Neveux von drey Onkeln bekannt machen sollten, durch deren vereinigten Heldengeist die verbundenen Brandenburgischen und Braunschweigischen Häuser fast dem ganzen Europa das Gleichgewicht halten; worinn das einzige Brandenburgische Haus, unüberwindlich durch den Geist seines Königs und dessen Bruders, sich gegen die vereinigten Mächte der größten Nationen schützt, und ein Herzog von Braunschweig, mit seinem Neveu, auf den zerfallenen Trophäen des Arminius die Freyheit der deutschen Braunschweigischen Staaten gegen die zusammen gezogene Macht einer Monarchie vertheidigt, die bey der Größe, die sie je gehabt, auch noch ihre Condees und Turennen hat; da indessen ein britischer Titus, gütiger als der römische, (Gott! mache Ihn auch größer und glücklicher, als jenen,)

die Ehre dieses Hauses auf einem der glänzendsten Throne der Welt behauptet. Aber bey allen diesen feurigen Wünschen erkannten Sie, wie schwer es dem zärtlichsten Vater seyn würde, drey Söhne auf einmal einem Muthe zu überlassen, der sein väterliches Herz in diesem Kriege schon so oft zittern gemacht hatte.

Endlich gab die anscheinende Hoffnung eines nahen Friedens Ihrem Wunsche die Erfüllung. Von der Tugend geleitet, und dem edelsten Muthe angefeuert, brachen Sie in der Gesellschaft des Herrn Obristen von Rhez und des Herrn Kammerjunkers du Till den 29. May auf; in derselbigen Nacht, da wir zwölf Wochen nachher schon die Gebeine des höchstseligen Prinzen zu der Gruft seiner großen Vorfahren, zu der Asche Heinrichs des Löwen, mit unsern Thränen begleiteten. Sie giengen erst nach dem Hauptquartiere, um Ihrem durchlauchtigsten Herrn Onkel Ihre Ehrerbietung zu erweisen. Nach einigen Tagen giengen Sie aber von da zu dem Corps Ihres ältesten Herrn Bruders, um unter dessen Anweisung die wahre Verbindung der größten Menschenliebe mit dem größten Heldenmuthe zu erlernen, wodurch Er die Liebe und die Furcht der Feinde ist. Ihre Freude über Ihre Ankunft bey Ihm war unbeschreiblich. Ich kann sie nicht besser, als mit den eigenen Worten des höchstseligen Prinzen ausdrücken: „Nun „bin ich endlich so glücklich, schrieben Sie, bey „meinem ältesten Bruder zu seyn, und Er ist „alles, was Sie mir von Ihm gesagt haben;

„der starke, schnelle, geschäfftige Geist, das große, „menschliche, zuverläßige Herz. Vergnügter kann „ich in der Welt nicht werden; denn in der gan„zen Welt könnte ich keinen bessern Lehrmeister, „als Ihn, antreffen, der mich in den Stand se„tzen könnte, der Welt, theils durch meinen per„sönlichen Charakter, theils durch meine Dienste „mich nützlich zu machen.„ An der Seite des durchlauchtigsten Erbprinzen war die Freude, zween Brüder, die er fast noch als Kinder verlassen, nach einer Trennung von fünf Jahren wieder zu sehen, und in männlicher Vollkommenheit alle Tugenden seines Geschlechts in Ihnen zu finden, eben so groß. Er ward Ihr Mentor, Ihr Lehrmeister, Ihr Heerführer, Ihr Vater. Er nahm Sie überall mit sich, so weit es seine zärtliche Fürsorge für Ihre Erhaltung zuließ; (denn mit Ihrer Ankunft überkam Er alle Empfindung von Gefahr, die Er bisher noch nie gekannt hatte,) und wo Sie einige Stunden Ruhe hatten, da war es Ihm das größte Vergnügen, ihre Einsichten und Urtheile über allerhand Vorfälle anzuhören; und Ihnen war es die unbeschreiblichste Freude, seine Entscheidungen und seinen Unterricht über alle Ihre künftigen Pflichten anzunehmen, Sie waren auch kaum bey der Armee angekommen, so waren Sie auch durch Ihren Muth, durch Ihre Leutseligkeit, durch Ihre Einsicht und durch Ihren nicht zu ermüdenden Eifer schon bey der ganzen Armee als Brüder des Erbprinzen berühmt. Der 16. August gab Ihnen auch die Gelegenheit, nach dem Exempel Ihrer vortrefflichen Lehrmeisters, Ihre

erste Probe mit der wirklichen Befreyung Ihres Vaterlandes zu machen. Denn Sie bewiesen mitten unter dem stärksten Feuer, der hochselige Prinz vor dem Regiment Bergschotten, und der durchlauchtigste Prinz Friedrich vor Dero eigenem Regiment, so viel Muth, Einsicht und Gegenwart des Geistes, daß Sie beyde an dem glorreichen Ausgange dieses glücklichen Tages, der für die Erhaltung Ihres Vaterlandes so entscheidend war, unmittelbar den größten Antheil hatten, und als Lehrlinge sich dabey einen Ruhm erwarben, den mancher alter Feldherr für die schönste Zierde seines Lebens halten würde.

Aber bey diesem Anfange des schönsten Lebens berühre ich schon dessen Ende. Vier Tage nach dieser Action wollte der Erbprinz in aller Stille einen gewissen Posten angreifen, um dadurch die Stärke des ganzen feindlichen Corps, das in der Nähe war, zu erfahren. Er bat die beyden Herren Brüder, für dießmal zurück zu bleiben; aber wie dieß von Ihrem lehrbegierigen Muthe nicht zu erhalten war, so suchte Er wenigstens den jüngern Herrn Bruder, dessen gar zu feurigen Muth Er schon bey mehr als einer Gelegenheit zu fürchten Ursache gehabt, zu entfernen. Er trug Ihm eine Commißion auf, ein entferntes Regiment herbey zu führen; aber kaum war Er weggeritten, so traf Er einen andern Officier an, dem Er diese Commißion übergab, und war gleich wieder mitten im Feuer. Der Erbprinz, den sein zärtliches Herz mehr fühlen ließ, sah Ihn, und fand gleich ein

neues Geschäffte, in der Hoffnung, Ihn wenigstens dadurch außer der Gefahr zu erhalten; aber war es Schicksal, war es bloß gar zu großer Muth, (wir Menschen können hierinn nichts entscheiden; der HErr unsers Lebens ist auch der HErr von dessen Dauer;) der Prinz fand Gelegenheit, auch dießmal die brüderliche Fürsorge wieder zu vereiteln, um nur gleich wieder an den unglücklichen Ort zu kommen, wo die feindliche Kugel seinem heldenmüthigen Leben und allen unsern Erwartungen ein Ende machen mußte. Kaum hatte der Erbprinz noch Zeit, Ihn noch einmal inständigst bitten zu lassen, daß Er sich der Gefahr nicht so sehr bloß stellen möchte, so hatte Er auch die tödtliche Wunde schon empfangen. Der bestürzte Bruder, von dem tödtlichsten Schrecken über die Nachricht gerühret, flog, um Ihn zu retten, vergaß, daß Er Feldherr war, ward ganz Bruder, und bey der nahen Todesgefahr sein erster Seelsorger. Das Schrecken breitete sich auch gleich überall aus, alles war bestürzt; nur der sterbende Prinz zeigte bey dem Anblicke seines Todes eine Gelassenheit, womit Er bewies, daß sein Heldenmuth einen ganz andern Grund, als ein bloß jugendliches Feuer, hatte. Die erste Antwort auf den zärtlichen Verweis des Bruders, warum Er doch seinem Bitten nicht mehr Gehör gegeben, war diese: Je sais mourir en Chrêtien; und es scheinet, daß bey einer der allergefährlichsten Wunden, die Fürsehung den Prinzen noch vierzehn Tage, auf die wunderbarste Art, bey aller Lebhaftigkeit und Stärke des Geistes habe erhalten wollen, damit Er die ganze Armee

lehren

lehren sollte, wie der Christ stirbt, der von der Stärke der Religion unterstützt ist. Seine Kräfte ließen es noch zu, daß Er, in Begleitung der beyden Herren Brüder, von dem Wahlplatze nach Werl und von da nach Ham getragen werden konnte. Der durchlauchtigste Herzog schickte gleich die vornehmsten englischen und deutschen Aerzte aus der ganzen Armee, um diesen liebenswürdigen Neveu zu erretten; und die beyden französischen Herren Marschälle von Broglio und Soubize bewiesen eben diese großmüthige Fürsorge, und schickten ebenfalls ihre ersten Wundärzte, um einen Prinzen von Braunschweig zu erhalten. Die Wunde war nach aller Urtheil eine der allergefährlichsten und seltensten. Die Kugel war oben in die Brust gedrungen, und hatte beydes die Luftröhre und den Speiseschlund an einer Seite zerrissen, und war in dieser Gegend sitzen blieben. Dieser unerforschliche Sitz der Kugel war den Aerzten das bedenklichste Geheimniß; doch waren die Zufälle der Wunde so, daß sie noch nicht alle Hoffnung verlohren gaben. Der Prinz blieb indessen bey allen den Abwechselungen von Hoffnung und Furcht in dem heldenmüthigsten Gleichgewichte. Er sahe die Vorbereitung zum Tode als sein wichtigstes Geschäffte an, das er bey den schmeichelnden Hoffnungen der Aerzte nicht entfernte; das Ihm aber bey den drohendsten Vorboten eines nahen Endes auch nicht erschrecklich ward. Denn es war Ihm keine neue Beschäfftigung. Er brauchte itzt nicht erst die Gründe von der Unsterblichkeit seiner Seele und von der

Versicherung einer glücklichen Ewigkeit ängstlich zusammen zu suchen. Ihre Betrachtung war Ihm allemal eine der angenehmsten gewesen; und diese seine glückliche Ueberzeugung, durch den unmittelbaren Beystand jetzo gestärkt, gab Ihm Muth, daß Er auch in der Nähe die Ewigkeit mit einer kühnen Heiterkeit des Geistes ansehen konnte, welche die leere Unsterblichkeit, die die Geschichte darbietet, nicht gibt; und die sich auch von der wilden Verachtung des Lebens, deren ganzer Heldenmuth viehische Betäubung ist, sehr kenntlich unterscheidet. Sein Leben blieb Ihm allemal das wichtigste Geschenk seines Schöpfers, das Er ruhig bereit war, demselben auf jeden Wink hinzugeben, weil Er wußte, daß Er es dadurch nicht verlohr; dessen Erhaltung Ihm aber auch allemal das schätzbarste Geschenk blieb, die Ehre seines Gottes und die Wohlfahrt seines Nächsten noch länger zu befördern.

Den Anfang seiner Vorbereitung machte Er mit dem heiligen Abendmahle, um zufoderst durch diese feyerliche Erinnerung des Todes seines Erlösers sich der Gewißheit von seiner Versöhnung zu versichern, und alle die damit verknüpften seligen Empfindungen in seiner Seele zugleich wieder lebendig zu machen, wodurch Ihm in seinem gesunden Leben diese Verordnung seines Erlösers allezeit so wichtig und heilig war. Der Herr Feldsuperintendent Hornbostel war in allen diesen seinen Betrachtungen sein beständiger Beystand, so wie die Briefe, worinn dieser verdiente recht-

schaffene Mann die selige Verfassung des theuersten Prinzen von Zeit zu Zeit gemeldet, die aber zu dieser Historie nicht eigentlich gehören, zeigen. Der Herr Oberhofmeister von Hoym, der Herr Kammerjunker du Till und der Herr Major Schneller, den der Prinz auch gleich zu seiner Gesellschaft hatte zu sich kommen lassen, hatten die beständige Aufwartung bey Ihm, und mußten nebst dem Herrn Superintendenten den durchlauchtigsten Patienten, dem, bey seiner Wunde und bey der immer gleich großen Munterkeit des Geistes, alles Reden sehr gefährlich war, wechselsweise durch ihre Vorlesung unterhalten. Um dem Geiste die nöthige Heiterkeit zu lassen, wurde die Art der Lectur zuweilen verändert, und auch historische, moralische, und Militairabhandlungen genommen; doch blieben die Wahrheiten der Religion allemal das wichtigste Object. Der Prinz zeigte ihnen jedesmal selbst die Bücher und die Stellen an, die sie lesen mußten; und indessen, daß sie Ihn damit unterhielten, so wurden sie wiederum durch seine vortreffliche Reden, durch seine Gelassenheit und durch die Stärke seines Glaubens dergestalt gerührt, daß sie mir insgesammt bezeugt, daß ihnen diese Gelegenheit der außerordentlichste Gnadenzug für ihre Seele gewesen, wovon sie selbst noch an ihrem Ende die seligsten Wirkungen zu haben hofften.

Der convulsivische Husten, der durch die Verletzung der Luft- und Speiseröhre, bey jedesmaligem Niederschlucken einiges Getränks verursacht

 wurde,

wurde, machte, daß endlich am 30. Jul. die bisher verborgene Kugel sich in den Magen senkte, und so wieder ihren Ausgang fand. Die Hoffnung fieng hier von neuem wieder an zu leben; aber sie dauerte kaum einige Tage. Die merkliche Entzündung der Wunde, das überhandnehmende Fieber, und die plötzliche Verschwindung aller noch übrigen Kräfte, kündigten nunmehr mit Gewißheit das herannahende Ende an. Alle sahen diesen traurigen Vorboten mit Wehmuth und Schrecken. Nur der Prinz, wie ein Felsen mit seinem Haupte über alle Wolken erhaben, Er allein blieb in der heitersten Ruhe; Er stärkte alle, die um Ihn waren, mit seiner freudigen Gelassenheit; und sein mit Gott sich immer näher vereinigender Geist behielt bey aller anhaltenden Hitze alle seine Gegenwart und Stärke; recht als wenn hier die Seele ihre vom Leibe unabhängige Kraft beweisen, und die Religion alle ihre göttliche Schönheiten und Stärke zugleich an Ihm hätte zeigen wollen. Diese war in seinem ganzen Leben schön; aber hier nahm sie die Heiterkeit ihres himmlischen Ursprungs an. Seine Liebe zu Gott und seinem Erlöser wurde immer feuriger; seine Freudigkeit immer größer; und wie sein Glaube schon an dem glücklichen Puncte war, Schauen und Empfindung zu werden, so wurde seine Menschenliebe noch zärtlicher, zum Beweise, daß diese auch in der Ewigkeit nicht aufhört.

Endlich brach der 8te August, der große Tag für Ihn, an, da sein bestätigter Heldenmuth den

herrlichsten Sieg zur Belohnung erhalten sollte. Früh morgens zeigten sich schon im Gesichte alle Züge des Todes. Der sich immer gleiche Prinz verlohr aber dabey von seiner Ruhe nichts. Er ließ den Herrn Superintendenten Hornbostel zu sich bitten, sagte ihm jedesmal selbst die Materien, womit er Ihn unterhalten möchte, und seine Gegenwart des Geistes blieb, wie mir der Herr Hornbostel bezeugt, so lebhaft, daß seine Gedanken den seinigen allemal zuvor kamen. Den Nachmittag fühlte Er einige Beängstigungen von der überhand nehmenden Entzündung; aber ohne alle Unruhe des Gemüths sagte Er dem Herrn Major Schneller mit der freundlichsten Darreichung der Hand nichts mehr, als dieß: Ich werde sehr schlecht. Der Herr Hornbostel nahm dieses Wort, und sagte, Gott fängt jetzo an, Gnädiger Herr, es mit Ihnen recht gut zu machen, und stellte Ihm das herannahende Ende in einer kurzen und erbaulichen Rede vor, die er mit einem Gebete beschloß, welches der Prinz ohne das geringste Zeichen der Unruhe mit erhabenen Händen anhörte, die der Kammerdiener, wegen eigner Mattigkeit, unterstützen mußte, um seinem Gott, wie es Ihm allemal eine Pflicht war, auch noch in den letzten Augenblicken seines Lebens seine demüthigste Ehrerbietung auch durch diese äußerliche Zeichen zu beweisen. Nach geendigtem Gebete ließ Er seinen ersten Wundarzt, den Herrn Bourlton, zu sich rufen, und fragte ihn, wie weit er glaubte, daß sein Ende noch wohl entfernt sey? und wie dieser mit einer wehmüthigen Mine zur Antwort gab,

daß

daß seine bevorstehende große Veränderung wohl nicht mehr weit seyn könne, sprach Er darauf mit der heitersten Gelassenheit: Ich bin mit dem Willen Gottes vollkommen zufrieden, und will meinem Tode geruhig entgegen sehen; ich kann ihn aber auch eben so ruhig im Bette erwarten, sagte Er hierauf; und wie Er sich vom Lehnsessel dahin tragen lassen, empfahl Er seinen durch die Genugthuung seines Erlösers gerechtfertigten Geist in die Hände seines himmlischen Vaters, und nahm darauf von allen Umstehenden, mit Darreichung der schon erstorbenen Hand und mit den zärtlichst-freundlichsten Blicken, womit Er allezeit seine Freunde, die Menschen, ansahe, und worüber auch die Todeszüge keine Gewalt hatten, Abschied. Aber dieser edle Menschenfreund konnte nicht aus der Welt gehen, ohne auch noch den letzten Augenblick seines Lebens wohlthätig zu machen. Sein Herz, das nie erkenntlich genug seyn konnte, behielt auch in den Agonien noch alle Empfindung der lebhaftesten Dankbarkeit. Nach einem kurzen Schlummer, den alle Umstehenden schon für den letzten hielten, erwachte Er wieder, bat den Herrn Kammerjunker du Till sich neben Ihm ans Bett zu setzen, und dictirte ihm eine Art eines letzten Willens, worinn Er, bis auf seine geringsten Bedienten, alle diejenigen, denen Er sich für ihre Ihm bewiesene Treue seine Erkenntlichkeit zu beweisen, schuldig glaubte, der großmüthigen Fürsorge seines durchlauchtigsten Herrn Vaters auf eine so zärtliche Art empfahl, daß dieß vielleicht noch der alleredelste Zug in diesem ganzen schö-

nen

nen Leben ist; und der Herr Kammerjunker mußte ihm die Hand darauf geben, den Brief sogleich noch mit einer Estaffette wegzuschicken. Hierauf fiel Er wieder in einen sanften Schlummer; der Odem wurde schwer und matt, und alle Umstehende erwarteten mit so viel Entzücken als Wehmuth von einem Augenblicke zum andern die selige Auflösung dieses alleredelsten Geistes. Aber dieß edle Herz konnte vor zärtlicher Liebe noch nicht sterben. Er erwachte noch einmal ganz neu belebt; die Augen hatten ihre freundliche Munterkeit wieder, die Stimme war wieder laut und vernehmlich. Um in den allerletzten Augenblicken seines Lebens sein zärtliches freundschaftliches Herz auch mit den angenehmsten Empfindungen noch zu belohnen, hatte Ihn Gott in seinem Todesschlummer an seine durchlauchtigsten Aeltern und Geschwister denken lassen. Hierdurch erweckt, rief Er den Herrn Kammerjunker du Till noch einmal, bat ihn, sich wieder bey Ihm ans Bett zu setzen, dictirte ihm einen Brief an seinen durchlauchtigsten Herrn Vater, einen an seiner Frau Mutter königliche Hoheit, einen an Seine Durchl. den Erbprinzen, einen an Se. Durchl. Prinz Friedrich, einen an Prinz Wilhelm, und noch einen an der Prinzeßin Elisabeth Durchlaucht, worinn Er von allen, wie auch von dem Herrn geheimen Etatsrath von Wallmoden, mit den zärtlichsten Ausdrücken, die sein Herz nur empfinden konnte, und zugleich mit der beherztesten Gegenwart des Geistes, Abschied nahm, sie auch alle noch mit seiner

sterben=

sterbenden Hand unterschrieb, und auf seinem Bette versiegeln ließ. Wie hierauf der Herr Leibmedicus Schäffer Ihn ersuchte, sich ein wenig zu erholen, antwortete Er, Er hätte nur noch von seinen beyden jüngsten Geschwistern, der Prinzeßin Auguste und dem Prinz Leopold, Abschied zu nehmen; wollte aber den Brief in eins ziehen. Er fieng denselben auch zu dictiren an, aber mitten im Briefe schien der jetzt in der Auflösung stehende Geist sich von der Erde zu erheben; denn die Anrede an seine Geschwister, die sich mit einer rührenden Ermahnung zur Gottesfurcht und Tugend anfängt, verlieret sich mitten im Briefe in eine Rede mit Gott. Und gleich darauf übergab Er auch seinen aufgelöseten Geist in die Hände seines himmlischen Vaters, schloß seine Augen, und starb.

So stirbt der Jüngling, der Menschenfreund, der Held, der ein Christ ist! So stirbt der Christ, der durch die Rechtfertigungs- und Heiligungsgnade seines Erlösers wieder in alle Rechte des Standes der Unschuld getreten ist! So würden Engel sterben, wenn sie durch eine ähnliche Verwandlung zu den höhern Stuffen ihrer Vollkommenheit fortgehen müßten! O Gott! laß alle Helden, die sich in diesem Kriege um die Menschlichkeit verdient gemacht, wenn sie nach deinem Rathe diese Welt verlassen sollen, zum Lohne ihrer Verdienste also sterben!

Erhalt indessen, uns zum Troste, die durchlauchtigsten Aeltern, den besten Herzog, unsern Vater,

ter, die unschätzbarste Fürstinn, unsre Landesmutter, die gesegneten Urheber dieses schönen Lebens und unsrer Wohlfahrt, so lange es die Menschlichkeit leidet; und vergilt Ihnen Ihre Treue, womit Sie uns lieben, mit der Erhaltung Ihrer noch übrigen verehrungswürdigsten Familie; Ihrer einzigen möglichen Vergeltung in diesem Leben!

Leite und bedecke insbesondere, wie du bisher gethan, mit deiner mächtigen Hand, den Erbprinzen und seinen würdigen Bruder, unsre beyden glorreichen Erretter, in allen Gefahren, wo Ihre Liebe zum Vaterlande Sie ferner hinruft!

Schütze deinen Knecht, den Herzog Ferdinand; Du riefest Ihn, und rüstetest Ihn mit der Klugheit aus, womit Er uns bisher gegen eine doppelt größere Macht geschützet hat; schütze Ihn, daß Er den großen Plan deiner gnädigen Fürsehung über uns, zur Verherrlichung deines Namens, glücklich ausführe!

Laß endlich das ganze Braunschweigische Geschlecht mit seinen Tugenden, der Welt zur Wohlthat, bis an ihr Ende dauren!

J. F. W. Jerusalem.

Aus

Aus
des Bischoffs Bossuets
Einleitung
in die allgemeine Geschichte.

Von der Schöpfung, oder den ersten Zeiten.

Es hat einen großen Nutzen, wenn man sich die verschiedenen Umstände des Volkes Gottes vorstellet. Seine Umstände waren anders unter dem Gesetze der Natur und unter den Patriarchen; anders unter seinem Gesetzgeber, Moses, und dem geschriebenen Gesetze; anders unter dem Könige David und den Propheten; anders nach seiner Zurückkunft aus der babylonischen Gefangenschaft; und endlich anders unter Jesu Christo selbst, nämlich unter dem Gesetze der Gnade und des Evangelii; anders in den Jahrhunderten, wo der Meßias erwartet wurde, und anders in denen, wo er erschienen ist; anders in den Zeiten, wo der Dienst Gottes bey einem einzigen Volke war, und anders in denen, wo nach den alten Prophezeihungen der Dienst Gottes auf der ganzen Erde

Erde ausgebreitet worden ist; anders in den Zeiten, wo die noch schwachen und sinnlichen Menschen durch zeitliche Belohnungen und Strafen in ihren Pflichten erhalten werden mußten, und anders in den Zeiten, wo die besser unterrichteten Gläubigen nur durch den Glauben leben, sich an die ewigen Güter halten, und in der Hoffnung, sie zu besitzen, alle Uebel ausstehen müssen, die ihre Gedult üben können.

Monseigneur.

In der That, man kann sich nichts vorstellen, was Gott anständiger seyn sollte, als dieses, daß er sich ein Volk erwählet hat, das ein handgreifliches Beyspiel seiner ewigen Vorsehung seyn sollte; ein Volk, dessen Glück und Unglück auf seine Frömmigkeit ankam, und dessen Zustand von der Weisheit und Gerechtigkeit seines Beherrschers ein Zeugniß abgeben mußte. Damit hat Gott den Anfang gemacht, und dieses hat er an dem jüdischen Volke bewiesen. Allein, nachdem er durch deutliche Zeugnisse den unleugbaren Grundsatz festgesetzet, daß er, nach seinem Willen, alle Erfolge des gegenwärtigen Lebens einrichte, so war es Zeit, die Menschen zu höhern Gedanken zu erheben, und Jesum Christum zu senden, dem es vorbehalten war, einem neuen Volke, das aus allen Völkern der Erde gesammelt werden sollte, die Geheimnisse des zukünftigen Lebens zu entdecken.

Sie können der Geschichte dieser beyden Völker leicht nachgehen, und bemerken, wie Jesus Chri-

stus sie beyde mit einander vereiniget hat, weil er zu allen Zeiten, in welchen er entweder noch kommen sollte, oder schon gekommen war, der Trost und die Hoffnung aller Kinder Gottes geworden ist.

Sie sehen also, daß die Religion vom Anfange der Welt an sich immer gleich, oder vielmehr immer eben dieselbe geblieben ist: Man hat beständig eben denselben Gott, als den Schöpfer, und eben denselben Christum, als den Erlöser des menschlichen Geschlechtes erkannt.

Zu der Zeit, da uns die weltliche Geschichte nichts, als Fabeln, oder zum höchsten nur einige verwirrte halb vergessene Begebenheiten zu erzählen hat, so führt uns die heilige Schrift, die unstreitig das älteste Buch auf der Welt ist, durch so viele genau bestimmte Begebenheiten, und durch die Folge der Sachen selbst, zu ihrem wahren Ursprunge, nämlich zu Gott, der alles erschaffen hat. Sie bezeichnet uns auf das deutlichste die Schöpfung der ganzen Welt, die Schöpfung des Menschen insbesondere, die Glückseligkeit seines ersten Zustandes, die Ursachen seiner Mühseligkeiten und Schwachheiten, die Verderbniß der Welt, und die Sündfluth, den Ursprung der Künste und der Nationen, die Eintheilung der Länder, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und andre wichtige Begebenheiten, von denen die menschlichen Geschichtschreiber voll Verwirrung reden, und uns nöthigen, anderwärts gewissere Quellen zu suchen. Was ist dieses alles nicht für ein Zeugniß der Wahrheit?

Giebt

Giebt das Alterthum der Religion ein so grosses Ansehen, so beweist ihre unverrückte und ununterbrochene Dauer durch so viele Jahrhunderte, die durch so viele Hindernisse nicht gestört worden ist, ganz offenbar, daß die Hand Gottes sie erhalten hat.

Wenn wir sehen, daß sich die Religion vom Anfange der Welt an auf eben denselben Gründen erhalten hat, ohne daß weder die Abgötterey, noch die Gottlosigkeit, welche sie immer von allen Seiten umgaben, noch die Tyrannen, die sie verfolgten, noch die Ketzer und Ungläubigen, die sie zu verderben suchten, noch die Niederträchtigen, welche sie verleugneten, noch ihre unwürdigen Anhänger, die sie durch ihre Verbrechen entweihten, noch die Zeiten, die allein hinlänglich sind, alles, was menschlich ist, zu zernichten, jemals im Stande gewesen sind, ich will nicht sagen, sie zu vertilgen, sondern nur zu verfälschen: was kann bewundernswürdiger seyn, als dieses?

Wenn wir nun überlegen, was uns diese Religion, deren Alterthum wir verehren, von ihrem Gegenstande, nämlich von dem ersten Wesen, für eine Vorstellung macht, so müssen wir gestehen, daß sie alle menschlichen Gedanken übersteige, und dafür angesehen zu werden verdient, daß sie von Gott selbst herkomme.

Der Gott, den die Christen und Ebräer beständig verehret haben, hat mit den unvollkommenen und sogar lasterhaften Gottheiten nichts gemein, welche der übrige Theil der Welt angebetet hat.

hat. Unser Gott ist ein unendlicher vollkommener Gott, und allein würdig, die Laster zu bestrafen, und die Tugend zu krönen, weil er die Heiligkeit selbst ist.

Er ist weit über die erste Ursache und den ersten Beweger der Dinge erhoben, den die Philosophen gekannt haben, ohne ihn anzubeten. Diejenigen, welche am weitesten unter ihnen gekommen sind, lehren uns einen Gott, welcher eine ewige Materie, die so gut, als er, durch sich selbst vorhanden ist, findet, und wie ein gemeiner Künstler ausbildet. Eben dieser Gott wird durch diese Materie, und durch ihre Beschaffenheiten, die er nicht hervorgebracht hat, in seiner Arbeit eingeschränkt. Die Philosophen haben nicht begreifen können, daß die Materie, wenn sie von sich selbst vorhanden wäre, ihre Vollkommenheit von keiner fremden Hand erwarten dürfte, und daß Gott, wenn er unendlich und vollkommen ist, weiter nichts, als sich selbst und seinen allmächtigen Willen braucht, alles, was er nur will, hervorzubringen. Allein der Gott unsrer Väter, der Gott Abrahams, der Gott, dessen Wunder Moses uns beschrieben hat, hat nicht allein die Welt in Ordnung gebracht, sondern er hat sie ganz mit ihrem Stoffe sowohl, als mit ihrer Bildung erschaffen. Ehe er befahl, daß etwas seyn sollte, so hatte nichts das Daseyn, als er. Er wird uns als derjenige vorgestellet, der alles erschafft, weil er alles, theils mit Verstande, theils ohne Mühe, hervorbringt; weil es ihm nur ein einziges Wort kostet, so große Werke hervorzubrin-

zubringen, das ist, weil er nichts thun, als nur wollen darf.

Wir wollen nunmehr die Geschichte der Schöpfung durchgehen. Moses hat uns gelehrt, daß dieser mächtige Baumeister, dem alle Dinge so wenig kosten, sie nicht auf einmal, sondern nach und nach, hervorbringen, und das ganze Weltgebäude in sechs Tagen erschaffen wollen, dadurch anzuzeigen, daß er nicht nach einer Nothwendigkeit oder nach einem blinden ungestümen Einfalle handle, wie sich einige Philosophen eingebildet haben. Die Sonne wirft auf einmal alle ihre Stralen von sich, ohne sie zurück zu halten; allein Gott, der mit Verstande und mit einer unumschränkten Freyheit handelt, äußert seine Kraft, wo er will, und so sehr, als es ihm gefällt. Da er die Welt durch sein Wort hervorbringt, so zeigt er, daß ihm nichts Mühe macht; da er sie nach und nach hervorbringt, beweist er, daß er über seine Materie, über seine Handlungen keine andre Vorschrift, als seinen Willen, hat, der durch sich selbst immer richtig ist. Dieses Bezeigen Gottes ist uns auch ein Beweis, daß alles unmittelbar aus seiner Hand herkomme. Die Völker und die Philosophen, welche geglaubt haben, die mit Wasser vermischte Erde habe durch die Hülfe der Sonnenhitze aus sich selbst, durch ihre eigene Fruchtbarkeit, die Pflanzen und Thiere hervorgebracht, diese eitlen Weisen haben sich gröblich geirret. Die Schrift lehrt uns, daß die Elemente unfruchtbar sind, wenn sie das Wort Gottes nicht fruchtbar

macht. Weder die Erde, noch das Wasser, noch die Luft würden jemals die Pflanzen und die Thiere, die wir sehen, hervorgebracht haben, wenn Gott, der den Stoff dazu erschaffen und zubereitet hat, ihn nicht auch durch seinen allmächtigen Willen ausgebildet, und nicht einem jeden Dinge seinen eigenen Saamen gegeben hätte, durch welchen es sich alle Jahrhunderte hindurch vermehren kann. Diejenigen, welche sehen, daß die Pflanzen ihren Ursprung und ihr Wachsthum der Hitze der Sonne zu danken haben, könnten glauben, daß sie der Schöpfer derselben wäre. Allein die Schrift sagt uns, daß die Erde mit Kräutern und allen Arten von Pflanzen noch eher bekleidet gewesen ist, als die Sonne geschaffen worden, damit wir einsehen sollen, daß alles Gott allein sein Daseyn und Wesen zu danken habe. Es hat diesem großen Werkmeister gefallen, das Licht zu schaffen, ehe er ihm noch die Gestalt gab, die es von ihm in der Sonne und in den Gestirnen erhalten hat. Er hat uns damit lehren wollen, daß diese großen und prächtigen Lichter, woraus man hat Gottheiten machen wollen, nicht von sich selbst die kostbare und herrliche Materie, aus der sie bestehen, noch die bewundernswürdige Gestalt hatten, die er ihnen gegeben hat. Kurz die Erzählung der Schöpfung, wie wir sie vom Moses haben, entdeckt uns dieses große Geheimniß der wahren Philosophie, daß Gott allein die Ursache aller Fruchtbarkeit sey, und eine unumschränkte Gewalt besitze. Er ist die Glückseligkeit, die Weisheit und die Allmacht selbst; er ist sich allein genug;

nug; er thut alles, ohne gezwungen zu seyn, wie er alles thut, ohne daß er etwas bedarf. Die Materie schränkt ihn niemals ein, und bringt ihn niemals in Verwirrung; er macht aus ihr, was er will, weil er ihr bloß durch seinen Willen den Grund ihres Wesens gegeben hat. Nach diesem uneingeschränkten Rechte wendet, bildet und bewegt er sie ohne Mühe; alles hängt unmittelbar von ihm ab, und wenn nach der einmal bestimmten Ordnung der Natur ein Ding die Ursache des andern wird, wie die Sonnenhitze eine Ursache von der Erzeugung und dem Wachsthume der Pflanzen ist; so ist das die Ursache, daß eben derselbe Gott, welcher alle Theile des Weltgebäudes hervorgebracht hat, einen Theil mit dem andern verknüpfen, und durch diese verwundernswürdige Zusammenkettung seine Weisheit verherrlichen wollen. Allein, was uns die heilige Schrift von der Erschaffung des Weltgebäudes lehret, ist in Vergleichung mit dem nichts, was sie von der Schöpfung des Menschen sagt.

Bis hieher hatte Gott alles durch seinen Befehl hervorgebracht: Es werde Licht; es werde eine Veste zwischen den Wassern; die Erde werde trocken, und lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besaame; es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht; es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren, und die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art. Allein

da der Mensch erschaffen werden soll, so führt Moses Gott anders redend ein: Laßt uns Menschen machen, sagt er, ein Bild, das uns gleich sey. Das ist nicht mehr der befehlende und herrscherische Ton; dieses Wort des HErrn ist sanfter, aber darum eben so wirksam. Gott hält mit sich selbst einen Rath; Gott redet sich selbst zu, als wenn er uns zeigen wollte, daß das Werk, das er unternehmen will, alle Werke übertreffen sollte, die er zeither gemacht hat. Laßt uns Menschen machen. Gott redet in sich selbst; er redet mit einem, der wie er, wirkt, mit einem, dessen Bild und Geschöpfe der Mensch ist; er redet zu einem andern selbst; er redet mit demjenigen, durch welchen alle Dinge gemacht sind, mit demjenigen, der in seinem Evangelio sagt: Alles, was der Vater thut, thut der Sohn gleichermaßen. Indem er zu seinem oder mit seinem Sohne redet, so redet er zugleich mit dem ewigen allmächtigen Geiste, der, wie beyde, vollkommen, und mit beyden gleich, ewig ist.

Das ist in der ganzen Sprache der heiligen Schrift etwas unerhörtes, daß ein anderer, als Gott selbst, in der mehrern Zahl von sich selbst gesprochen haben sollte: Laßt uns machen. Gott selbst redet in der heiligen Schrift nur zweymal oder dreymal also, und diese außerordentliche Sprache äußert sich da zuerst, da der Mensch geschaffen werden soll. Wenn Gott die Sprache und einiger maßen sein Bezeigen ändert, so geschieht es nicht darum, weil sich Gott selbst verändern sollte.

Allein

Allein er zeigt uns nur damit, daß er nach seinen ewigen Rathschlüssen eine neue Ordnung der Dinge anfangen will. So wird also der Mensch, der über die andern Kreaturen so sehr erhaben ist, deren Schöpfung uns Moses beschrieben hatte, auf eine ganz neue Art hervorgebracht. Die Dreyeinigkeit fängt an, sich zu offenbaren, indem sie die vernünftige Creatur erschafft, deren Wirkungen des Verstandes ein unvollkommenes Bild von den ewigen Wirkungen Gottes sind, von welchen er in sich selbst fruchtbar ist. Gott scheint mit sich selbst einen Rath zu halten, um dadurch anzuzeigen, daß die Kreatur, die er erschaffen will, mit Verstande und Ueberlegung handeln soll. Alles übrige ist nicht weniger außerordentlich. Bis hieher haben wir in der Geschichte des ersten Buchs Mosis nicht gesehen, daß Gott seine Hand an eine vergängliche Materie gelegt hat. Aber da er den menschlichen Körper bilden will, so nimmt er selbst Erde, und diese Erde, welche von einer solchen Hand gebildet wird, empfängt die schönste Gestalt, die noch zeither in der Welt erschienen ist.

Die besondere Aufmerksamkeit Gottes bey der Schöpfung des Menschen zeigt uns, daß er besonders auf ihn achte, obgleich übrigens alles unmittelbar durch seine Weisheit hervorgebracht und zubereitet wird. Allein die Art, wie Gott die Seele hervorbringt, ist noch viel verwundernswürdiger. Er erschafft sie nicht aus der Materie; er bläst sie von oben ein; sie ist ein Hauch des Lebens, der von Gott seinen Ursprung hat. Als er die Thiere

schuf, sagte er: Das Wasser bringe Fische hervor, und auf diese Weise erschuf er die Seewunder, und alle lebendigen und webenden Seelen, welche die Wasser erfüllen sollten. Er sagte auch, die Erde bringe hervor lebendige Thiere, Vieh, Gewürme und alle lebendige Thiere auf Erden.

Auf diese Weise sollten die Seelen entstehen, welche ein thierisches und viehisches Leben haben, und welchen Gott weiter keine Fähigkeit mittheilt, als diejenigen Bewegungen, die vom Körper abhänge. Gott nimmt sie aus dem Schooße der Wasser und aus der Erde. Allein das Leben der menschlichen Seele sollte eine Nachahmung seines Lebens seyn; sie sollte, wie er, mit Vernunft und Verstande leben; sie sollte ihn betrachten und lieben, und dadurch mit ihm vereinigt werden, und folglich mußte sie nach seinem Bilde erschaffen seyn. Eine solche Seele konnte nicht aus der Materie genommen werden. Wenn Gott die Materie bildet, so kann er wohl einen schönen Körper daraus hervorbringen. Allein er mag sie wenden und bilden, wie er will, so wird er niemals ein Bildniß, das ihm gleich sey, darinnen antreffen. Eine Seele, die nach seinem Bilde erschaffen ist, und durch den Besitz dieses göttlichen Ebenbildes glückselig werden kann, muß durch eine neue Schöpfung hervorgebracht werden. Sie muß von obenher kommen, und dieses zeigt der lebendige Odem an, der aus dem Munde Gottes kömmt. Wir wollen uns erinnern, daß Mo-

ses

ses den fleischlichen Menschen durch sinnliche Bilder reine und geistliche Wahrheiten vorstellt. Wir wollen nicht glauben, daß Gott, wie die Thiere, Odem hole, und von sich hauche. Wir wollen nicht glauben, daß unsre Seele eine feine Luft, oder ein verdünnter Dunst sey. Der Hauch, den Gott mit seinem Ebenbilde zugleich dem Menschen einbläst, ist weder Luft noch Dunst. Eben so wenig wollen wir glauben, daß unsre Seele ein Theilchen von dem Wesen Gottes sey, wie einige Philosophen geträumt haben. Gott ist nicht ein Ganzes, welches Theile hat, und wenn Gott Theile hätte, so wären es keine erschaffenen Theile. Denn der Schöpfer, dieses unerschaffene Wesen, kann nicht aus Kreaturen zusammen gesetzt seyn. Die Seele des Menschen ist erschaffen, und zwar so, daß sie nichts von der göttlichen Natur, sondern nur ein Ding ist, das Gott nach seinem Bilde hervorgebracht hat. Sie ist ein Wesen, das beständig mit dem vereinigt bleiben soll, der dasselbe erschafft; dieses will der lebendige Odem Gottes sagen; das stellt uns dieser Hauch des Lebens vor.

Nunmehr ist also der Mensch erschaffen. Gott erschafft auch noch die Gehülfinn, die er dem Menschen geben will. Alle Menschen kommen aus einer Ehe her, damit sie auf ewig eine Familie seyn sollten, so sehr sie sich auch vermehren, und so sehr sie immer zerstreut werden möchten. Nachdem unsre ersten Aeltern also erschaffen worden waren, setzte sie Gott in den anmuthigen Garten, wel-

welcher das Paradies genannt wird. Gott war sichs selbst schuldig, sein Ebenbild glückselig zu machen.

Er gab dem Menschen ein Gebot, ihn damit zu lehren, daß er einen HErrn hätte. Dieses Gebot betraf eine sinnliche Sache, weil der Mensch mit Sinnen erschaffen worden war; das Gebot war leicht, weil Gott ihm das Leben bequem machen wollte, so lange es unschuldig seyn würde. Der Mensch erfüllte das Gebot nicht, das so leicht zu beobachten war. Er gehorchte dem Versucher, und gehorcht sich selbst, da er allein Gott gehorchen sollte. Sein Fall ist unvermeidlich; allein wir müssen ihn sowohl seinem Ursprunge, als seinen Folgen nach betrachten.

Gott hatte im Anfange seine Engel, reine Geister, erschaffen, die von aller Materie frey waren. Er, der alles gut macht, was er macht, hatte sie mit einer vollkommnen Heiligkeit erschaffen, und sie konnten ihrer Glückseligkeit gewiß seyn, wenn sie sich ihrem Schöpfer freywillig ergaben. Allein alles, was aus nichts erschaffen wird, ist mangelhaft. Ein Theil dieser Engel ließ sich von der Eigenliebe verführen. Wie unglücklich ist die Kreatur, die sich selbst, und nicht in Gott, gefällt! Sie verliert in einem Augenblicke alle ihre Vollkommenheiten. Schreckliche Wirkung der Sünde! Diese Geister des Lichts wurden Geister der Finsterniß. Sie hatten keine Gedanken mehr, die nicht zu boshaften Tücken wurden. Ein boshafter Neid kam ihnen an die Stelle der Liebe;

Liebe; ihre natürliche Größe war weiter nichts, als Hochmuth; und ihre Glückseligkeit wurde in den traurigen Trost verwandelt, daß sie in ihrem Elende, und in ihren, zwar glücklichen, aber abscheulichen Beschäfftigungen, die Menschen zu verführen, Mitgenossen zu haben suchten. Der Vollkommenste unter ihnen, der auch der Hochmüthigste geworden war, wurde der boshafteste und zugleich der unglücklichste Geist. Der Mensch, den Gott ein wenig unter die Engel erniedrigt hatte, indem er ihm einen Körper gegeben, erweckte den Neid eines Geistes, der so vollkommen gewesen wär. Er wollte ihn also in seinen Aufruhr und hernach auch in seinen Untergang verwickeln. Wir wollen hören, wie er redet, und seine gebrauchten listigen Ueberredungen nur zu sehen suchen. Er wendet sich an Eva, als die schwächste; aber er redet in der Person der Eva ihren Mann so gut an, als sie. Sollte Gott, spricht er, gesagt haben, ihr sollt nicht essen von allerley Bäumen im Garten. Wenn er euch Vernunft gegeben hat, so müßt ihr die Ursache von allem wissen: diese Frucht ist kein Gift: Ihr werdet nicht daran sterben. Damit nimmt die Neigung zum Aufruhr ihren Anfang. Man vernünftelt über das Gebot, und der Gehorsam wird zweifelhaft gemacht. Ihr werdet seyn, wie Gott, frey, unumschränkt, glücklich und weise durch euch selbst; ihr werdet wissen, was böse und gut ist; nichts wird euch unerforschlich bleiben. Dieses sind die Bewegungsgründe, wodurch der Mensch gereizt wird, der Ordnung des Schöpfers entgegen

gen zu handeln, und sich über sein Verbot zu erheben. Eva, welche schon halb gewonnen ist, schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre. Weil sie sah, daß Gott in dem Menschen Leib und Seele vereinigt hatte, so glaubte sie, daß er zum Besten der Menschen mit den Pflanzen auch übernatürliche Kräfte, und mit den sinnlichen Gegenständen geistige Vollkommenheiten verknüpft haben könnte. Nachdem sie von dieser schönen Frucht gegessen hatte, so gab sie ihrem Manne auch davon. Da wurde Adam in eine gefährliche Versuchung geführt! Das böse Exempel und die Gefälligkeit machten sie stärker. Er folgt den Eingebungen eines Versuchers, dem so wohl beygestanden wurde. Eine betrügerische Neubegierde, ein schmeichelhafter Gedanke des Hochmuths, das geheime Vergnügen, durch sich selbst und nach seinen eigenen Gedanken zu handeln, lockt ihn an, und verblendet ihn. Er will einen gefährlichen Versuch seiner Freyheit anstellen, und genießt, mit der verbotnen Frucht, die schädliche Freude, seiner Begierde ein Genüge gethan zu haben; die Sinne vermengen ihre Reizungen in diese neue Anmuth; er folgt und unterwirft sich ihnen; er wird ihr Sklave, er, der vorher ihr Herr war.

Zu gleicher Zeit wird alles seinetwegen verändert. Die Erde lacht ihm nicht mehr, wie vor dem; er wird nichts mehr von ihr erhalten, als was er durch schwere und anhaltende Arbeiten erzwingen wird; der Himmel ist nicht mehr so heiter;

ter; die Thiere, die ihm bis auf die verhaßtesten und wildesten unterthan, und für ihn eine unschuldige Belustigung waren, nehmen für ihn häßliche ungeheure Gestalten an; Gott, der alles zu seinem Glücke erschaffen hatte, verwandelt in einem Augenblicke alles in Strafen für ihn. Der Mensch quält sich selbst, er, der sich so geliebt hatte. Der Aufruhr seiner Sünde läßt ihn ich weis nicht was Schändliches an ihm bemerken. Er ist nicht mehr das Meisterstück Gottes, an dem alles schön war; die Sünde hat ein neues Geschöpf hervor gebracht, welches verborgen werden muß. Der Mensch kann seine Schande nicht mehr ertragen, und wollte sie gern vor seinen eigenen Augen verbergen. Allein, Gott wird ihm noch unerträglicher. Diesem großen Gott, welcher ihn nach seinem Bilde gemacht, und ihm die Sinne gegeben hatte, daß sie seinem Geiste zu Hülfe kommen sollten, gefiel es, sich dem Menschen in einer sinnlichen Gestalt zu zeigen. Der Mensch kann seine Gegenwart nicht mehr ertragen. Er verbirgt sich unter die Bäume im Garten, um sich dem Angesichte desjenigen zu entziehen, der vorher sein Glück war. Sein Gewissen klagt ihn an, ehe Gott noch redet. Er will sich entschuldigen, und seine unglücklichen Entschuldigungen verdammen ihn selbst. Er muß sterben, das Mittel zur Unsterblichkeit ist ihm genommen, und ein weit schrecklicher Tod, als der zeitliche, der Tod der Seele, wird ihm durch den vorgebildet, zu welchem sein Körper verdammet wird. Das Urtheil, das über ihn ausgesprochen

wird,

wird, geht auch uns an. Gott, der beschlossen hatte, seinen Gehorsam in seiner ganzen Nachkommenschaft zu belohnen, verdammt und straft ihn, so bald er sich empört hatte, aber nicht allein in seiner Person, sondern auch in allen seinen Kindern, als dem empfindlichsten und geliebtesten Theile seiner selbst. Wir sind alle in unserm Ursprunge verflucht; wir sind aus sündlichem Saamen erzeugt, und in unsrer Quelle angesteckt und verderbt worden. Laßt uns nur hier nicht die schrecklichen Regeln der göttlichen Gerechtigkeit untersuchen, nach welchen Gott das menschliche Geschlecht in ihrem Ursprunge verflucht hat. Laßt uns die Gerichte Gottes anbeten, der alle Menschen in demjenigen, aus dem sie alle hervorkommen sollen, als einen einzigen Menschen betrachtet. Wir wollen uns selbst ansehen, als solche, die in ihrem Vater ihre Würde verlohren haben, welche auf ewig durch den Ausspruch, der uns verdammt, entweicht, und mit ihm aus dem Paradiese verbannt und verstoßen worden sind, in welchem er uns hatte zeugen sollen. Die Regeln der menschlichen Gerechtigkeit können uns wohl in die Tiefen der göttlichen Gerechtigkeit hineinleiten; allein sie können uns den Grund dieser Tiefen nicht entdecken. Laßt uns glauben, daß sowohl die göttliche Gerechtigkeit, als die göttliche Barmherzigkeit, nicht nach der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit der Menschen beurtheilt werden müssen, und daß beyder Wirkungen sich viel weiter erstrecken, und verborgner und unbegreiflicher sind. Aber laßt uns indessen, daß uns die strengen Gerichte

Gottes über das menschliche Geschlecht erschrecken, seine Güte bewundern, die unsre Augen auf einen angenehmern Gegenstand richtet. Unter der Gestalt der Schlange, deren krumme Wendungen ein deutliches Bild von den Einschmeichelungen, betrügerischen Künsten und Ueberredungen des bösen Geistes waren, zeigt Gott der Eva, unsrer Mutter, ihren überwundenen Feind, und den gesegneten Saamen, durch welchen ihrem Ueberwinder der Kopf zertretten, das ist, sein Hochmuth gedemüthiget, und seine Herrschaft auf der ganzen Erde überwunden werden sollte.

Dieser gesegnete Saamen war Jesus Christus, der Sohn einer Jungfrau, dieser Jesus Christus, in dem allein Adam nicht gesündiget hatte, weil er von Adam auf eine göttliche Art herkommen, aber nicht von einem Menschen erzeugt, sondern vom heiligen Geiste empfangen werden sollte. Allein, ehe uns Gott diesen Erlöser gab, so mußte das menschliche Geschlecht durch eine lange Erfahrung einsehen lernen, wie nöthig die Menschen einen solchen Beystand hätten. Der Mensch wurde also sich selbst überlassen; seine Neigungen wurden verdorben, seine Missethaten waren die entsetzlichsten Ausschweifungen, und die Bosheit bedeckte die ganze Erde. Zu der Zeit beschloß Gott die Ausführung einer Rache, deren Andenken niemals unter den Menschen vergehen sollte. Dieses war die allgemeine Sündfluth, von welcher das Andenken mit dem Andenken der Verbrechen, die sie der Welt zugezogen haben, noch

unter allen Nationen vorhanden ist. Die Menschen mögen also nicht glauben, daß die Welt durch sich selbst bestehe, und das, was einmal ist, immer eben so seyn werde. Gott, der alles gemacht hat, und durch den alles besteht, will alle Thiere mit allen Menschen ersäufen, und den schönsten Theil seiner Werke zernichten.

Dennoch fand sich unter den Menschen noch ein Gerechter. Gott hatte ihn durch seine Gnade vom Strome der Bosheit nicht hinreißen lassen, ehe er ihn in der Sündfluth retten wollte. Seine Familie wurde zu Wiederbevölkerung der Erde erhalten, welche bald eine schreckliche Wüste werden sollte. Gott erhielt durch die Sorgfalt dieses gerechten Mannes die Thiere, damit der Mensch lernen sollte, daß sie für ihn erschaffen, und seiner Herrschaft von dem Schöpfer unterwürfig gemacht worden wären.

Die Welt erneuet sich, und kömmt noch einmal aus dem Schooße der Wasser hervor. Allein, bey aller dieser Erneuerung behält sie doch einen ewigen Eindruck der göttlichen Rache. Bis auf die Sündfluth war die ganze Natur weit stärker und lebhafter. Die ungeheure Menge Wasser, unter welche Gott die Erde vergrub, stund so lange über ihr, daß ihre Säfte, die sie verschloß, verderbet wurden. Die Luft wurde mit einer außerordentlichen Feuchtigkeit beschwert, und unterhielt dadurch den Grund zur Vergänglichkeit, und da die erste Einrichtung der Welt geschwächt

war, so wurde das menschliche Leben immer kürzer, welches die Menschen vorhero fast bis auf tausend Jahre gebracht hatten. Die Pflanzen und Früchte hatten nicht mehr ihre erste Kraft, und den Menschen mußte mit dem Fleische der Thiere eine stärkere Nahrung gegeben werden. So mußten nach und nach die Ueberbleibsel der ersten Einrichtung verschwinden, und die ganz veränderte Natur sagte dem Menschen, daß Gott für ihn nicht mehr der gnädige Gott wäre, weil er ihn durch so viele Verbrechen wider sich gereizt hätte. Das lange Leben des ersten Menschen, wovon uns die Geschichte Mosis Nachricht giebt, ist auch andern Völkern nicht unbekannt gewesen, und ihre alten Sagen haben uns das Andenken davon aufbehalten.

Der Tod, welcher sich näherte, ließ die Menschen eine schnellere Rache empfinden, und weil sie sich alle Tage tiefer in das Laster stürzten, so mußten sie auch alle Tage ihre Strafe näher haben. Die einzige Veränderung mit den Speisen, da sie das Fleisch der Thiere zu ihrer Nahrung nehmen mußten, konnte ihnen zeigen, daß ihr Zustand schlimmer geworden sey, weil sie beständig schwächer, und doch auch freßbegieriger und blutdürstiger wurden.

Die Nahrung der Menschen vor der Sündfluth, welche sie von den Früchten, die von freyen Stücken abfielen, und von den Kräutern, die eben so geschwind reiften, ohne Mühe erhielten, diese Nahrung war ohne Zweifel noch ein Ueber-

bleibsel von der ersten Unschuld, und von der Sanftmuth, zu der wir erschaffen waren. Itzt müssen wir zu unsrer Erhaltung Blut vergießen, ob uns schon dieses von Natur einen Schauer erweckt. Alle Künste, deren wir uns bedienen, unsern Tisch angenehm zu machen, reichen kaum zu, uns die Aeser zu verstecken, die wir essen müssen, um unsern Hunger zu sättigen. Aber das ist noch unser kleinstes Unglück. Das Leben, das schon so sehr verkürzt ist, verkürzen wir noch mehr durch die Gewaltthätigkeiten, welche unter dem menschlichen Geschlechte einrissen. Der Mensch, den man in der ersten Zeit das Leben der Thiere schonen sah, ist nunmehr gewohnt, das Leben andrer Menschen nicht zu schonen. Es war umsonst, daß Gott gleich nach der Sündfluth verbot, Menschenblut zu vergießen. Umsonst hatte Gott geboten, um noch einige Spuren der ersten Sanftmuth zu erhalten, daß es zwar erlaubt seyn sollte, das Fleisch der Thiere, aber nicht ihr Blut, zu essen. Es gieng ein Mord nach dem andern vor. Es ist wahr, daß Cain noch vor der Sündfluth seinen Bruder seinem Neide aufgeopfert hatte. Lamech, der von Cain abstammete, hatte den andern Mord begangen, und es ist kein Zweifel, daß es noch mehrere Mörder gegeben, welche diesen verdammlichen Beyspielen gefolget sind. Aber die Kriege waren noch nicht erfunden. Nach der Sündfluth erschienen erst die Verwüster der Provinzen, welche man Eroberer hieß, die durch die Ehre zu herrschen angetrieben wurden, so viele Unschuldige auszurotten. Nimrod, der ein verfluchter

ter Abkömmling des verfluchten Chams war, fieng den Krieg an, um sich ein Reich aufzurichten. Seit der Zeit hat die Herrschaft keine Gränzen gehabt, und ist mit dem Leben der Menschen nach ihrem Gefallen umgegangen. Die Menschen sind so weit gegangen, daß sie einander umbringen, ohne einander zu hassen. Die größte Kunst, die am meisten geehret worden ist, ist die Kunst einander umzubringen.

So sieht der Anfang der Welt aus, wie uns Moses denselben beschreibt, ein Anfang, der überaus glücklich ist, und eine Folge von unendlichen Uebeln nach sich hat. Er ist in Ansehung Gottes beständig bewundernswürdig, und für uns ein reicher Anlaß zu Ueberlegungen, wenn wir ihn in unsern Gedanken übersehen wollen. Wir werden die Welt und das menschliche Geschlecht immer unter der Hand Gottes sehen, wie er es durch sein Wort aus dem Nichts hervorruft; wie er es durch seine Güte erhält, und durch seine Weisheit regieret; wie er es nach seiner Gerechtigkeit bestraft; wie er es durch seine Barmherzigkeit wieder errettet, und wie es immer seiner Macht unterworfen ist. Das ist nicht die Welt, wie sich einige Philosophen vorgestellet haben, die nach einigen durch eine ungefähre Zusammenkunft der ersten Stäubchen entstanden ist, nach dem Weisesten aber ihrem Urheber nur den Stoff dargeboten hat, sie daraus zu bilden, die folglich weder im Grunde ihres Wesens, noch in ihrem ersten Zustande von ihm abhängt, sondern ihn selbst

an gewisse Gesetze bindet, die er nicht verletzen kann. Moses, und unsre Altväter, deren Sagen er gesammelt hat, machen uns ganz andre Vorstellungen davon. Der Gott, den er uns gezeigt hat, besitzt eine ganz andre Gewalt; er kann erschaffen, und zugleich zernichten, wie es ihm gefällt; er giebt der Natur Gesetze, und ändert sie ganz und gar, wenn er will.

Wenn er zu der Zeit, da ihn die Menschen vergessen hatten, erstaunliche Wunder gethan, und die Natur gezwungen hat, wider ihre beständigsten Gesetze zu handeln, damit er sich den Undankbaren bekannt machen möchte, so ist er fortgefahren, uns zu zeigen, daß er ein unumschränkter Herr der Natur, und sein Wille das einzige Band sey, das die Ordnung in der Welt erhält.

Das war es eben, was die Menschen vergessen hatten: die Dauer einer so schönen Ordnung diente zu weiter nichts, als sie zu überreden, daß diese Ordnung von jeher und von sich selbst also gewesen wäre. Dadurch wurden sie geneigt, die Welt überhaupt, oder die Gestirne, die Elementen, und kurz, alle diese großen Körper, woraus sie bestehen, anzubeten. Gott hat also an dem menschlichen Geschlechte eine Güte bewiesen, die seiner würdig ist, indem er bey ausnehmenden Gelegenheiten diese Ordnung aufgehoben hat, welche sie nicht allein nicht mehr rührte, weil sie ihrer gewohnt waren, sondern sie auch geneigt machte,

so

so sehr verblendet waren sie! die Ewigkeit und Unabhängkeit außer Gott zu suchen.

Die Geschichte des Volkes Gottes, welche sowohl durch ihre eigene Folge, als auch durch die Redlichkeit sowohl derer, von denen sie beschrieben worden ist, als derer, die sie uns mit so vieler Sorgfalt aufbehalten haben, diese bewährte Geschichte hat uns in einem getreuen Verzeichnisse das Andenken seiner Wunder bewährt, und giebt uns dadurch eine wahre Vorstellung von der unumschränkten Herrschaft Gottes, dieses allmächtigen HErrn, über seine Geschöpfe, die er beweist, sowohl wenn sie sich beständig nach den allgemeinen, einmal bestimmten, Gesetzen richten müssen, als wenn er ihnen andere giebt, weil er zuweilen für nöthig findet, das eingeschlaffene menschliche Geschlecht durch eine erstaunliche That aus seinem Schlummer zu erwecken. Das ist also der Gott, den uns Moses in seinen Schriften, als den einzigen, vorgestellet hat, dem wir allein dienen sollen; das ist der Gott, den die Patriarchen vor ihm angebetet haben, mit einem Worte, der Gott Abrahams, der Gott Isaacs und der Gott Jacobs. Das ist der Gott, dem unser Vater Abraham seinen einzigen Sohn hat aufopfern wollen, dessen Hoherpiester, Melchisedec, das Vorbild Jesu Christi war; dem unser Vater, Noa, bey seinem Ausgange aus der Arche, opferte; das ist der Gott, den der gerechte Abel erkannte, als er ihm das Beste seiner Heerden zum Opfer brachte; der Gott, den

Seth, welchen Gott dem Adam an die Stelle des erwürgten Abels gegeben hatte, seinen Kindern bekannt machte, die darum auch Kinder Gottes genannt wurden. Das ist endlich der Gott, den Adam selbst seinen Nachkommen, als denjenigen, zeigte, aus dessen Händen er zuerst gekommen war; der Gott, der allem dem Elende seiner unglückseligen Nachkommenschaft abhelfen konnte.

Wie schön ist die Philosophie, die uns so reine Vorstellungen von dem Urheber unsers Wesen giebt! Wie herrlich ist die Tradition, die uns das Andenken seiner prächtigsten Werke erhält! Wie heilig ist das Volk Gottes, das in einer ununterbrochenen Folge vom Anfange der Welt her, bis auf unsre Tage, so herrliche mündlich fortgepflanzte Nachrichten und eine so heilige Philosophie erhalten hat! Allein, weil das Volk Gottes unter dem Patriarchen Abraham eine ordentlichere Gestalt gewonnen hat, so ist es nöthig, daß man sich bey einem so großen Manne ein wenig aufhalte.

Vom Abraham und den Patriarchen.

Abraham wurde ungefähr drey hundert und funfzig Jahre nach der Sündfluth zu einer Zeit gebohren, wo das menschliche Leben noch sehr lange dauer-

dauerte, ob es gleich schon in engere Gränzen eingeschlossen war. Noa war nun gestorben, Sem, sein ältester Sohn, lebte noch, und Abraham hat beynahe sein ganzes Leben mit ihm zubringen können.

Die Welt war also noch ganz neu, und so zu sagen noch von den Wassern der Sündfluth durchdrungen; die Menschen waren dem Ursprunge der Dinge ganz nahe, und brauchten zur Erkenntniß der Einheit Gottes und dem Dienste, den sie ihm schuldig waren, weiter nichts, als den Unterricht davon, der von Adam, bis auf den Noa, und weiter mündlich fortgepflanzet worden war. Diese Tradition stimmte im übrigen mit den Wahrheiten, welche die Vernunft erkannte, so überein, daß es schien, als ob eine so deutliche und wichtige Wahrheit niemals verfinstert werden könnte.

So ist der Zustand der Religion beschaffen, welcher bis auf Abrahams Zeiten dauert. Damals durften sich die Menschen nur ihr Gedächtniß und ihre Vernunft lehren lassen, wenn sie die Größe Gottes erkennen wollten. Allein die Vernunft war schwach und verderbt, und je weiter sich die Menschen von ihrem ersten Ursprunge entfernten, desto mehr verwirrten sie die Vorstellungen untereinander, die sie von ihren Vorfahren empfangen hatten. Die ungelehrigen oder übel unterrichten Kinder wollten ihren gekrümmten Großvätern nicht mehr glauben, die sie nach so vielen Geschlechtern kaum mehr kannten. Der

Verstand der Menschen, welcher ganz sinnlos geworden war, konnte sich nicht mehr zu erhabenen geistlichen Dingen erheben, die Menschen wollten nichts anbeten, als was sie sahen, und die Abgötterey breitete sich also auf der ganzen Erde aus.

Der Geist, welcher den ersten Menschen betrogen hatte, genoß dazumal die Früchte seiner Verführung, und sah die Wirkung des Wortes, das er gesagt hatte: Ihr werdet seyn, wie Gott. So bald er sie aussprach, gieng er darauf um, wie er in dem Menschen die Vorstellung von der Creatur vermengen, und einen Namen theilen könnte, dessen Majestät darinnen besteht, daß er keinem mitgetheilt werden kann. Sein Unternehmen gelung ihm. Die Menschen, die von Fleisch und Blut eingeschläfert worden waren, hatten dennoch von der göttlichen Macht eine dunkle Vorstellung behalten, die sich durch ihre eigenen Kräfte erhielt. Allein eben diese Vorstellung wurde mit den Bildern verwirrt, die durch die Sinne in die Seele gebracht wurden, und verleitete sie so weit, daß sie alle Dinge anbeteten, welche einige Thätigkeit und einige Gewalt besitzen. Folglich wurden die Sonne und die Gestirne, weil sie sich aus einer so großen Weite empfinden lassen, die ersten Gegenstände der öffentlichen Anbetung, und eben diese Ehre widerfuhr dem Feuer und übrigen Elementen, weil ihre Wirkungen sehr allgemein waren. Den großen Königen, und den Eroberern, und den Urhebern solcher Erfindungen, welche dem menschlichen Geschlechte

schlechte sehr nützlich waren, wurde bald auch die göttliche Ehre erwiesen. Die Menschen litten ihre Strafe dafür, daß sie sich ihren Sinnen unterworfen hatten. Die Sinne waren über alles Richter, und erschufen wider die Vernunft alle die Götter, welche man auf der Erde anbetete.

Wie weit war dazumal der Mensch von seinem ersten Zustande entfernt, und wie sehr war das Ebenbild Gottes in ihm entheiligt und unscheinbar worden! Konnte ihn wohl Gott mit so verkehrten Neigungen erschaffen haben, die sich von Tage zu Tage mehr äußerten? Und zeigte der wunderbare Hang desselben, sich einem jeden andern Dinge lieber, als seinem natürlichen HErrn, zu unterwerfen, die fremde Hand nicht deutlich genug, durch welche das Werk Gottes in der menschlichen Seele so schrecklich verwüstet worden war, daß man kaum noch einige Spuren davon sehen konnte? Dieser blinde Eindruck, der ihn beherrschte, stieß ihn fort, und er verlohr sich in der Abgötterey so weit, daß ihn nichts zurück halten konnte. Ein so großes Uebel nahm erstaunlich überhand. Aus Furcht, daß es nicht das ganze menschliche Geschlecht anstecken, und die Erkenntniß Gottes ganz vertilgen möchte, so gieng der göttliche Beruf an den Abraham, seinen Knecht. In seiner Familie wollte er seinen Dienst und den alten Glauben erhalten, der sowohl die Schöpfung des Weltgebäudes, als auch die besondere Vorsicht begriff, mit welcher er die Welt regieret. Abraham ist im Oriente beständig be-

rühmt

rühmt gewesen. Die Hebräer sind es nicht allein, die ihn als ihren Stammvater verehren. Die Idumäer rühmen sich gleichfalls dieser Ehre. Ismael, der Sohn Abrahams, ist unter den Arabern als derjenige bekannt, von dem sie herkommen. Die Beschneidung ist ihnen, als ein Kennzeichen ihres Ursprunges übrig geblieben, und sie haben dieselbe zu allen Zeiten nicht am achten Tag, wie die Juden, sondern im dreyzehenden Jahre empfangen, weil ihr Stammvater, Ismael, nach der Nachricht der heiligen Schrift, erst in seinem dreyzehnten Jahre beschnitten worden ist. Und diese Gewohnheit dauret unter den Mahometanern noch fort. Andere arabische Völker erinnern sich noch Abrahams, und der Ketura, und sind es eben, welche nach der heiligen Schrift aus dieser Ehe entsprungen sind. Dieser Patriarch war ein Chaldäer, und diese Völker, welche wegen ihrer astronomischen Beobachtungen bekannt sind, haben ihn unter ihre klügsten Sternseher gezählt. Die Geschichtschreiber von Syrien haben ihn zum Könige von Damascus gemacht, ob er gleich ein Fremdling, und von Babylon hergekommen war, und sie erzählen, daß er das Königreich Damascus verlassen habe, um seinen Sitz im Lande der Cananiter aufzuschlagen, welches nachher Judäa genannt worden ist. Allein wir wollen lieber anmerken, was die Geschichte des Volkes Gottes von diesem großen Manne erzählt. Wir haben gesehen, daß Abraham hat die Lebensart beybehalten, welche die Altväter hatten, ehe noch Königreiche entstunden. Er herrschte in seiner Familie,

milie, und lebte mit ihr in dem Hirtenstande, der wegen seiner edlen Einfalt und Unschuld so sehr berühmt ist. Seine Reichthümer bestunden in Heerden, in Sklaven, in Gelde, aber nicht in Ländern und Herrschaften, und er lebte selbst in einem fremden Königreiche als ein unumschränkter Prinz, und stund in dem größten Ansehen. Seine Gottesfurcht und seine Redlichkeit, die von Gott beschützt wurden, erwarben ihm dieses Ansehen. Er war Königen gleich, die seine Bundesgenossen zu werden suchten, und daher mag die alte Meynung gekommen seyn, daß er selbst die königliche Würde gehabt habe. Ob er gleich sein Leben in einer edlen Einfalt und friedlichen Stille zubrachte, so wußte er doch Krieg zu führen, aber dieses that er allein zur Vertheidigung seiner unterdrückten Bundesgenossen. Er vertheidigte und rächte sich durch einen merkwürdigen Sieg; er gab ihnen alle Reichthümer wieder, die er ihrem Feinde abgenommen hatte, und behielt nichts davon, als den Zehenten, den er Gott opferte, und den Theil für die Hülfsvölker, die er in den Streit geführet hatte. Im übrigen schlug er auch die prächtigen Geschenke der Könige, denen er doch einen so großen Dienst geleistet hatte, mit einer Großmuth aus, die ihres gleichen nicht hat, und er wollte nicht leiden, daß sich jemand rühmen möchte, er hätte Abraham reich gemacht. Er wollte keinem etwas zu danken haben, als Gott, der ihn beschützte, und vor dem er in einem vollkommenen Glauben und Gehorsam wandelte. Dieser Glaube leitete ihn, als

er sein väterliches Land verließ, und in dasjenige gieng, welches ihm Gott zeigte. Gott, welcher ihn berufen, und seines Bundes würdig gemacht hatte, richtete denselben unter folgenden Bedingungen mit ihm auf. Er versprach ihm, daß er sein Gott, und der Gott und der Beschützer seiner Kinder seyn wollte, und daß sie ihm, als dem einzigen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, dienen sollte. Er versprach ihm ein Land, und dieses war das Land Canaan, welches der beständige Aufenthalt seiner Nachkommenschaft und der Sitz der Religion seyn sollte. Er hatte keine Kinder, und sein Weib, Sara, war unfruchtbar. Gott schwur ihm bey sich selbst, und bey seiner ewigen Wahrheit, daß von ihm und seinem Weibe ein Geschlecht gebohren werden sollte, welches den Sternen am Himmel und dem Sande am Meere gleich seyn würde. Allein das folgende Versprechen Gottes ist noch weit merkwürdiger. Alle Völker stürzten sich immer tiefer in die Abgötterey. Gott versprach dem heiligen Patriarchen, daß in ihm und seinem Saamen alle diese blinden Völker, die ihn vergaßen, gesegnet, und und zu seiner Erkenntniß berufen werden sollten, in welcher der wahre Segen zu finden ist. Durch diese königliche Zusage ist Abraham der Vater aller Gläubigen geworden, und seine Nachkommenschaft sollte die Quelle seyn, aus der sich der Segen über die ganze Erde ergießen sollte. In dieser Zusage war das Versprechen von der Zukunft des Meßias eingeschlossen, der unsern Vätern so oft als derjenige verkündiget worden ist, der der Heiland aller

Heiden

Heiden und Völker auf Erden seyn sollte. Also wurde dieser gebenedeyte Saamen, welcher der Eva versprochen worden war, auch der Saame und ein Abkömmling Abrahams. Darauf beruht der Bund Gottes mit seinem Knechte Abraham; so sind die Bedingungen desselben beschaffen. Abraham empfieng das Siegel davon in der Beschneidung. Diese Handlung sollte anzeigen, daß dieser heilige Mann mit seiner ganzen Familie dem HErrn zugehörte. Abraham hatte noch keine Kinder, ehe der HErr anfieng, sein Geschlecht zu segnen. Gott ließ ihn auch nachher noch verschiedene Jahre ohne Kinder. Hierauf zeugte er den Ismael, den Stammvater eines großen Volkes, aber nicht des erwählten Volkes, das ihm so oft versprochen worden war. Der Vater dieses erwählten Volkes sollte von ihm und seiner Frau, Sara, herkommen, welche unfruchtbar war. Endlich wurde, dreyzehn Jahre nach der Geburt des Ismael, dieser so erwünschte Sohn gebohren. Er wurde Isaac genannt, und sein Name wurde von einem Worte abgeleitet, welches das Lachen anzeigt. Er war ein Sohn der Freude, ein Sohn des Wunders, ein Sohn des Versprechens, welcher durch seine Geburt beweist, daß die wahren Kinder Gottes aus Gnaden gebohren werden. Dieser gesegnete Sohn war schon groß, und zu einem solchen Alter gelangt, daß sein Vater nicht hoffen konnte, noch andere Kinder zu zeugen, als ihm Gott auf einmal den Befehl gab, ihn zu schlachten. In was für Versuchung nun wurde sein Glaube nicht geführt! Abraham führte seinen Sohn Isaac zu dem Berge, den ihm Gott gezeigt hatte, und wollte

den Sohn aufopfern, durch den allein ihn Gott zum Vater sowohl seines Volkes, als des Meßias, zu machen versprochen hatte. Isaac reichte seinen Leib dem Schwerdte willig dar, welches sein Vater schon fertig hielt, ihn damit aufzuopfern. Gott war mit dem Gehorsam des Vaters und des Sohnes zufrieden, und verlangte nichts mehr. Nachdem diese beyde große Männer der Welt ein so lebendiges und schönes Vorbild von der freywilligen Aufopferung Jesu Christi gewesen waren, und im Geiste schon die Bitterkeit seines Kreuzes geschmeckt hatten, so wurden sie für würdig gehalten, seine Vorfahren zu seyn. Abrahams Treue machte, daß ihm Gott alle seine Versprechungen bestätigte, und von neuem nicht allein seine Familie, sondern auch durch seine Familie alle Geschlechter auf Erden segnete.

Isaac, sein Sohn, und Jacob, sein Enkel, genossen in der That auch seinen Schutz beständig. Sie waren ihres Vaters Nachahmer; sie waren, wie er, dem alten Glauben ergeben; sie blieben bey der alten Lebensart, und waren Hirten, und behielten auch die alte Regierungsart bey, nach der ein jeder Vater das Haupt und der Prinz seines Hauses war. So lebte mitten unter den Veränderungen, die sich täglich unter den übrigen Menschen eräugneten, das heilige Alterthum in der Religion, und in der frommen Aufführung Abrahams und seiner Kinder wieder auf. Gott erneuerte auch dem Isaac und dem Jacob eben die Versprechungen, die er ihrem Vater, Abraham, gethan hatte,

und wie er sich den Gott Abrahams genannt, so nannte er sich auch den Gott Jacobs. Unter seinem Schutze fiengen diese drey große Männer an, in dem Lande Canaan sich beständig aufzuhalten; aber sie waren immer noch Fremdlinge darinnen, und besaßen nicht einen Fuß breit Landes, bis die Hungersnoth den Jacob nach Egypten zog, wo seine Kinder sich vermehrten, und gar bald nach der Zusage Gottes ein großes Volk wurden. Im übrigen unterließ doch dieser große Gott nicht, die Wahl seiner Gnade zu zeigen, obgleich dieses Volk, das er in seinem Bunde gebohren werden ließ, sich durch die Fortpflanzung des Geschlechtes ausbreiten, und der Segen in der Familie bleiben sollte. Denn nachdem er den Abraham mitten aus den Völkern erwählt hatte, so erwählte er unter seinen Kindern den Isaac, und hernach unter den Zwillingen Isaacs den Jacob, dem er den Namen Israel beylegte. Jacob hatte zwölf Kinder, welche die zwölf Patriarchen und die Stifter der zwölf Stämme wurden. Alle sollten an dem Bunde Antheil haben; allein Juda war unter allen seinen Brüdern erwählt, daß er der Stammvater der Könige in Israel und der Vater des Meßias seyn sollte, der seinen Vorfahren so oft verheißen worden war. Es sollte einmal eine Zeit kommen, da zehen Stämme wegen ihrer Untreue von dem Volke Gottes getrennet werden sollten. Alsdann sollte der Segen der Nachkommenschaft Abrahams, nämlich die Religion, der Besitz des Landes Canaan und die Hoffnung des Meßias nur in dem einzigen Stamme Juda erhalten werden, der den übrigen

Israeliten den Namen der Jüden, und dem ganzen Lande den Namen Judäa geben sollte. So äußerte sich die Wahl der göttlichen Gnade beständig, auch in diesem fleischlichen Volke, das sich durch die ordentliche Fortpflanzung erhalten sollte. Jacob sah im Geiste das Geheimniß dieser göttlichen Wahl. Da er sterben sollte, und seine Kinder, die um sein Bette herstunden, einen so liebreichen Vater um seinen Segen baten, so entdeckte ihm Gott den künftigen Zustand der zwölf Stämme, wenn sie in das versprochene Land gekommen seyn würden. Er offenbarte ihn in wenig Worten, und die wenige Worte schließen unzählige Geheimnisse in sich. Obgleich alles, was er von den Brüdern Juda sagt, mit einer außerordentlichen Pracht ausgedruckt ist, und einen Menschen verräth, welchen der Geist Gottes außer sich entzückt hat: so erhebt er sich doch noch höher, da er auf seinen Sohn Juda kömmt. Juda, sagt er, du bists, dich werden deine Brüder loben; deine Hand wird deinen Feinden auf dem Halse seyn, vor dir werden deines Vaters Kinder sich neigen. Juda ist ein junger Löwe, du bist hoch gekommen, mein Sohn, durch große Siege: Er hat nieder gekniet, und sich gelagert, wie ein Löwe und wie eine Löwinn; wer will sich wider ihn auflehnen? Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen, bis daß der Held komme, und demselben werden die Heiden anhangen. Das Scepter bedeutet das Ansehen oder die Gewalt. Die letzten Worte dieser Prophezeihung lauten nach einer vielleicht eben so alten Lesart an-

ders, zeigen aber im Grunde mit den schon angeführten Worten einerley; bis derjenige komme, dem alle Dinge vorbehalten sind. Das Folgende dieser Weissagung geht dem Buchstaben nach auf den Strich Landes, welchen der Stamm Juda in dem heiligen Lande einnehmen sollte. Allein man mag diese letzten Worte nehmen, wie man will, so gehen sie auf keinen andern, als den, welcher der Gesandte Gottes, der Diener und Ausleger seines Willens, in dem alle Versprechungen Gottes erfüllet sind, der König des neuen Volkes, nämlich der Meßias, oder der Gesalbte Gottes ist. Jacob redet nur gegen den einzigen Juda, aus dessen Geschlechte der Meßias gebohren werden sollte, ausdrücklich von ihm. Er begreift in dem Schicksale des einzigen Juda das Schicksal des ganzen Volkes, dessen andere Stämme nach seiner Zerstreuung wiederum mit dem Stamme Juda vereiniget werden sollten. Alle Worte der Weissagung sind klar; nur das einzige Wort Scepter könnte nach dem Gebrauche unsrer Sprache bloß für die königliche Würde genommen werden, da es überhaupt in der heiligen Sprache für die Gewalt, für das Ansehen und die obrigkeitliche Macht genommen wird. Man findet diesen Gebrauch des Wortes Scepter fast auf allen Seiten der heiligen Schrift. Man findet auch diesen Verstand in der Prophezeihung Jacobs offenbar, und dieser Patriarch will sagen, daß in den Tagen des Meßias alle Macht des Juda ein Ende haben soll, welches den völligen Untergang eines Staates nach sich zieht. Die

Zeiten

Zeiten des Meßias sind also hier durch eine doppelte Veränderung bezeichnet. Zum ersten wird das Königreich Juda und das jüdische Volk mit seinem völligen Untergange bedräuet. Zum andern soll ein neues Königreich, nicht aus einem einzigen Volke, sondern aus allen Völkern entstehen, dessen Haupt und Hoffnung der Meßias seyn soll. Das jüdische Volk wird in der Schreibart der heiligen Schrift allezeit in der einzelnen Zahl und vorzüglich das Volk, oder das Volk Gottes, genannt. Wenn sie aber von Völkern redet, so verstehen diejenigen, welche in der heiligen Schrift geübt sind, die andern Völker darunter, welche in der Prophezeihung Jacobs dem Meßias auch verheißen wurden. Diese große Weissagung begreift in wenig Worten die ganze Geschichte des jüdischen Volkes und des Meßias, der ihm versprochen wird. Sie bezeichnet die ganze Folge des Volks Gottes, und ihre Erfüllung dauert noch. Ich will also hier keine Auslegung machen; man hat derselben nicht nöthig; man darf nur bloß auf die Folge der Geschichte des Volkes Gottes Achtung geben, so wird sich uns der Inhalt und Verstand dieser Weissagung von selbst entdecken. Denn die Erfolge sind hier die besten Ausleger.

X XII.90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mertens, Hieronymus Andreas,

Die Schönheit der deutschen Sprache in auserlesenen prosaischen Stücken aus den besten Schritstellern der Nation. Zur Bildung der Sitten und des Geschmacks

Augsburg 1773

P.o.germ. 932
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114732-1
VD18 11156635